22 Bibl. Mont. -2

<36635625360012

<36635625360012

Bayer. Staatsbibliothek

Friedrich Schlegels
Geschichte
der
alten und neuen Litteratur.

Vorlesungen

gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zweyter Theil.

Wien,
bey Karl Schaumburg und Compagnie.
1815.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Neunte Vorlesung. Italiänische Litteratur. Allegorischer Geist des Mittelalters. Verhältniß des Christenthums zur Poesie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiänischen Dichtkunst überhaupt. Lateinische Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derselben. Altrömische Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts. . . . . 3.

Zehnte Vorlesung. Einige Worte über die Litteratur der nördlichsten und östlichen Völker in Europa. Ueber die Scholastik und deutsche Mystik des Mittelalters. . . . 38.

Eilfte Vorlesung. Allgemeine Betrachtung über die Philosophie vor und nach der Reformation. Poesie der katholischen Völker, der Spanier, Portugiesen und Itäliäner. Garcilaso, Ercilla, Camoens, Tasso, Guarini, Marino und Cervantes. . . . . . 74.

Zwölfte Vorlesung. Vom Roman. Dramatische Poesie der Spanier. Spenser, Shakspeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und französisches Trauerspiel. . . . . . 110.

Dreyzehnte Vorlesung. Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Bossuet, Pascal. Veränderung der Denkart. Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des französischen Atheismus und Revolutionsgeistes. . . . . . . 159.

Vierzehnte Vorlesung. Leichtere Geistesprodukte der Franzosen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Litteratur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rousseaus und Buffons Prosa. Volkslieder in England. Neueres italiänisches Theater. Kritik und historische Kunst der Engländer. Skeptische Philosophie und moralischer Glauben. Rückkehr zu einer bessern und höhern Philosophie in Frankreich. Bonald und St. Martin. William Jones und Burke. . . . . Seite 201.

Funfzehnte Vorlesung. Rückblick. Deutsche Philosophie. Spinosa und Leibnitz. Deutsche Sprache und Poesie im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz, schlesische Schule, Entartung des Geschmacks nach dem westphälischen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutsche Dichter aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweyte. Klopstock; Messiade und nordische Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaaße in die deutsche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottsched und sogenanntes goldnes Zeitalter. Erste Generation der neuern deutschen Litteratur oder Periode der Stifter. 235.

Sechszehnte Vorlesung. Blick auf das Ganze. Epoche der genialischen Schriftsteller. Richtung der Poesie auf die Natur, die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutsche Kritik. Lessing und Herder. Vorherrschende aesthetische Ansicht. Lessing als Philosoph. Denkfreyheit u. Aufkärung. Kaiser Joseph der Zweyte. Charakter der dritten Generation. Kantische Philosophie. Goethe und Schiller. Aussicht in die Zukunft. Fichte und Tieck. Welthistorische Bedeutung der deutschen Litteratur. Schluß. 280.

Geschichte der Litteratur.

Zweyter Theil.

Neunte Vorlesung.

Italiänische Litteratur. Allegorischer Geist des Mittelalters. Verhältniß des Christenthums zur Poesie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiänischen Dichtkunst überhaupt. Lateinische Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derselben. Altrömische Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts.

In den vorhergehenden Vorträgen habe ich versucht, ein Gemählde der verschiedenen europäischen Nationen, der Deutschen, Franzosen, Engländer, Spanier, und besonders ihrer Dichtkunst und Geistesbildung im Mittelalter und bis zum sechzehnten Jahrhundert zu entwerfen. Nur die Litteratur der Italiäner ist noch zurück, der ich diese Stelle anweise, weil sie den Uebergang macht von der Poesie des Mittelalters zu der neuen Litteratur der letztern Jahrhunderte, seitdem die Wissenschaften und durch sie auch die Künste im funf-

zehnten und sechzehnten Jahrhundert vielfach bereichert, und in gewissem Sinne wieder hergestellt worden.

Die ältere italiänische Dichtkunst schließt sich auf der einen Seite ganz an die Philosophie des Mittelalters, in dem allegorischen Gedichte des Dante; auf der andern Seite aber nähert sie sich am meisten antiken Vorbildern, und stand in genauer Verbindung mit dem Studium der alten Sprache. Die beyden Dichter Petrarca und Boccaz, waren selbst Gelehrte, welche an dem Verdienst der wieder erweckten und neu belebten Alterthumskunde einen großen Antheil nahmen. Der Rittergeist und die Ritterpoesie haben überhaupt in Italien am wenigsten geherrscht und Einfluß gehabt. Selbst Dante wollte sein Werk zuerst lateinisch dichten; Petrarca spricht von den Ritterdichtungen sogar mit Abneigung und Geringschätzung; und wenn auch Er dem Geist des Zeitalters durch seinen kunstreichen Minnegesang huldigte, so war es mehr die herrschende Gefühlsweise, die ihn mit fortriß, als deutlich anerkannte Ueberzeugung von dem eigenthümlichen Wesen, und der eigenthümlichen Vortrefflichkeit dieser neuern Dichtkunst. Denn nicht auf jenen Minnegesang, der ihn unsterblich gemacht hat, sondern auf ein lateinisches, jetzt nur durch seinen Verfasser noch bekanntes und merkwürdiges Heldengedicht vom Scipio hoffte er seinen Ruhm zu gründen. Dieses in dem ehemahligen Vaterlande des römischen Geistes so natürliche Schwan-

ken zwischen der altlateinischen und neuitaliänischen Sinnesart, Kunst und Sprache, zeigt sich auch noch in dem dritten großen Schriftsteller der ersten italiänischen Zeit, im Boccaz. Die spitzfindigen Geistesspiele der provenzalischen Liebesfragen und Streitigkeiten, und die unterhaltenden Novellen der nordfranzösischen Erzähler suchte er in dem für diesen Zweck fast zu ernsten, zu kunstreichen, und geschmückten Styl der Alten, in der Weise eines Livius und Cicero vorzutragen. Mehrere seiner Werke enthalten einen mißlungenen Versuch, die Mythologie der Alten in christliche Geschichten einzuflechten, oder auch christliche Begriffe in der Sprache und Mythologie des Alterthums auszudrücken, wie er z. B. in einem Ritterroman, wo dieses ohnehin zu entbehren war, Gott den Vater nicht anders als Jupiter, den Sohn Apollo, und den Fürsten der Hölle Pluto nennt. Zu einigen Rittergedichten in Versen nahm er den Stoff nach der Weise des Mittelalters aus der alten Mythologie, die er freylich besser kannte als andere deutsche oder französische Dichter, die vor ihm Aehnliches versuchten. Auch in dieser nicht glücklichen Wahl zeigt sich seine Vorliebe für das Antike, und sein nicht ganz gelingendes Streben, es mit der damahligen Poesie zu vereinen.

Der reichhaltigste, wichtigste und erfindungsreichste unter diesen drey alten italiänischen Dichtern war unstreitig Dante, dessen Werk alle Wissenschaften und Kennt-

nisse damahliger Zeit, das gesammte Leben des spätern Mittelalters, die ganze Umgebung des Dichters, ja auch Himmel und Hölle nach seiner Vorstellungsweise umfassend, schlechthin einzig in seiner Art ist, und unter den Begriff keiner Gattung sich fügt. Es hat zwar mehrere solche allegorische Gedichte im Mittelalter, besonders auch in provenzalischer Sprache gegeben; aber diese sind verlohren oder unbekannt, und Dante hat alle andere dieser Art so weit übertroffen, daß er sie verdrängte und nun allein vor uns steht. Wollte man die Poesie des Mittelalters unabhängig von dem Zwange einer allgemeinen Theorie, oder von den Kunstformen der Alten, die nicht darauf passen, bloß historisch, und ganz nach ihrem eignen Geiste betrachten und beurtheilen; so würde man drey Hauptgattungen als die wesentlichsten finden, das Rittergedicht, den Minnegesang und die Allegorie. Solche Gedichte nähmlich, in denen der Zweck und Gegenstand, die innere Einrichtung des Ganzen, ja auch die äußere Form schon allegorisch ist, wie in dem Werke des Dante. Denn sonst ist dieser allegorische Geist freylich in der gesammten Poesie des Mittelalters verbreitet und herrschend. Wie sehr auch in einigen Ritterdichtungen ein allegorischer Geist und Sinn sich regt und darin verhüllt ist, habe ich schon bey der deutschen Behandlung der Fabeln von der Tafelrunde und dem Graal erwähnt. Der Unterschied liegt darin, daß in

diesen allegorischen Ritterdichtungen der verborgene Sinn eingehüllt ist in einer Darstellung des Lebens, dahingegen beym Dante die Darstellungen des Lebens nur eingeflochten und eingeschaltet sind, in das künstlich abgetheilte Gehäuse und Gebäude seiner weltumfassenden Allegorie. Diesen allgemeinen Hang zur Allegorie, die im Mittelalter so herrschend war, daß man ihn fast überall voraussetzen muß, und nicht genug im Auge behalten kann, um alles richtig zu verstehen, hat das Christenthum allerdings viel beygetragen, zu erregen und zu verbreiten.

Betrachten wir die Bibel nach dem großen Einfluß, welchen sie auf die gesammte Litteratur und Poesie des Mittelalters und der neuern Zeit wirklich gehabt hat, oder auch nach den Wirkungen, welche sie als ein Buch, und in Rücksicht der äußern Form auf Sprache, Kunst und Geist der Darstellung haben mußte, und an sich haben könnte, so sind vorzüglich zwey Eigenschaften daran auffallend. Die erste ist die Einfalt des Ausdrucks, die Entfernung von aller Künsteley. Indem alle diese Schriften vorzüglich oder fast ausschließend von Gott und von dem innern Menschen handeln, ist der Ausdruck doch überall durchaus lebendig, es findet sich nirgends, was man eigentlich Metaphysik nennen könnte, jene Zergliederungen und Gegensätze, todten Begriffe und leeren Abstractionen, von denen die Philosophie aller Völker, von den Indiern

und Griechen bis auf die neuern Europäer, sich niemahls frey erhalten konnte, so oft sie es unternahm, jene höchsten Gegenstände alles Nachdenkens, Gott und den Menschen, mit ihren eignen Kräften ergreifen und darstellen zu wollen. Sie konnte dem angeerbten Uebel unauflöslicher Verwirrung, und eines stets mit sich selbst streitenden Denkens und der Verstandeskünsteley auch dann nicht entgehen, wenn sie, um ihm zu entfliehen, jenen hohen Fragen und Gegenständen entsagend, sich ganz in die Sinnenwelt zurückwarf, oder in das Bekenntniß der Unwissenheit einhüllte. Dieselbe Einfalt und Entfernung von Künsteley zeichnet auch den poetischen Theil der heiligen Schrift aus, so reich die dichterischen Bücher desselben auch an schönen und besonders an erhabenen Zügen sind. In Rücksicht auf die kunstreiche Form und Entfaltung kann die Einfalt dieser heiligen Poesie der Hebräer auf keine Weise mit dem Reichthum der griechischen Darstellungen verglichen werden. Dagegen gränzt in diesen, an die vollkommenste Blüthe der Schönheit fast immer unmittelbar schon die Entartung, und der höchsten Vollendung der Kunst folgt nicht selten, ja meistentheils ein üppiger und ausschweifender Geschmack, der sich in überflüßigem Schmuck, in Ueberladungen und in Künsteleyen gefällt. Es liegen viele Gründe in der Einbildungskraft des Menschen, in seiner ganzen Sinnesart, und in dem Gange seiner Neigungen und Ge-

fühle, um diese allgemeine Erscheinung in der Kunstgeschichte herbeyzuführen und zu erklären; viele Einflüsse, welche auf die zarte Blume der Schönheit, wenn sie kaum entfaltet ist, verderblich einwirken und sie im Innersten vergiften, und welche den edlen Ausdruck, wo er auch schon wirklich erreicht war, sofort wieder verfälschen und in Künsteley verkehren. Daher sind auch die christlichen Dichter der neuern Zeit, welche die Poesie der heiligen Schrift für ihre Dichtung benutzt, oder zum Vorbilde genommen haben, Dante, Tasso, Milton und Klopstock, ihrem Vorbilde weit mehr durch einzelne Züge von Erhabenheit ähnlich, als daß sie ihm in Rücksicht jener edlen Einfalt und Entfernung von aller Künsteley durchaus gleich kämen. Eine zweyte unterscheidende Eigenschaft der Schrift in Rücksicht auf die äußere Form und Darstellungsweise, welche den größten Einfluß auf unsere neuere Sprache und Poesie gehabt hat, ist die durchgehende Bildlichkeit und Sinnlichkeit, die nicht bloß in den dichterischen, sondern auch in den lehrenden und geschichtlichen Büchern und Abschriften herrscht. Bey den Hebräern kann man sie zum Theil als eine nationale Eigenschaft betrachten, welche mehreren orientalischen Völkern, wie den nächsten Stammverwandten der Hebräer, den Arabern, mit ihnen gemein ist. Das Verbot einer sinnlichen Abbildung der Gottheit, konnte bey den Hebräern dazu beygetragen haben diesen Hang zu verstärken,

weil die Einbildungskraft auf der einen Seite beschränkt, desto mehr auf der andern einen freyen Ausweg sucht. Eben dieselbe Wirkung hat das Verbot bildlicher Darstellung bey den neuern Mahomedanern hervorgebracht. Wo aber auch jene orientalische Bildlichkeit und eigentliche Poesie viel weniger oder gar nicht Statt findet, wie in den christlichen Büchern der Schrift, da ist gleichwohl ein sinnbildlicher, symbolischer Geist herrschend. Dieser hat seinen Einfluß tief eingreifend und allgemein über die ganze Denkart und Geistesbildung aller christlichen Völker verbreitet. Durch diesen symbolischen Geist, und den daher erzeugten Hang zur Allegorie, ist die Bibel für die Poesie und bildende Kunst des Mittelalters, ja auch der neuern Zeit auf andere Weise dasselbe geworden, was Homer für das Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Ansichten und Dichtungen. Freylich, wo der tiefere Sinn jener sinnbildlichen Geheimnisse nicht vollkommen verstanden ward, oder wo der Zweck und Gedanke, welchem das Symbol diente, nicht mehr so ernst und heilig blieb, entartete dieser Hang sehr oft in eine bloß willkührliche, mit Begriffen spielende und inhaltsleere Allegorie; weil sinnreicher Schmuck leichter ist als edle Einfalt, und auch die glänzendste Kunst ungleich gewöhnlicher, als die Tiefe der Wahrheit.

In Rücksicht der beyden zuletzt genannten Eigenschaften, wenn sie nur allgemein gefühlt würden, hätte

allerdings die Schrift für alle christliche Völker ein hohes Vorbild seyn können, noch allgemeiner als die Kunst und schöne Form der Griechen; und es würde, wenn nur der Geist des Christenthums überall lebendig, und alles durchdringend wirkte, schon dadurch selbst in der Sprache und Darstellung, in der Wissenschaft wie in der Kunst, jene edle Schönheit, welche Eins ist mit der Wahrheit, herrschend werden müssen, und auch dauerhaft bleibend. An und für sich aber ist das Christenthum selbst nicht eigentlich Gegenstand der Poesie; lyrische Gedichte, als unmittelbare Aeußerungen des Gefühls ausgenommen. Das Christenthum selbst kann wohl weder Philosophie noch Poesie seyn, es ist vielmehr das, was aller Philosophie zum Grunde liegt, ohne welche Voraussetzung diese sich selbst niemahls versteht, sich in leere Zweifelsucht, oder einen eben so leeren und nichtigen Unglauben, und in endlose Streitigkeiten verwickelt. Auf der andern Seite aber ist das Christenthum dasjenige, was über alle Poesie hinausgeht, dessen Geist allerdings wie überall so auch hier herrschen, aber nur unsichtbar herrschen soll, und nicht geradezu ergriffen und dargestellt werden kann.

Das Verhältniß des Christenthums zur Poesie und darstellenden Kunst ist von der größten Wichtigkeit, sobald die Frage ist, wie sich die Geistesbildung der Neuern überhaupt zu der des Alterthums verhalte, und in wiefern sie hierin mit diesem wetteifern, und eine gleiche

Stufe der Vollkommenheit erreichen können. Was wäre eine Poesie und Kunst, welche immer nur wieder jene Gestalten und Formen des Alterthums, deren Geist nicht mehr vorhanden ist, wie todte Schatten heraufführen; oder die das jetzige und neuere Leben darstellen wollte, aber immer nur die Oberfläche desselben, ohne je den tiefern Mittelpunkt aller, dem neuern Europa eigenthümlichen Ansichten und Gefühle zu berühren! Daher das immer wiederkehrende Streben ganzer Nationen und Zeitalter, und so vieler großen Talente, das Christenthum nicht bloß durch die bildenden Künste, sondern auch in der Poesie darzustellen und zu verherrlichen.

Die eigentliche Antwort auf diese wichtige Frage scheint mir in der schon angegebenen Wahrnehmung zu liegen, daß die indirecte Darstellung des Christenthums, der indirecte Einfluß seines Geistes auf die Poesie, wo nicht an sich der einzig richtige und wahre, so doch unstreitig bis jetzt der sicherste, und am meisten gelungene sey. In diesem Sinne ist die Ritterpoesie des Mittelalters, die freylich eben so, wie die gothische Baukunst, unvollendet blieb, und nirgends zu einer ganz vollkommnen Ausbildung und Form gelangte, eine wahrhaft christliche Heldenpoesie zu nennen; denn eben das, was sie von der Heldenpoesie der andern Völker, und der ältern Vorzeit unterscheidet, ist seinem Ursprunge und seinem Wesen nach unläugbar christlich.

Es ist der Geist der nordischen Vorwelt, der in diesen Dichtungen weht, es sind die Gestalten der alten Heldensage, aber verändert und verklärt, durch das herrschende Gefühl und den Glauben der Liebe, der auch die Spiele der Einbildungskraft verschönt, und ihnen eine höhere Bedeutung leiht. Versucht es der Dichter aber die Geheimnisse des Christenthums unmittelbar zu ergreifen, so scheinen sie sich als ein fast unerreichbares Ziel und zu hoher Gegenstand, der Darstellung eher zu entziehen. Wenigstens ist noch kein Versuch dieser Art, so große Talente sich demselben auch gewidmet haben, in dem Grade gelungen, daß jedes Gefühl von Disharmonie wegfiele. Dieses gilt auch von dem ersten und ältesten der großen christlichen Dichter, dem Dante noch einigermaßen, wie es bey den spätern Nachfolgern, dem Tasso, Milton, Klopstock, oft bemerkt worden ist. Mehr als jedem andern ist es dem Dante gelungen, himmlische Erscheinungen, und paradisische Entzückungen wirklich anschaulich, und wahrhaft dichterisch darzustellen. Gleichwohl kann man nicht läugnen, daß die Poesie und das Christenthum auch bey ihm nicht in vollkommner Harmonie sind, und daß sein Werk zwar nicht im Ganzen, aber doch Stellenweise nur ein theologisches Lehrgedicht sey. So ganz poetisch und zu den kühnsten Visionen seine Einbildungskraft geneigt war, so hatte doch auch wieder die damahlige Scholastik einen großen Einfluß auf diesen sonderbaren Geist.

Sonst ist dieses in seiner Art einzige Werk reich an Leben; nach dem Umkreise der drey dargestellten Welten, der Finsterniß, der Reinigung, und des vollkommnen Lichtes, stellt er uns eine Reihe der mannichfaltigsten Charaktere, kraftvoll mit kühnen Zügen gezeichnet, in den verschiedensten Zuständen dar; von dem tiefsten Abgrund innrer Zerstörung und rettungsloser Qual, durch jede Stufe der Hoffnung, und des Leidens hindurch, bis zu der höchsten Verklärung hinauf. Weiß man sich ganz in seinen Geist und seine besondern Ansichten und Absichten zu versetzen, dringt man ein in die Zusammensetzung seines Werkes, so findet man allerdings auch hier überall Einheit und Zusammenhang; wie dann dieses Werk nicht bloß durch den Reichthum der Erfindung, und die eigne Zusammensetzung, sondern auch dadurch als ganz einzig erscheint, daß der Dichter einen solchen Entwurf mit dieser Kraft und Ausdauer durchzuführen vermochte. Aber das ist eben das Uebel, daß dieser Zusammenhang und diese Einheit, nicht klar und leicht verständlich dem Auge erscheint, sondern daß es eine große Vorbereitung, eine weitläuftige Zurüstung der verschiedensten Kenntnisse und Wissenschaften erfordert, ehe man dieses Gedicht im Ganzen wie im Einzelnen durchaus verstehen kann. Seinen Zeitgenossen, und der unmittelbar auf ihn folgenden Generation war seine Geographie und Astronomie nicht so fremd wie uns, die vie-

len Anspielungen aus der florentinischen Geschichte lagen ihnen viel näher, und selbst die Philosophie des Dichters war die des damahligen Zeitalters. Dennoch bedurfte es auch für sie eines Commentars, und so ist es denn gekommen, daß der größte und nationalste aller italiänischen Dichter im Ganzen doch nicht der Dichter seiner Nation geworden ist. Zwar wurde er einige Menschenalter hindurch, wie ein zweyter Homer, durch einen öffentlich bestellten Lehrer in seiner Vaterstadt erklärt und erläutert, aber nicht das Werk selbst und der Geist des Ganzen, sondern nur einzelne Stellen aus ihm sind in lebendiger Wirkung geblieben. Kein anderer Dichter seiner Nation kommt ihm an kühnen und großen Zügen, in Schilderung des Charakters und der Leidenschaften auch nur von ferne gleich, und keiner hat den italiänischen Geist und Charakter so tief ergriffen, und so sprechend darzustellen gewußt. Das Einzige, was man in dieser Hinsicht an ihm vermissen, oder tadelhaft finden könnte, ist die überall verbreitete ghibellinische Härte. Es zeichnete diese im spätern Mittelalter für die überwiegende Allgewalt der weltlichen Herrschaft kämpfenden Ghibellinen, ein ganz eigner stolzer, hochfahrender Geist und eine fast grausame Strenge und Härte des Gemüths aus, welche man aus den Geschichten und Denkmahlen jener Zeit kennen muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Auch die spätern Zeiten bis auf die unsrige haben ihre

Ghibellinen gehabt, die alles Heil der Menschheit von einer bloß auf das Weltliche gerichteten Herrschaft erwarten, und die Macht des Unsichtbaren läugnen möchten, die sich doch immer zur rechten Zeit fühlbar macht und deutlich ans Licht tritt; aber diese Ghibellinen einer spätern überverfeinerten Zeit zeichnen sich mehr durch die Biegsamkeit und die Bereitwilligkeit aus, mit welcher sie wie eine weiche Masse den Stempel annehmen, den eine überlegene Kraft ihnen aufdrückt, die ihnen um so größer und herrlicher erscheint, je mehr sie sich auch durch zerstörende Wirkungen bewährt. Von ähnlicher Herrschbegier entbrannt, war unter jenen alten Ghibellinen Stolz und heroische Kraft zu allgemein verbreitet, es waren der Kämpfer, die gegeneinander standen, und der großen Charaktere, die sich einer den andern hemmten, zu viele, als daß der Erfolg ein solcher hätte seyn können. Es entstand nur eine kraftvolle Anarchie, ein allgemeines Ringen und Gähren gewaltiger Charaktere und Kräfte, aber zunächst noch nicht die gleichförmige Erschlaffung, welche nicht bloß Folge und Nachwirkung, sondern auch veranlassende Gelegenheit und mitwirkende Ursache des Despotismus ist. Immer aber bleibt die ghibellinische Härte, welche sich im Dante gewiß in einer nicht unedlen, und wohl erhabenen Gestalt darstellt, am Dichter ein Tadel, da sie nicht bloß auf die äußere Schönheit und

Form, sondern auch auf die innere Schönheit und Gefühlsweise ihren rauhen Einfluß erstreckt.

Dieß sind die Flecken, welche ich der verdienten Bewunderung unbeschadet, an diesem größten aller christlichen und aller florentinischen Dichter glaubte bemerken zu müssen.

Dem Petrarka habe ich schon seine eigentliche Stelle angewiesen, da ich die ihm eigne kunstreiche Vollendung bey der allgemeinen Schilderung des Minnegesangs der verschiedenen Nationen erwähnte. Dieß ist die Gattung, zu der seine Gedichte gehören, und mit dem deutschen oder spanischen Minnegesang muß man diesen italiänischen vergleichen, um ihn richtig zu beurtheilen, und seinen eigenthümlichen Charakter aufzufassen. Dieser besteht eben darin, daß Petrarka kunstreicher, geistiger, Platonischer ist als die andern Minnedichter des Mittelalters. Haben doch einige seiner Erklärer behaupten wollen, daß er unter der Laura gar keine wirkliche Geliebte verstanden, sondern unter diesem Nahmen eine geistige und sinnbildliche Idee besungen habe. Dagegen ist man denn mit authentischen Beweisen von ihrer wirklichen Existenz aufgetreten, von ihren ehelichen Verhältnissen, und von der durch Kirchenbücher beglaubigten zahlreichen Familie, die sie hinterlassen. So viel ist indessen gewiß, daß auch ein allegorischer Sinn und Geist in Petrarka's Gedichten sich ausspricht, der oft ganz deutlich und ohne alle an=

dere Nebenbeziehung hervortritt, und den, wie schon oben bemerkt wurde, man bey den Werken des Mittelalters fast überall voraussetzen und aufsuchen darf. In der Verskunst und als Bildner seiner Sprache ist Petrarka einer der ersten Künstler, welche in irgend einer der romanischen Sprachen jemahls gedichtet haben.

Eben so kunstreich wie Petrarka zur Poesie, suchte Boccaz die italienische Prosa auszubilden; doch leidet sie auch bey ihm an der langen periodischen Verwicklung, von welcher der einzige Machiavell ganz frey ist.

Jene drey florentinischen Dichter, Dante, Petrarka, Boccaz, hatten jeder einen ganz neuen Weg gebahnt, die darstellende Kunst von einer eigenthümlichen Seite ergriffen; Dante die allegorische, Petrarka die lyrische Dichtkunst, Boccaz den Roman und die Novellen, die Darstellung in Prosa, obwohl mit eingemischten Gedichten. Alle drey fanden eine Menge von Nachfolgern, obwohl Dante, einzig in seiner Art, gar nicht geeignet war, Andern zum Vorbilde der Nachahmung zu dienen, und die Petrarkischen Lieder, wie die Novellen in Prosa, durch die häufige Wiederhohlung, und den Ueberfluß, bald ermüden mußten. Erst spät im funfzehnten Jahrhundert, nachdem auf diesen Wegen gar keine Lorbeeren mehr zu erndten waren, entschlossen sich die Italiäner das eigentliche Rittergedicht zu versuchen, welches Boccaz in die Sphäre der griechischen Mythologie und der trojanischen Fabel

hatte versetzen wollen. Der erste bekannte unter den Vorgängern des Ariost, war der Florentiner Pulci. Von einem Dichter, der mit den Alten schon sehr vertraut, in der Gesellschaft der Medicäer seine Rhapsodieen absang, sollte man ein günstiges Vorurtheil hegen; aber das Werk selbst entspricht der Erwartung nicht ganz; es gehört zu denen, in welchen Scherz und Witz, den Mangel an Poesie, oder doch den Unzusammenhang der unwahrscheinlichen und sinnleeren Erdichtungen, selbst darüber spottend, ersetzen sollen. In der Erzählung weiß man selten recht, was Parodie oder Ernst ist; der Witz ist so ganz local und florentinisch, daß er uns kaum verständlich bleibt; und das Ganze ist nur als ein Beweis merkwürdig, wie fremd dem italiänischen Geist zuerst das eigentlich Romantische war. Weit glücklicher ist Bojardo, der nächste Vorgänger des Ariost, dessen unvollendetes Werk dieser zuerst nur fortsetzen wollte, es eben dadurch aber in Vergessenheit gebracht hat. Von Seite der Erfindung und der Fülle der Fantasie, die man ihm sonst wohl zutraut, verliert Ariost viel, sobald man seine Quelle kennen lernt. Der ganze Vorrath von Erfindungen und Erzählungen, womit er uns unterhält, findet sich schon bey seinem Vorgänger, und auch die mahlerische Kraft der Beschreibung ist dieselbe; nur die größte Sorgfalt, Leichtigkeit und Anmuth in Sprache und Vers hat Ariost voraus, und etwa den Vorzug, daß er Stellen aus der Odysse,

den Ovid, oder sonst einzelne Blumen aus den alten Dichtern glücklich zu benutzen und zu entlehnen weiß.

Es ist bemerkenswerth, daß die Ritterpoesie der Italiäner nicht in Florenz zur vollkommenen Blüthe gelangt ist, sondern in der Lombardey, wo auch die deutsche Baukunst des Mittelalters Eingang fand, wo auch der Styl der Mahlerey mit dem der Deutschen verwandter, oder ihm doch nicht so ganz fremd war, als in Florenz oder Rom. Man darf nur die einzelnen Hauptstaaten des alten Italiens durchgehen, um es begreiflich zu finden, daß der Rittergeist hier weit weniger herrschend, und von Einfluß auf Sitten, Denkart und Dichtkunst seyn konnte, als in dem übrigen gebildeten Abendlande. In Florenz ward der Geist schon früh ganz demokratisch; in Venedig war alles nur auf den Handel gerichtet, in Sitten und Geschmack manches mehr dem orientalischen nachgebildet, oder halbgriechischen, als im übrigen Abendlande. In Neapel war der Rittergeist seit den Normannen wohl nicht ganz erloschen, aber von fremden Königen beherrscht, und im Wechsel der Herrschaft oft beunruhigt, oder auch sonst durch was immer für ungünstige Umstände zurückgehalten, nahm Neapel an der höhern Geistesbildung des nördlichen Italiens nur einen entfernten Antheil. In Rom, als dem Mittelpunkt der Kirche, war der Sinn auf etwas anders gerichtet, und mehr auf den Glanz der bildenden Künste, welche die Kirche zu ver-

herrlichen bestimmt waren, als auf die ritterliche Poesie. Erwachten ja die Erinnerungen des Nationalgefühls, so nahm es hier doch eine ganz andere Richtung, und verlohr sich in leere Gedanken von der Wiederherstellung einer Republik, und des alten Rom in seiner ehemahligen republikanischen Größe; wie es sich bey den Verirrungen des Rienzi zeigte, die selbst Petrarka theilte und bewunderte.

Dieß sind die Ursachen, warum die Poesie der Italiäner, welche durch ihre kunstreiche Vollendung am meisten auch bey andern Nationen Einfluß gewonnen hat, und fast ein Allgemeingut des ganzen gebildeten Europa geworden ist, im Ganzen mehr zum Antiken und zur Philosophie sich neigte, weniger aber, und erst in ihrer spätern Epoche vom Rittergeiste beseelt war.

Ungleich glänzender als in der Poesie war das funfzehnte Jahrhundert für Italien in der Mahlerkunst, deren eigentlicher Flor in demselben begann, und etwa bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fortdauerte. Nebst der wieder erweckten alten Litteratur, hat die Kunst am meisten beygetragen dieses Zeitalter als das der Medicäer oder Leo des Zehnten zu verherrlichen. Einzelne Mahler in Italien mögen schon früh die Ueberbleibsel von der bildenden Kunst der Alten für eine strengere Zeichnung, und genauere Kenntniß des Körpers benutzt haben, und durch den Anblick der Antike im Allgemeinen zu mannichfaltigen hohen

Ideen von Form und Schönheit begeistert worden seyn. Im Ganzen fand keine eigentliche Nachahmung der Antike Statt, selbst bey denen Mahlern nicht, welche am meisten wissenschaftliche Kenntnisse vom Alterthum besaßen; eine Kenntniß, die nur wenigen unter ihnen eigen war, und vielen der Ersten und Größten fehlte. Mit der eigentlichen Nachahmung der Antike im sechzehnten Jahrhundert, begann auch schon das Sinken der Kunst. Früher als sie in ihrer Blüthe stand, war der Geist dieser Mahlerey ein durchaus neuer und eigner, bald ein allgemein christlicher, auf die Ideen der Religion gerichteter, bald mehr national und italiänisch, in den glücklichsten und vollkommensten Hervorbringungen beydes gleich sehr. Daher hat die Mahlerkunst in diesem Zeitalter eine viel größere Herrlichkeit und höhere Blüthe erreicht, als die Poesie; denn welchen Dichter desselben könnte man wohl dem Raphael gleich stellen? Die Poesie aber blieb nicht so selbstständig und von Nachahmung rein. Seit der Wiedererweckung der alten Litteratur, und der allgemeinen Verbreitung so vieler bisher noch weniger bekannten alten Dichter, zeigte sich bey allen Nationen des neuern Europa, und zuerst bey den Italiänern, verunglückte Versuche der Nachahmung und Nachkünstelung. Selbst das wahre Genie blieb nicht immer ganz frey von diesem schädlichen Einfluß; Camoens und Tasso, die größten epischen Dichter der Neuern, würden sich ungleich mäch-

tiger, freyer und schöner entwickelt haben, wenn nicht die virgilische Form eines Heldengedichts ihnen vor Augen gestanden, ihren Dichtergeist beschränkt, und hier und da irre geleitet hätte. Aber noch auf andere Weise ward die alte Litteratur, der Poesie und selbst der neuern Sprache nachtheilig. Man fing wieder an so allgemein lateinisch zu schreiben und zu dichten, daß man die Landessprache darüber vernachlässigte. Nebst Italien hat besonders Deutschland, wo die alte Litteratur vor allen andern Ländern mit dem gleichen Eifer betrieben wurde, dadurch viel gelitten, und einige wahre und vortreffliche Dichter sind auf diesem Abwege für die Sprache und Nation verlohren gegangen; indem man es erst zu spät erkannt hat, daß keine Poesie in einer todten Sprache lebendig zu wirken vermag. Unter Kaiser Maximilian wurden wohl lateinische Dichter gekrönt, aber so viel mir bekannt ist, keiner in deutscher Sprache, ungeachtet der Kaiser diese vor allen liebte, und selbst übte; selbst Schauspiele wurden lateinisch vor ihm aufgeführt. Die sichtbare Entartung und Verwilderung der deutschen Sprache in Vergleich mit ihrer frühern Blüthe, schiebt man gewöhnlich den Streitigkeiten und bürgerlichen Kriegen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts zu. Gewiß haben diese das Uebel vermehrt; allein da sich jene Entartung der Sprache, wenigstens der Poesie, auch schon vor der Reformation zeigt, und bey solchen Schriftstellern, die

ihre Bildung noch ganz in der frühern Zeit empfangen hatten, so scheint mir die erste Ursache darin zu liegen, daß jetzt die meisten und vorzüglichsten Schriftsteller und Dichter wieder anfingen die Landessprache zu verschmähen, lateinisch zu schreiben und zu dichten. In Deutschland mußte, weil hier alles weniger geregelt, in Ordnung und Einheit war, dieses noch nachtheiliger wirken, als in Italien, wo man an den ersten großen florentinischen Dichtern und Schriftstellern aus dem vierzehnten Jahrhundert schon eine feste und schöne Norm für die Landessprache besaß, welche die neuen Lateiner doch nicht wieder zu verdrängen vermochten.

Nicht an der alten Litteratur lag die Schuld, sondern an dem Gebrauch, oder vielmehr an dem Mißbrauch, den man neben der guten Anwendung davon machte. Diese große Erweiterung des historischen und dadurch auch alles übrigen Wissens im funfzehnten Jahrhundert, die Bekanntschaft mit so vielen Quellen der Erkenntniß, und herrlichen Denkmahlen der Kunst und Geistesbildung, war an sich ein großes und unschätzbares Gut. Aber irren würde man sich freylich, wenn man glaubte, die volle Aussaat habe überall gute Früchte, und nirgend Unkraut getragen; die so plötzlich erworbenen geistigen Reichthümer seyen gleich gut angewandt und so verarbeitet worden, wie wir es jetzt wohl einsehen und verlangen, daß sie verarbeitet und

selbstthätig angeeignet werden sollen. Ich finde in dieser Hinsicht den Geist der neuern Europäer in den verschiedenen Jahrhunderten sich viel ähnlicher, als man gewöhnlich annimmt. Ich sehe überall die gleiche leidenschaftliche Wißbegier, welche mit rastloser Thätigkeit umherforschend, jede dargebotene neue und große Erweiterung der Erkenntniß mit Heftigkeit, ja man möchte sagen, mit Wuth an sich reißt, sich ganz darin verliert, diese neu erworbenen Begriffe nun auf alles anwenden will, dadurch auf eine Zeit lang für das Andere, was eben so wesentlich wäre, blind wird, bis in der allgemeinen Erschütterung und Gährung die zerstörenden Wirkungen um sich greifen, welche alle Revolutionen, auch die des Geistes und der Geistesbildung mit sich führen, und wo denn ein großer Theil von allen dem Guten und Großen wieder zu Grunde geht, was sich anfangs von den neu eroberten oder gewonnenen Reichthümern, für die Kunst und Erkenntniß, für die Bildung und das Leben hoffen ließ. Auch im Zeitalter der Kreuzzüge, als mit der Kenntniß des Morgenlandes, die Wissenschaft der Araber bekannt, und die Philosophie des Aristoteles herrschend wurde, die verschiedenen Nationen mehr in Berührung kamen, war die geistige Thätigkeit mit einem Mahl unglaublich erhöht worden, es war eine ganze Welt von neuen Ideen im Umlauf gekommen. Daß aber auch diese besonders im dreyzehnten Jahrhundert mit einem Mahle

sich kundgebende Erweiterung und Revolution des menschlichen Geistes gar nicht so angewandt worden, wie es zu wünschen gewesen wäre, das ist jetzt allgemein anerkannt. Es erfolgte zunächst und im Allgemeinen daraus ein Sectengeist, der in den Schranken der Schule bloß als Barbarey erschien, bald aber seine zerstörende Wirkung auch auf die Kirche, die Staaten und das Leben äußerte. Unter allen plötzlich bereicherten und geistig befruchteten Zeitaltern Europa's ist das funfzehnte Jahrhundert vielleicht das glänzendste, als durch den systematischen Gebrauch des Compasses, durch immer fortschreitende Bemühungen und Entdeckungen endlich der Weg nach Indien und Amerika gefunden ward, und nun zum ersten Mahle vor den Augen der erstaunten und gleichsam mündig gewordenen Menschen, sein Wohnort, die Erde, nach ihrer ganzen Größe und Beschaffenheit, klar und offen da stand; während zu gleicher Zeit die wieder erweckte alte Litteratur dem Verstande eine neue geistige Welt zeigte, die Buchdruckerkunst, ein Mittel zur Verbreitung und Vervielfältigung der Kenntnisse, und zur Erregung des Geistes darbot, was bey der ersten Bekanntwerdung einem Wunder gleich scheinen mußte. Ich finde aber die gleiche Regel und Bemerkung über den Gebrauch, welchen man von dem plötzlich gemachten Reichthum größtentheils machte, auch hier noch anwendbar, wie ich schon angedeutet habe, und noch weiter entwickeln

werde. Die dritte allgemeine Revolution im wissenschaftlichen Gebiete, und im Geiste des neuern Europa, liegt unsern Zeiten näher. Durch die unermeßlich großen Fortschritte, welche die Mathematik, und mit ihr die Naturkunde im siebzehnten Jahrhundert machte, und die im achtzehnten Jahrhundert nur weiter entwickelt und fortgesetzt wurde, sind zugleich alle mechanische Kenntnisse und technische Fertigkeiten so unglaublich erweitert worden, daß fast die ganze Lebenseinrichtung des menschlichen Geschlechts völlig verändert worden. Wer möchte wohl läugnen, daß diese Kenntnisse an sich herrlich und bewundernswerth, daß nichts erhebender ist als diese Herrschaft des Menschen über die Körper- und Sinnenwelt, die seiner ursprünglichen Hoheit und Bestimmung entspricht? War aber diese Herrschaft über die Körperwelt auch mit der Herrschaft über sich selbst verbunden? War die durchaus physische und mathematische Denkart, welche aus jener Richtung des Geistes, auch über sittliche Gegenstände sich verbreitete, die richtige und angemessene? Die Folgen, welche diese Denkart, und daraus erzeugte Philosophie auf Religion und Sitten, auf die Staaten und das Leben gehabt hat, sind schon so klar entwickelt, daß sie jetzt schon allgemein, als unglücklich und nachtheilig anerkannt werden, und bald wohl gar keine Verschiedenheit des Urtheils mehr darüber Statt finden wird.

Ich kehre zurück zum funfzehnten Jahrhundert, wo ich zunächst des Nachtheils erwähnte, welchen die ausschließende Vorliebe für die alte Litteratur und Sprache schon damahls der fernern Ausbildung der lebenden Sprache und der in ihr sich darstellenden Poesie der neuen Zeit zu bringen drohte. Es darf uns um so weniger befremden, wenn wir hier mancherley Schwankungen, und einzelne Verirrungen gewahr werden, da die Geschichte der Geistesbildung der Neuern uns überhaupt nichts anders darbietet, als einen stäten Kampf zwischen dem Alten und Fremden, was für die Bildung, für die Erkenntniß und Form unentbehrlich ist, und dem Neuen, Eignen und Vaterländischen, was der eigentliche Lebensgeist jeder lebendigen, wirksamen und nationalen Litteratur und Poesie seyn und bleiben muß.

Einige von den neuern Lateinern des funfzehnten Jahrhunderts in Italien mögen wohl die ernstliche Absicht gehabt haben, die Vulgarsprache ganz zu verdrängen, und die alte römische wieder allein herrschend und zu einer lebenden zu machen. Nicht bloß die Mythologie und Sprache der Alten wurden wieder eingeführt, oft mit der unpassendsten Anwendung auf neuere und christliche Gegenstände; es ist bedeutend, daß viele es nicht mehr elegant fanden, von Gott in der einfachen Person zu reden, sondern statt dessen nach Art der Alten „die Götter" sagten; auch die Sitten und Lebenseinrichtungen der Alten wurden hie und da in Italien

mit einem thörichten Eifer, soll man sagen, nachgeahmt oder nachgeäfft. Nicht bloß die Staatsverfassung, sondern auch die Religion der Alten wieder einzuführen, mag bey einigen wohl der ernstliche Wunsch, oder wenigstens der vorübergehende Gedanke entstanden seyn. Doch solche Verirrungen, die noch nicht zur Ausführung kommen konnten, möchte man als unbedeutend übergehen. Ungleich ernsthafter und von dem größten Einfluß auf die Staaten und das Leben, erscheint die mit der alten Litteratur auch wieder erwachte altrömische Denkart in einem großen Schriftsteller dieses Zeitalters, dem Machiavelli. Im Styl und in der Kunst der Geschichtschreibung ist er einzig, nicht bloß unter den Italiänern, sondern überhaupt unter den Neuern, und den Ersten unter den Alten gleich. Kraftvoll, schmucklos und gerade zum Ziel treffend, wie Caesar, ist er dabey tief und gedankenreich, wie Tacitus, aber klarer und deutlicher als dieser. Nicht irgend Einer ist sein Vorbild gewesen, sondern von dem Geist des Alterthums überhaupt durchdrungen, ist ihm ohne alle Absicht und Nachkünstelung zur andern Natur geworden, stark, lebendig, und angemessen zu schreiben, wie die Alten. Die Kunst der Darstellung findet sich bey ihm nur, wie von selbst, sein stätes Ziel ist der Gedanke. Aber, wie läßt sich nun seine Denkart, und die ihm eigne Staatskunst, welche nur allzu herrschend geworden ist, rechtfertigen, oder auch nur erklären, wie ist

sie überhaupt zu beurtheilen? Daß er das Ideal eines ruchlosen Tyrannen, wie ein Exempel= und Lehrbuch für Herrscher und Fürsten aufgestellt, sucht man dadurch zu rechtfertigen und zu beschönigen, daß man sagt, es sey nicht so gemeint gewesen, er habe seinem Zeitalter und seiner Nation vielmehr nur ein treues Bild ihres eignen politischen Verderbens aufstellen wollen. Ungeachtet nun gewiß ist, daß Machiavelli durchaus republikanisch dachte und ein glühender Patriot war, so will doch jene Erklärung durchaus nicht recht passen. Richtiger mag es daher seyn, die Erklärung eben in seinem Patriotismus zu suchen, mit seinen übrigen Staatsansichten und Grundsätzen zusammengenommen. Es ist, als ob er den Ersten seiner Nation stillschweigend hätte andeuten wollen, um Italien zu befreyen, müsse man eben die, wenn auch noch so verzweifelten, oder unsittlichen Mittel ergreifen, wodurch andere es zu Grunde gerichtet und unterjocht hatten; so müsse man den Feind mit seinen eignen Waffen bestreiten; das Vaterland zu retten, sey alles erlaubt. — Wie er von den Ausländern dachte, kann seine äußerst merkwürdige kurze Vergleichung der Franzosen und der Deutschen dienen. Mit einem bewundernswerthen Scharfsinn zeigt er, daß die Deutschen gar nicht so mächtig seyen, als man sie glaube, und daß dagegen die Macht der französischen Könige äußerst furchtbar und in stätem Anwachs sey. So gedankenreich und treffend

aber auch Machiavellis kurze Charakteristik beyder Nationen erscheinen mag, ist sie nichts weniger als schmeichelhaft; der einen wirft er unter allen möglichen Beziehungen den Mangel an Treue und Glauben vor, die er fast als eine angebohrne Eigenschaft zu betrachten scheint, der andern aber als den Hauptfehler die ungebändigte Freyheits-Liebe, und die innere Uneinigkeit und Streitsucht, welche ihr Reich schon aufgelöst habe, und auch ihre Macht und Kraft ganz zu Grunde richten und herunter bringen werde.

So dachte er von andern Nationen, was man ihm bey den damahligen Schicksalen Italiens, seiner Vaterstadt, und seiner selbst wegen nicht unbedingt verübeln kann. Der Grundsatz aber, die gefährlichsten Feinde Italiens, nähmlich die innern, mit ihren eignen unsittlichen Waffen, und auf eine der ihrigen ähnliche Art zu bekriegen, läßt sich auf keine Weise billigen; denn es waren ja nicht die einzelnen Gräuelthaten dieser kleinen Tyrannen, welche Italien ins Unglück gestürzt hatten, sondern die viel allgemeiner verbreiteten Grundsätze und Gesinnungen, welche solche Thaten möglich machten und herbeyführten.

Das Auffallendste an Machiavell aber liegt nicht darin, auch nicht allein in dem oft bestrittenen Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, sondern darin, daß er mitten in dem neuern christlichen Europa eine Politik aufstellte, als ob so etwas, wie das Christen-

thum, oder überhaupt eine Gottheit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre. Und doch war das Christenthum bisher, als das Band aller Nationen, der Grund der Staaten, Europa durch diesen geistigen Verein als eine Familie betrachtet worden. In dem Maaße, wie sie selbst Gott dienten, glaubte man, seyen die Könige würdig und berechtigt, über die Menschen und Völker zu herrschen; in diesem Sinn seyen sie und ihre Gewalt von Gott eingesetzt. Auf dem unsichtbaren Boden der Kirche ruhten noch immer alle Staaten, Gesetze und Rechte. Von allem diesem, von der ganzen christlichen Staats- und Lebenseinrichtung nimmt nun Machiavelli gar keine Notiz; er schreibt nicht bloß wie ein Alter, sondern er denkt auch so, und zwar im allerentscheidendsten und strengsten Sinne, und so wie die Macht des alten Rom eigentlich nur auf Gewalt und List gegründet war, wobey die Gerechtigkeit als eine ziemlich überflüssige Zugabe, äußere Zierrath oder bloße Nebensache erscheint, sind auch Kraft und Verstand die einzigen Hebel in Machiavells Politik. Von Gerechtigkeit ist dabey gar nicht die Rede, was nicht zu verwundern ist, da er Staaten und Völker ganz nur nach jenen Begriffen der Kraft und des Verstandes, und ohne alle Beziehung auf Gott betrachtet. So wenig es eine wahre Ehre ohne Tugend, eben so wenig giebt es ohne Gott eine Gerechtigkeit unter den Menschen, die mehr als eine bloß äußere Form und

heuchlerische Verhüllung der innern Schlechtigkeit wäre, jener sich alles erlaubenden und alles begehrenden Gewalt und List. Mit dem Glauben an Gott fällt auch jedes andere Vertrauen und jeder Glauben an irgend ein Unsichtbares weg. Das Unsichtbare aber ist es, worauf das Sichtbare ruht, und wie die Seele den Leib, so hält auch der Glauben und der Gedanke Gottes den Menschen, die Nationen, und die Staaten zusammen. Ist diese Seele, dieser innere Lebensgeist dem Ganzen einmahl entzogen, so zerfällt es und löst sich auf, oder bleibt den einzelnen Theilen des organischen Körpers, den einzelnen Staaten und Nationen noch eine Lebenskraft übrig, so ist es doch nun bloß ein eignes, abgesondertes, aus seinem wahren Zusammenhange weggerissenes, seinem eigentlichen Ziel entrücktes, im Innern sich selbst, und nach außen sich gegenseitig unter einander zerstörendes Leben. Sind die Nationen und Staaten nicht mehr in Gott und in der Gerechtigkeit verbunden, so steigen unvermeidlich jene Ungeheuer der Finsterniß, Anarchie und Despotismus, aus ihrem Abgrunde empor, und nehmen die Stelle der verlassenen Gerechtigkeit ein.

Die politische Auflösung selbst, von der sich ungeachtet der standhaften Gegenwirkung mancher gerechten und wahrhaft christlichen Könige und Herrscher mit dem Fortgange der Zeiten und der Entwicklung der Kräfte, immer häufigere und gefährlichere Erschei-

nungen zeigten, kann freylich keinem Einzelnen beygemessen werden; sie hatte viel tiefere Gründe. Indessen wer irgend eine schon vorhandene Kraft des Schlechten auf bestimmte Grundsätze und in eine klare, leicht anwendbare Form bringt, der macht ihre Wirkungen systematisch, und eben dadurch unendlich gefährlicher und folgenreicher, und insofern läßt es sich nicht läugnen, daß Machiavelli's Politik auf die nachfolgenden Zeiten einen äußerst schädlichen und verderblichen Einfluß gehabt hat.

Die beyden großen Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts, die Buchdruckerkunst und die Magnetnadel waren noch von einigen andern begleitet, die gleichfalls von großem Einfluß waren: der Gebrauch des Schießpulvers, und des Papiers. Als Erfindungen sind beyde ungleich älter, aber die allgemeine Anwendung gab ihnen erst in jenem Zeitalter Wirksamkeit und einen bedeutenden Einfluß. Alle diese Erfindungen zusammen genommen, haben der menschlichen Gesellschaft eine ganz veränderte Gestalt gegeben. So wie auch die Völker der Vorzeit, welche den Gebrauch des Eisens, und mit diesem meistens auch mehr oder minder unvollkommen, Schrift und Metallgeld kannten, durch eine unermeßliche Kluft geschieden sind von den Wilden, welche unbekannt waren mit diesen Werkzeugen der Verbindung zwischen dem Menschen und der Erde, den verschiedenen Völkern und Ländern, der

Vorwelt und der Nachwelt, wodurch erst alles in Berührung tritt, von einander abhängig wird, und eine gemeinschaftliche Entwicklung des Menschen beginnt; eben so ist auch nun die neue Zeit dießseits der Buchdruckerkunst und Magnetnadel, wenn man so sagen darf, durch eine eben so große Kluft von der alten Welt jenseits dieser Entdeckungen getrennt.

Aber eben an diesen Erfindungen zeigt sich's, daß es mehr auf den Gebrauch ankommt, welchen der Mensch von ihnen macht, als auf die Erfindungen selbst. Der Compaß war schon früher auch andern Völkern bekannt, welche aber demungeachtet weder die Erde umsegelt, noch die neue Welt entdeckt haben. Die Buchdruckerkunst, und das Papier, dient seit lange in China, um Zeitungen, Affichen und Visitenkarten in großer Menge zu vervielfältigen, ohne daß der Geist der Chinesen darum einen besondern Aufschwung genommen hätte.

Die Erfindung des Schießpulvers wurde selbst in den Zeiten, da sie in allgemeinen Gebrauch kam, für durchaus schädlich und verderblich wirkend gehalten. Nicht bloß Dichter, wie Ariost, beklagten es als eine unselige Erfindung, welche der persönlichen Tapferkeit entgegen stehe, und der Rittertugend den Untergang bringe; sondern auch Staatsmänner und Krieger dachten so, und stimmten ähnliche Klagen an. Doch von dieser Seite waren die Klagen und Besorgnisse

wohl ungegründet; wahre Tugend und Tapferkeit weiß sich überall Raum zu schaffen. Bey andern Sitten und in einer andern Form des Krieges haben die neuen und neuesten Zeiten, Beyspiele von Heroismus aufgestellt, welche den Heldenthaten des Alterthums oder der Ritterzeit gewiß an die Seite treten dürfen. Im Ganzen aber kann eine Erfindung, wodurch die zerstörenden Wirkungen des Kriegs an Ausbreitung nicht minder als an Schnellkraft gewonnen haben, und ungleich systematischer geworden sind, wohl nicht unter die glücklichsten gezählt werden. Ich führe nur eine verderbliche Wirkung gleich aus dem Zeitalter des ersten Gebrauchs an. Ohne das Schießpulver hätte die auf die erste Entdeckung von Amerika folgende Eroberung durch die Europäer, durchaus nicht so zerstörend und verwüstend seyn können. In dieser Hinsicht möchte es scheinen, als habe ein feindlicher Dämon jenen herrlichen Werkzeugen der Entdeckung, welche die Europäer nach der neuen Welt hinüber führten, gleich ein Mittel der Zerstörung, zum Nachtheil der Menschlichkeit hinzugefügt.

Auch von dem Gebrauch des Papiers könnte es sehr zweifelhaft scheinen, ob dadurch die Wirkungen der Buchdruckerkunst auf Verbreitung der Kenntnisse und Geistesbildung wahrhaft befördert, oder vielmehr mit übeln Folgen vermischt worden. Durch dieses allzu leichte Mittel der Verbreitung, nahm in Zeiten der Anarchie und Revolution die Buchdruckerkunst, an sich

eine der größten und herrlichsten Erfindungen, in der unglaublich schnellen und allgemeinen Verbreitung volkserregender Flugschriften, bisweilen etwas von den zerstörenden Wirkungen des Schießpulvers an. Ueberhaupt würde bey einem etwas seltnern und kostbarern Material, der Druck vielleicht mehr seine ursprüngliche Bestimmung, die wahren Denkmahle der Geschichte, der Kunst und Wissenschaft zu erhalten und zu verbreiten, treu geblieben seyn. Statt dessen ist nun mit häufiger Vernachlässigung der wichtigsten Denkmahle der Geistesbildung, durch die Leichtigkeit des flüchtigen Materials, eine eigentliche Ueberschwemmung und zweyte Sündfluth von vergänglichen Schriften eingetreten, wodurch selbst die Sprache oft verwildert; ein Weltmeer von oberflächlichen Gedanken und papiernen Mittheilungen, auf welchen der Geist des Zeitalters hin und her wogend, nur zu oft in die Gefahr kommt, den Compaß der Wahrheit zu verliehren.

Zehnte Vorlesung.

Einige Worte über die Litteratur der nördlichsten und östlichen Völker in Europa. Ueber die Scholastik und deutsche Mystik des Mittelalters.

In der bisherigen Geschichte der Geistesbildung der neuern Europäer habe ich vorzüglich nur die südlichen und westlichen Nationen Europa's betrachtet, die deutsche, und die ganz oder halb romanisch redenden Völker, Italiäner, Franzosen, Spanier und Engländer. Die Litteratur dieser Völker ist auch unstreitig sowohl an sich, als durch ihren weit verbreiteten Einfluß die merkwürdigste und die wichtigste. Gleichwohl würde es meinem Wunsche und meiner Idee von einer wahrhaft welthistorischen und in einem nationalen Geiste abgefaßten Geschichte der Litteratur sehr entsprechen, wenn ich auch die übrigen nördlichsten und östlichen großen Nationen in mein Gemählde mit aufnehmen könnte. Eine jede bedeutende und selbstständige Nation hat,

wenn ich so sagen darf, ein Recht darauf, eine eigne und eigenthümliche Litteratur zu besitzen, und die ärgste Barbarey ist diejenige, welche die Sprache eines Volkes und Landes unterdrücken, oder sie von aller höhern Geistesbildung ausschließen will. Auch ist es nur ein Vorurtheil, wenn man vernachlässigte, oder unbekanntere Sprachen sehr häufig einer höhern Vervollkommnung für unfähig hält. Einige Sprachen giebt es wohl, welche der Poesie in einem gewissen Maaße widerstehen, und ihr weniger günstig sind; eine regelmäßige, und für die wesentlichsten Zwecke des Lebens und des wissenschaftlichen Gebrauchs zureichende und angemessene Ausbildung in Prosa, leidet fast jede Sprache. Hat die Litteratur einer Nation auch wenig Einfluß auf die andern Völker, so ist die Geschichte ihrer Geistesentwicklung in ihrem Verhältniß zu der Nationalwohlfahrt und zu den Schicksalen und der übrigen Geschichte eines Volkes doch schon an und für sich ein sehr anziehendes und belehrendes Schauspiel. Doch kann ich in dieser Hinsicht mehr nur andeuten, was ich wünschte weiter ausführen zu können, als daß ich selbst meinen Forderungen an eine vollständige Geschichte der europäischen Litteratur Genüge zu leisten im Stande wäre. Denn zu oft habe ich es bestätigt gefunden, daß man in der Geschichte der Litteratur sich weniger als irgendwo sonst auf das Zeugniß und den Bericht anderer verlassen kann, wenn man nicht durch eine zu-

reichende Kenntniß der Sprache im Stande ist, selbst zu prüfen und zu urtheilen. Ich werde also nur auf einige allgemeine Betrachtungen mich beschränken müssen, indem ich hier bey der Epoche einer neuen Litteratur und der Wiederherstellung der Wissenschaften und Kenntniß des Alterthums, den Blick auch auf die übrigen Nationen und auf das gesammte Europa richte. Für diese allgemeine Uebersicht ist hier beym sechzehnten Jahrhundert, welches für ganz Europa die Scheidewand bildet zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit, wohl die schicklichste Stelle. Was die Sprache selbst und ihren sich auch auf andere Völker sich verbreitenden Einfluß betrifft, so hatten die romanischen hier einen entschiedenen Vortheil und Uebergewicht. Sie sind so nah verwandt unter sich, und alle auch mit ihrer Mutter, der lateinischen, damahls der allgemeinen Sprache des christlichen Abendlandes, daß ihre Erlernung verhältnißmäßig ungleich leichter war, als die einer jeden andern ursprünglichen Stammsprache. Daher waren sie auch schon früh und selbst im Mittelalter, noch ehe das Bedürfniß des Handels oder politische Ursachen dazu mitwirkten, verbreiteter als die deutsche und die übrigen nördlichen und östlichen Sprachen Europa's. Zu bemerken ist jedoch, daß Spanien, wie schon durch seine geographische Lage und eigenthümliche politische Entwicklung, Verfassung und Sitten, so auch in seiner Geistesbildung und Sprache von

dem übrigen Europa mehr abgesondert blieb, und weniger Einfluß darauf gewann. Daß gleichwohl diese von dem übrigen Europa abgesonderte Geistesbildung und Sprache Spaniens eine hohe Stufe von innerer Vortrefflichkeit erreichte, hat man in neuern Zeiten mit mehr Gerechtigkeit als ehedem anerkannt. Nur ist noch das von dem ehemahligen Vorurtheil geblieben, daß man diese Vorzüge zu sehr bloß auf die Dichtkunst beschränkt, da gerade eine der eigenthümlichsten Vorzüge der spanischen Sprache, man darf wohl sagen, der spanischen Nationalbildung, darin besteht, daß auch die Prosa in dieser Sprache ungleich früher und vortrefflicher, als in irgend einer andern romanischen ausgebildet ward. Die italiänische Sprache ist, den einzigen Machiavelli ausgenommen, für den praktischen und politischen Gebrauch nie sehr glücklich und angemessen ausgebildet gewesen. Die frühern Versuche der andern romanischen Sprachen in der Prosa, sind meistens unförmlich. Die französische und englische haben erst im siebenzehnten Jahrhundert, also ungleich später sich zur praktischen Angemessenheit und politischen Beredsamkeit ausgebildet, und es ist dieser Vorzug hier vielleicht mehr als in Spanien auf den Mittelpunkt der Hauptstadt und auf die höhern Stände beschränkt geblieben. Früh schon ward in Spanien die Landessprache zur Gesetzgebung und zu den wichtigsten Lebensgeschäften, und zwar sehr glücklich angewandt,

und vielleicht hat selbst die Absonderung der Nation vom übrigen Europa zur frühern Entwicklung der Sprache beygetragen, die an gut geschriebenen geschichtlichen Werken sehr reich ist, und in der eine männliche Beredsamkeit sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat; eine Beredsamkeit voll von dem feurigsten Geiste, deutlich und scharf, und wo es angemessen ist, auch mit treffendem Witz und Spott durchwebt. Nur in der höhern Philosophie hat Spanien weniger bedeutende Nahmen aufzuweisen, als Italien, Deutschland und andere Nationen, und eigentlich keinen großen Schriftsteller.

Die deutsche Sprache war als eine ganz eigenthümliche zu erlernen, viel schwerer als die romanischen, konnte daher auch nicht in dem Maaße verbreitet seyn, wie diese; welche Unbekanntschaft der andern Nationen mit der Sprache, oft auch eine Verkennung der deutschen Geistesbildung und Litteratur zur Folge gehabt hat. Dessen ungeachtet glaube ich, die Stelle, welche ich der deutschen Nation in dieser Geschichte der Litteratur angewiesen habe, historisch vollkommen rechtfertigen zu können. Ist gleich die deutsche Sprache weniger verbreitet, so ist dennoch der gründlichere Geschichts- und Sprachforscher auch bey den südlichen und westlichen Nationen durchaus genöthigt zu der Quelle des Deutschen zurück zu gehen, da mit der germanischen Verfassung und Lebenseinrichtung auch vieles vom germanischen Geist, was sonst nicht verständlich seyn

kann, auf die andern Nationen übergegangen ist. Eine gründliche Kenntniß vom Mittelalter und seiner Geschichte, ist ohne Kenntniß der deutschen Geistesbildung und Sprache zu erlangen gar nicht möglich; denn, wie Frankreich und England im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht bloß politisch, sondern auch litterarisch das Uebergewicht hatten und herschten, so waren Italien und Deutschland in aller Bildung die ersten Länder während des ganzen Mittelalters. Die größte und für die Litteratur folgenreichste Entdeckung im funfzehnten Jahrhundert, die Buchdruckerkunst, war eine deutsche, und von Deutschland sind im sechzehnten Jahrhundert jene Bewegungen und Erschütterungen ausgegangen, welche Europa auch in Rücksicht der Geistesbildung eine neue Gestalt gegeben haben. Ist die deutsche Sprache für das Leben, die höhern Geschäfte und Beredsamkeit weniger brauchbar und überall angemessen ausgebildet, als die englische und französische, so ist sie dagegen, wie die italiänische, welche derselbe Tadel eben so sehr trifft, der Dichtkunst günstig, und für den höhern wissenschaftlichen Gebrauch, seit der griechischen, vielleicht die reichste. In der bildenden Kunst, woran die meisten andern auch sehr gebildeten Nationen kaum einen irgend bedeutenden Antheil genommen haben, behaupten die Deutschen wenigstens die zweyte Stelle neben und nach den Italiänern. In der neuern Litteratur, die sich seit den Er-

schütterungen des sechzehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in den verschiedenen Ländern Europa's zu entwickeln anfing, hat die deutsche Sprache und Geistesbildung fast zuletzt ihren neuen Aufschwung genommen; doch ist dieß wohl an sich nicht als ein Nachtheil zu betrachten. Wenigstens in wissenschaftlicher Rücksicht, in Geschichte und Philosophie sollte die spätere Litteratur auch die reichste und reifste seyn. Und Reichhaltigkeit wenigstens wird man der deutschen Litteratur in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht absprechen können, in einem Zeitraume, wo bey manchen andern Nationen ein Stillstand und Rückfall, oder auch ein fast gänzliches Ermatten und Erlöschen in der Litteratur und der Geistesbildung sich zeigte. Wie viel Mängel im Einzelnen sich überall noch finden mögen, sieht man auf das Ganze, so ist der Zeitpunkt wohl nicht sehr entfernt, wo die Kenntniß der deutschen Sprache und Litteratur, für wissenschaftliche Bildung auch bey andern Nationen unentbehrlich scheinen und sich mehr und mehr verbreiten wird.

Unter den nördlichsten und östlichsten Nationen, nahmen die skandinavischen im Mittelalter an der Poesie und an der Geistesbildung des übrigen Abendlandes den nächsten und unmittelbarsten Antheil. Der Einfluß, welchen sie selbst als wandernde Normannen auf Europa und dessen Poesie gehabt, ist schon früher be-

rührt worden. Sie nahmen Antheil an den Kreuzzügen und also auch an allem, was diese für Geist und Einbildungskraft Neues herbeyführten oder hervorbrachten. Als wissenschaftliche Seefahrer durchreisten forschende Isländer ganz Europa, sammelten überall Kenntnisse, oder auch Dichtungen ein. Die älteste noch unverfälschte Quelle der Poesie der germanischen Völker und des gesammten Mittelalters hatten sie in ihrer Edda erhalten; jetzt brachten sie aus dem südlichen Europa die christlichen Ritterdichtungen in ihre Heimath zurück. In manchen derselben, besonders in den deutschen Heldenbüchern war die Aehnlichkeit mit ihrer nordischen Sage auffallend, selbst einzelne dem Norden angehörige Gestalten fanden sich in denselben. Diese behandelten sie nun mit besonderer Liebe und sehr glücklich. Was darin noch heidnischen und nordischen Ursprungs war, die einzelnen Gestalten, und überhaupt das Wunderbare, was aus der alten Götterlehre herstammte, faßten sie, als der Quelle in ihrer Edda noch näher, mit einem tiefern Gefühl auf. Dieses Wunderbare, was in der Poesie der südlichen Völker fast bloß ein flüchtiges und bedeutungsloses Spiel der Fantasie, ein müßiger Schmuck geworden ist, hat in der nordischen Dichtkunst einen ernsten Sinn, innere Wahrheit und Bedeutung. Von dieser Seite hat die nordische Behandlung der Nibelungen selbst vor dem deutschen Heldengedichte im Einzelnen Vorzüge. So hatte Is-

land und Skandinavien überhaupt im Mittelalter seine eigenthümlich gestaltete Ritterpoesie, welche auch auf ähnliche Weise, wie bey andern Nationen sich aus der Poesie erst in prosaische Ritterbücher auflöste und dann in einzelne Volkslieder zersplitterte. Dieß letzte geschah in Dänemark, wie in England und Deutschland, besonders in dem Zeitalter, wo die Glaubensstreitigkeiten und die daraus hervorgehende gänzliche Veränderung der kirchlichen und der bürgerlichen Verfassung auch in der Ueberlieferung der alten Nationalandenken eine große Unterbrechung verursachten, so daß nur einzelne Anklänge davon übrig blieben, vernachlässigt und nur unter dem Volke sich erhaltend, vielfach verstümmelt, und halb unverständlich geworden. Indeß auch so, und wären sie nur ein schwacher undeutlicher Nachhall von der Poesie der vorigen Zeiten, sind Volkslieder, wie England und Deutschland, Schottland und Dänemark, deren so viele und in mancher Hinsicht auch geschichtlich merkwürdige besitzt, der sorgsamsten Aufmerksamkeit und Aufbewahrung, einer schonenden, sorgfältigen und verständigen Behandlung werth. Die alte Litteratur des Nordens war allen skandinavischen Völkern gemein. Mit der Reformation scheint eine starke Unterbrechung Statt gefunden zu haben; die einheimischen Geschichtschreiber der dänischen, wie der schwedischen Litteratur, betrachten auch den allzu großen Einfluß, welchen die hochdeutsche

Sprache mit der ersten Einführung des Protestantismus bey ihnen bekam, als schädlich für die Entwicklung der Landessprache. Die spätere schwedische Litteratur wird selbst von einheimischen Beurtheilern in vieler Hinsicht als ein Beyspiel aufgestellt, wie wenig auch die Gefühl- und Charaktervollste Nation, zu einer selbstständigen und reichhaltigen, zu einer wahrhaft nationalen Litteratur gelangen kann, wenn sie immer einer fremden Sprache und ausländischen Vorbildern fast ausschließend huldigt. Sehr reichhaltig und eigenthümlich hat sich dagegen in neuern Zeiten die dänische Litteratur entwickelt, ungefähr in der gleichen Epoche, wie die deutsche, und obwohl selbstständig, auch in Geist und Charakter dieser und der engländischen verwandter, als der französischen.

In einer Rücksicht möchte man das ältere Skandinavien vor der Reformation wohl mit Spanien vergleichen; darin nähmlich, daß beyde Länder bey einer sehr hohen Stufe innerer politischer und geistiger Ausbildung, doch ein von dem übrigen Europa mehr abgesondertes und ganz für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Ganzes bildeten. Freylich nahmen auch die Nordländer, wie die Spanier Theil an dem allgemeinen Rittergeiste des Mittelalters, der ihnen ohnehin von Alters her nicht fremd war; sie bereicherten sich auf Reisen mit der Kenntniß des südlichen Europa's. Gleichwohl fand weder für sie, noch für Spanien,

ein so inniger und vielfacher Verkehr mit andern Nationen Statt, wie zwischen England und Frankreich vom eilften bis zum funfzehnten, oder zwischen Italien und Deutschland, vom neunten bis zum sechzehnten Jahrhundert. Auch die Geistesbildung von Skandinavien war ganz nur Nationalbildung, vorzüglich auf Poesie, Geschichte und andere Kenntnisse gerichtet, weniger auf die höhere Philosophie; wenigstens haben sie in der frühern Zeit, eben wie Spanien, keinen sehr bedeutenden Nahmen in derselben aufzuweisen. Es ist auffallend, daß jene vier Länder in der Mitte von Europa, Italien und Deutschland, Frankreich und England, so wie sie in der politischen Geschichte des neuern Europa am dauerndsten eine Hauptstelle einnehmen, auch in der Geschichte der Litteratur sich dadurch auszeichnen, daß sie von dem ersten Erwachen des Europäischen Geistes, unter Karl dem Großen bis auf die neueste Zeit, an der Entwicklung der Philosophie, an ihren Fortschritten oder Rückschritten, Erweiterungen oder Verwirrungen den thätigsten Antheil genommen haben, und fast mit wenig Ausnahme alle große und ausgezeichneten Nahmen in der Geschichte der neuern Philosophie diesen vier Nationen angehören. Die sehr bestimmte und in den verschiedensten Zeitaltern noch kenntlich bleibende Nationalverschiedenheit und Richtung, in der Philosophie dieser Völker, werde ich in der Folge zu bestimmen versuchen.

Unter den slavischen Nationen besaß Rußland schon in dem frühern Mittelalter seine Nationalgeschichtschreiber in der Landessprache; ein unschätzbarer Vorzug, und ein nicht zu verkennender Beweis von dem Anfang einer nationalen Geistesbildung. Daß diese überhaupt vor der mogolischen Verwüstung in Rußland allgemeiner und verbreiteter gewesen sey, ist aus dem blühenden Handel, dem alten Zusammenhang mit Constantinopel und andern historischen Umständen sehr wahrscheinlich. Aber eben, weil es der griechischen Kirche angehörte, war Rußland während des Mittelalters und bis auf neuere Zeit, politisch und geistig von dem übrigen Abendlande getrennt. Unter den slavischen Nationen, welche ganz diesem angehörten, hatte Böhmen unter seinem Karl dem vierten eine vollständige, und sehr reiche Litteratur, welche näher bekannt zu machen, auch historisch sehr wichtig seyn würde; doch scheint sie nachdem, was darüber bekannt geworden, mehr im wissenschaftlichen und geschichtlichen Fache reich gewesen zu seyn, als in Gedichten. Ob die pohlnische Sprache, deren Fähigkeit für Poesie in neuern Zeiten sehr gerühmt wird, nicht auch schon in frühern und im Mittelalter einen Reichthum von eigenthümlichen Dichtungen besessen habe, wie man nach dem Charakter der Nation wohl vermuthen möchte, ist mir nicht bekannt. Sollte dieß aber nicht der Fall seyn, sollten die slavischen Sprachen und Nationen im Mittelalter keine

so reiche und eigenthümliche Poesie gehabt haben, als die germanischen oder romanisch redenden Völker, so läßt sich vielleicht im Allgemeinen ein Erklärungsgrund dafür angeben. Sie nahmen an den Kreuzzügen entweder gar keinen, oder doch verhältnißmäßig viel geringern Antheil; überhaupt war der Rittergeist ihnen wo nicht ursprünglich fremd und unbekannt, so doch ungleich weniger allgemein und alles beherschend und durchdringend, als im übrigen Abendlande. Vielleicht war auch die eigenthümliche Götterlehre, welche die Slaven vor der Annahme des Christenthums besaßen, weniger reich, als die germanische, oder ward sie bey der Einführung desselben plötzlicher, strenger und allgemeiner vertilgt.

Gewiß ist es, daß die Ungarn in ihrer Stammsprache eine eigenthümliche Heldenpoesie auch schon in sehr alten Zeiten besessen haben. Der nächste Gegenstand derselben war wohl die Einwanderung und Eroberung des Landes selbst unter den sieben Heerführern. Daß diese Sagen aus der heidnischen Zeit auch nach Einführung des Christenthums nicht ganz verlohren gegangen, sieht man aus den Chronikschreibern, die mehrere Lieder von solchem Inhalt vor sich zu haben bezeugen. Ja es hat sogar ein ungarischer Gelehrter, Revaj, eines der Art, welches die Ankunft der Madyaren nach Ungarn, zum Gegenstande hat, noch aufgefunden und der Vergessenheit entzogen. Meiner Meinung nach be=

steht die Chronik von dem sogenannten Schreiber des Königs Bela, der in der ungarischen Geschichte und selbst in dem ungarischen Staatsrechte eine so wichtige Rolle spielt, dem größten Theile nach aus solchen geschichtlichen Heldenliedern, die der Notar nur in Prosa aufgelöst, und wo er denn wohl allerley eigne Meinungen und seynsollende Erklärungen aus seinem Kopfe hinzugefügt hat. Er verdient daher gar nicht die Erbitterung, womit ihn die kritischen Geschichtforscher zu bekämpfen pflegen. Man sollte in diesem Buche lieber ein, wenn gleich verstümmeltes Denkmahl der alten Heldensage und Poesie der Madyaren erkennen, und es als solches schätzen, als staatsrechtliche Folgerungen daraus zu ziehen, oder Streitigkeiten daran zu knüpfen, die einer solchen Sagensammlung so ganz fremd sind. Ein anderer Gegenstand der ungarischen Dichter war Attila, den sie als einen ihrer Nation angehörenden Helden und König betrachteten. Es finden sich in den Chroniken Beweise, daß Attila und die gothischen Helden, welchen die deutschen Dichtungen in dem Niebelungenliede, und dem Heldenbuche ihm zugesellen, auch in ungarischer Sprache besungen worden, und daß Lieder dieser Art noch bis in ziemlich späte Zeiten vorhanden gewesen. Wahrscheinlich ist diese ganze alte Poesie vorzüglich erst unter Matthias Corvin untergegangen, der seine Ungarn mit einem Mahle ganz lateinisch und italiänisch machen wollte, worüber denn die Landes-

sprache, wie natürlich, vernachlässigt ward, und die alten Sagen und Lieder in Vergessenheit geriethen. So ging es den Ungarn im funfzehnten Jahrhundert, wie es auch wohl uns Deutschen im achtzehnten gegangen seyn würde, wenn ein großer König dieser Zeit, der wie Matthias auch nur ausländische Geistesbildung ehrte und kannte, eben so unumschränkt über das gesammte Deutschland geherscht hätte, wie Corvin in Ungarn. Was dieser ausländischen Bildungs-Barbarey noch von der alten Sage, Sprachdenkmahlen und Dichtkunst entging, das mag dann in der türkischen Verwüstung vollends zu Grunde gegangen seyn. Indessen hat sich doch die Neigung zum historischen Heldengedichte bey den Ungarn auch in den folgenden Zeiten erhalten, und im sechzehnten, wie im siebenzehnten Jahrhundert berühmte Meister und Werke in der epischen Gattung hervorgebracht, bis endlich auch in der jetzigen Zeit ein gefühlvoller Dichter, Kisfaludi, den Gesang, den er zuerst der Liebe geweiht hatte, der alten Nationalsage zugewandt.

Ich beschließe diese Betrachtungen über die Litteratur und Sprache, auch die weniger allgemein bekannten und verbreiteten, der verschiedenen europäischen Völker, mit einem allgemeinen Gedanken, den ich schon vorhin berührte. Eine jede selbstständige und bedeutende Nation, glaube ich, hat, wenn man so sagen darf, das Recht, eine eigenthümliche Litteratur, d. h.

eine eigne Sprachbildung zu besitzen, ohne welche auch die Geistesbildung nie eine eigne, allgemein wirkende, und nationale seyn kann, sondern in einer ausländischen Sprache erlernt und fortgeübt, immer etwas barbarisches behalten muß. Thöricht würde es freylich seyn, die Liebe zu der vaterländischen Sprache bloß dadurch zu beweisen, daß man die fremden nicht lernt, oder ihre Vorzüge nicht erkennt. Selbst für allgemeine Geistesbildung sind außer den alten Sprachen, auch mehrere der neuern nach dem besondern Zweck eines jeden, die eine oder die andere, mehr oder minder durchaus unentbehrlich. Anderntheils wird sie zu erlernen und zu gebrauchen, durch äußere Verhältnisse nothwendig gemacht. Der Gebrauch einer ausländischen Sprache für die Gesetzgebung und die bürgerlichen Rechtsgeschäfte ist allemahl höchst bedrückend, ja man kann sagen, schlechthin ungerecht; der Gebrauch einer ausländischen Sprache für die Staatsgeschäfte und was damit zusammenhängt, auch für das höhere gesellschaftliche Leben, kann nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben für die einheimische Sprache. Wo aber ein Verhältniß dieser Art einmahl eingeführt worden, da ist es, wenigstens für den Einzelnen, ein unvermeidliches Uebel. Hier ist es nun die Sache der Gebildeten, und überhaupt der höhern Classe, ins Mittel zu treten, und den rechten Weg zwischen beyden Extremen, durch ihren Einfluß, allmählig zu den allge-

meinen zu machen; der Nothwendigkeit zu geben, was sie fordert, ohne doch die Pflicht gegen das Vaterland zu vergessen. Denn, als eine recht eigentliche und unerlaßliche Pflicht, betrachte ich allerdings die Sorge für die eigne Sprache, besonders von Seiten der höhern Classe. Jeder Gebildete sollte dahin streben, seine Sprache rein und richtig, ja so viel als möglich vollkommen und vortrefflich zu reden; er sollte sich, wie von der Geschichte seines Volkes, so auch von ihrer Sprache und Litteratur, eine allgemeine, aber doch nicht gar zu oberflächliche Kenntniß verschaffen. Eine Pflicht, die im Grunde, um so leichter zu erfüllen ist, je mehr der Verstand und die Gabe des Ausdrucks auch durch Erlernung fremder Sprachen schon geübt worden sind. Den Gebrauch der unentbehrlichen fremden Sprachen im Leben aber, sollte man allerdings auf das Nothwendige beschränken. Die Pflicht für die Sprache sollte besonders der höhern Classe heilig seyn; denn je größer der Antheil ist, welchen ein Einzelner von dem Eigenthum, der Würde, und von allen Vorrechten einer Nation für sich besitzt und genießt, je mehr ist er auch berufen, für die Erhebung und Erhaltung seiner Nation, nach seinen Kräften mitzuwirken. Eine Nation, deren Sprache verwildert oder in einem rohen Zustande erhalten wird, muß selbst barbarisch und roh werden. Eine Nation, die sich ihre Sprache rauben läßt, verliehrt den letzten Halt ihrer geistigen, innern

Selbstständigkeit, und hört eigentlich auf zu existiren. Wie gefährlich aber auch der Andrang ausländischer Idiome erscheinen mag, wenn auf der einen Seite ein absichtlicher Plan systematischer Sprachausrottung vorhanden ist, auf der andern die Modethorheit die Menge weit über die Grenze dessen hinausführt, was der wahre Werth der fremden Sprache zu gelten verdient, oder unvermeidliche Nothwendigkeit erheischt; die Gefahr ist niemahls groß, sobald sie nur als solche erkannt wird. Denn in allem, was nicht in dem Wagespiel des Augenblicks, sondern in der Entwicklung der Zeiten entschieden wird, ist die gemeinschaftliche, stillschweigende Opposition der Gutgesinnten jederzeit unüberwindlich.

Nach dieser Uebersicht der verschiedenen Nationen Europa's kehre ich zurück zum Faden der Geschichte. Die großen Erweiterungen und Entdeckungen, welche der Wissenschaft und der Litteratur einen neuen Aufschwung geben, gehören alle dem achtzehnten Jahrhundert an. Ihre Gestalt aber erhielt diese Geistesbildung, die sich im achtzehnten Jahrhundert so mächtig entwickelte, im sechzehnten durch die Reformation. Diese bestimmte bey dem einen, wie bey dem andern Theile die Wege, welche diese neue Geistesbildung nun einschlug, das Ziel, dem sie nachstrebte, die Schranken, innerhalb deren sie sich bewegte. An und für sich lag der Streit beyder Theile eigentlich ganz ausserhalb

der Sphäre der Geistesbildung und Litteratur; er ging entweder die Politik an, insofern er die kirchliche Verfassung, das Wesen, die Grenze, und die Ausübungsweise der geistlichen Macht betraf, oder er hatte solche Geheimnisse der Religion zum Gegenstande, welche größtentheils selbst der Philosophie unzugänglich sind. Indessen hat die Reformation, die alles erschütterte und veränderte, natürlich auch auf die Wissenschaften, auf Litteratur und Geistesbildung einen vielfachen, indirekten Einfluß gehabt, theils einen wohlthätigen, theils einen nachtheiligen. Zu dem ersten gehört z. B. die allgemeine Verbreitung des Studiums der griechischen und der andern alten Sprachen, die jetzt für die Religion selbst unentbehrlich gehalten wurde, und die daher in protestantischen Ländern, in Holland, England, dem protestantischen Deutschlande, wo nicht mit größern Eifer, doch mit mehr Allgemeinheit cultivirt wurde. Indessen war die Liebe zu den alten Sprachen schon vor der Reformation in Italien und Deutschland besonders so herschend, daß man diese hier nicht als das erste belebende, sondern nur als mitwirkende Ursache betrachten darf. Der gegenseitige Streit und Wetteifer beyder Theile konnte zwar über die Hauptgegenstände der Uneinigkeit zu keinem Fortschritte und keiner Entscheidung führen, weil diese Gegenstände gar nicht geeignet sind, auf solche Weise durchgestritten und entschieden zu werden; die Religion überhaupt

Sache des Gefühls und Glaubens, nicht aber des Disputirens, und eines dialektischen Streits ist. Für die gründliche historische Untersuchung ist aber allerdings der Streit vortheilhaft gewesen. Freylich ist dieß mehr ein indirekter als ein unmittelbarer Vortheil, der auch meistens, wie alle wohlthätige Folgen der Reformation erst später, nachdem die äußere Ruhe einigermaßen wieder hergestellt worden war, eintrat, dagegen der nachtheilige Einfluß in einigen Stücken gleich Statt fand. Nachtheilig war die Wirkung auf die bildenden Künste; nicht nur durch einige Zerstörungen, die hie und da Statt gefunden, sondern vorzüglich dadurch, daß sie ihrer ursprünglichen und natürlichen Bestimmung entrückt wurden. Auch die erfolgenden Unruhen und Bürgerkriege waren, wie sie es immer sind, den Künsten noch schädlicher, als der Litteratur. Besonders Deutschland ist dadurch wahrscheinlich um die volle Entwicklung der ihm eigenthümlichen Mahlerey gekommen, die unter Albrecht Dürer, Lucas Kranach und Holbein so herrlich zu blühen angefangen. Aber diese Männer, die alle ihre Bildung noch in der frühern Zeit erhalten hatten, fanden keine Nachfolger. In den protestantischen Niederlanden richtete sich die Mahlerey jetzt auf andere, geringere Gegenstände, wo sie auch bey der vollkommensten Behandlung, der ältern religiösen Mahlerey, an Würde, nie gleich kommen konnte. Ueberhaupt verursachte es eine große, schäd-

liche Unterbrechung, daß mit den angefochtenen Punkten des Glaubens oder der kirchlichen Verfassung zugleich das ganze Mittelalter, dessen Geschichte und Denkart, selbst Kunst und Poesie mit verworfen, verkannt und bald mehr oder minder vergessen ward. Für Deutschland war dieser Verlust besonders empfindlich. Eine solche Unterbrechung und Wegwerfung der geistigen Erbschaft der Vorfahren ist von einer jeden sehr großen plötzlichen Veränderung kaum ganz zu trennen. Wenigstens aber sollte man jetzt, wo alle Gründe dazu wegfallen, jene Verkennung des Mittelalters und seiner Kunst und Bildung nicht länger fortsetzen. Der Behauptung, daß die Reformation, die äussere Geistesfreyheit hervorgebracht habe, kann man nicht beystimmen. Die allgemeine Freyheit, ja völlige Ungebundenheit des Geistes, am Ende des siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert gehört wenigstens erst zu den später erfolgten Wirkungen der Reformation; es haben ausser ihr noch andere Ursachen dazu mitgewirkt, auch ist es wohl noch großem Zweifel unterworfen, ob diese Ungebundenheit in dem Maaße lobenswerth und heilsam gewesen, als man oft voraussetzt. Die nächste und erste Wirkung der Reformation auf Philosophie und Denkfreyheit aber, war vielmehr beschränkend. Von einer solchen liberalen Geistesentwicklung, wie sie in Italien und Deutschland unter den Medicäern, unter Leo dem Zehnten und Maximilian Statt gefun-

den, ging sogar der Begriff im sechzehnten, und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ganz verlohren. Ein politischer und geistiger Despotismus, wie ihn Heinrich der achte, Philipp der zweyte und Cromwell ausübten, wäre ohne die Reformation gar nicht möglich gewesen. Wer an der Spitze einer neuen Parthey und großen Revolution steht, die zugleich eine politische und religiöse ist, besitzt eine so unumschränkte Macht, auch über die Denkart und den Geist, daß es wenigstens nur von seiner Willkühr abhängt, sie nicht zu mißbrauchen. Allerdings schien aber auch den Anhängern der alten Lehre, unter einem Philipp den zweyten, und unter mehreren Königen in Frankreich jedes Mittel erlaubt, wenn es nur dazu führte, die weitere Ausbreitung des neuen Glaubens zu verhindern. Wollte man einzelne Beyspiele von Verfolgungen aus der frühern Zeit, und noch aus dem funfzehnten Jahrhundert anführen, wie z. B. die Verbrennung des Huß, um die wohlthätige Wirkung der Reformation zu beweisen, so wird man finden, daß bey solchen traurigen Ereignissen stäts auch politische Gründe mitgewirkt, und man wird leider ähnliche Beyspiele auch nach der Reformation, aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert genug finden. Und zwar bey beyden Theilen; der erste große Selbstdenker und allgemein wirkende Schriftsteller, welchen die Protestanten nach der Zeit der ersten Gährung besaßen, Hugo

Grotius, konnte in dem freyesten Lande, welches es damahls gab, dem Gefängniß und der Verfolgung nicht entgehen. Auf der andern Seite führte die Gefahr und der Mißbrauch, den einige von der Geistesfreyheit machten, zur Beschränkung und Unterdrückung. Dadurch ist besonders Italien, um die Entwicklung seiner im funfzehnten Jahrhundert aufblühenden Philosophie gekommen; so, daß es fast verkannt wird, was mir unläugbar scheint, daß diese scharfsinnige Nation auch zur höchsten geistigen Forschung eine ursprüngliche Neigung und eine angestammte Fähigkeit besitzt. Die ausgezeichneten philosophischen Talente, welche Italien im sechzehnten und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hervorbrachte, nahmen eine so unglückliche Richtung, daß sie für ihr Vaterland meistens verlohren gingen, da ihre Lehre nicht bloß dem Geiste der Kirche entgegen, sondern auch selbst mit dem allgemeinen sittlichen Glauben der Menschheit unvereinbar, und für ihn zerstörbar waren. In dem geistigen, wie im politischen Gebiet führt Anarchie den despotischen Druck herbey, dieser aber, wenn er seinen Gipfel erreicht hat, erregt wieder noch heftigere Empörungen. So bleibt nichts als ein stetes hin und her Schwanken von einem Extrem zum andern, zwischen Despotismus und Anarchie, die beyde gleich schlimm und verwerflich sind; überall, wo keine dritte, höhere Macht ins Mit-

tel tritt, oder wenn sie nicht mehr anerkannt wird, und das Band des Ganzen einmahl aufgelöst ist.

Wenn einige Lobredner der Reformation diese so ansehen und darstellen, als sey sie schon an und für sich ein Fortschritt des menschlichen Geistes und der Philosophie gewesen, als Befreyung von Vorurtheil und Irrthum, so setzen sie eben das, als schon ausgemacht voraus, was der Gegenstand des Streites ist. Man sollte sich dieses Arguments jetzt noch um so weniger bedienen, da es durch das Beyspiel so großer Nationen, durch Spanien und Italien, das katholische Frankreich im siebzehnten Jahrhundert, und die Geistesbildung des südlichen Deutschlandes auch in neuern Zeiten wohl hinreichend, auch für die anders Denkenden erwiesen seyn sollte, daß eine hohe, und selbst die höchste Stufe der Geistesbildung vollkommen vereinbar ist mit jenen Ueberzeugungen, welche die Stifter des Protestantismus als Vorurtheile verwerfen. Es sollten die Anhänger der Reformation überhaupt weniger Gewicht legen auf die Folgen, die sie gehabt hat; da einige derselben auch nachtheilig waren, viele nur sehr entfernt und mittelbar aus ihr hervorgingen, die Folgen und Wirkungen aber auf keinen Fall über den Werth der Sache selbst entscheiden können. Auf der andern Seite dürfen diejenigen, welche die Reformation an und für sich verwerflich und mit ihrer religiösen Ueberzeugung unvereinbar finden, gar kein Be-

denken tragen, anzuerkennen, daß dieselbe besonders späterhin auch viele äusserst wohlthätige und heilsame Folgen gehabt hat. Betrachtet man überhaupt die Weltgeschichte mit dem Gefühl des Glaubens, wird man in dem Gange und in dem Schicksal der Menschheit die Hand der Vorsehung gewahr, so bietet sich überall fast das gleiche Schauspiel dar. Ueberall werden dem Menschen die glücklichsten Gelegenheiten und Veranlassungen, wie durch ausdrücklich darauf angelegte Fügung dargeboten, alles Gute zu wirken, das Wahre zu erkennen, und alles wahrhaft Große und Herrliche zu erreichen; dargeboten nur, nicht aufgezwungen; denn er selbst muß mitwirken, um das zu werden, was er eigentlich seyn sollte. Selten zieht der Mensch allen Vortheil von den dargebotenen Mitteln, sehr oft macht er einen ganz verkehrten Gebrauch davon, und stürzt sich nur immer tiefer in seine alte Verwirrung zurück. Die Vorsehung aber ist, wenn man so sagen darf, unermüdlich in diesem Kampf mit der Ungeschicklichkeit und Verkehrtheit des Menschen; kaum ist durch seine Schuld und Verblendung irgend ein großes, allgemeines furchtbares Uebel entstanden, so gehen unmittelbar aus dem Schooß des selbstverschuldeten Unglücks, neue unerwartete Wohlthaten hervor; Warnungen und Lehren, die sich lebendig in Thatsachen und Begebenheiten aussprechen, immer wiederhohlte Anforderungen zur Rück-

kehr, daß der Mensch sich endlich besinne, sich aufrichte und auf dem Wege der Wahrheit wandle.

Mit Kunst und Poesie stand der Protestantismus eigentlich nicht in Berührung, wirkte zuerst vielmehr störend für diese; Geschichte und Sprachkunde wurden auf seine Veranlassung theils vielfacher bearbeitet, theils allgemeiner verbreitet; mit der Philosophie aber stand er in dem nächsten Verhältniß. Es wird daher hier der Ort seyn, ihre Geschichte und ihren Zustand sowohl vor der Reformation, als in dem ersten Jahrhundert nach derselben mit einigen Worten zu berühren, doch nur in sofern die Philosophie einen wesentlichen Einfluß auf die allgemeine Geistesbildung gehabt hat.

Die ausgezeichneten Selbstdenker, welche England, Italien und Frankreich in den frühern Zeiten bis zum zwölften Jahrhundert hervorbrachte, sind schon erwähnt worden. Am meisten brachte Deutschland deren hervor, in einer fast fortgehenden Reihe, von Karl dem Großen, bis auf die Reformation, und noch nach derselben. Ueberhaupt ist Geistesträgheit der Vorwurf, welchen man den neuern Europäern auch im Mittelalter am wenigsten machen kann. Soll ja ein Vorwurf Statt finden, so ist es der, daß sie mit dem Guten und Brauchbaren auch viel Unnützes und Schädliches aufnahmen, so oft sich ihrer rastlosen Wißbegier eine neue Erweiterung der Kenntnisse darbot. So bekamen sie von den Arabern, nebst den mathematischen, chemischen

und medicinischen Kenntnisse, worin ihnen diese überlegen waren, auch das ganze astrologische und alchemische Wesen und Unwesen zugleich mit überliefert; und mit dem Aristoteles, der ihnen als der Gipfel und Inbegriff alles bloß natürlichen Denkens und Wissens erschien, einen ganzen Wust von dialektischen Streitigkeiten und sophistischen Künsten, wie sie auch schon bey den Alten, vornehmlich bey den Griechen, häufig Statt gefunden hatten. Das Beste in der Philosophie des Aristoteles ist der Geist der Kritik; diesen aber in ihm zu finden und zu ergreifen, wird eine so umfassende und genaue Kenntniß des Alterthums erfordert, wie sie damahls sich zu erwerben, unmöglich war, und wie sie auch jetzt noch selten ist. Der Geist der Kritik verläßt den Aristoteles nur in dem Gebiete der Metaphysik, weil hier die einzigen beyden Führer, denen er folgte, Vernunft und Erfahrung durchaus nicht zureichen. Aus der Anhänglichkeit an diese, schon in dem Meister selbst unverständliche Metaphysik, entstand die sogenannte Scholastik. Einigen Ersatz für dieses Uebel gewährte die Nachfolge, welche der beobachtende Theil der Physik des Aristoteles, besonders seit Albertus Magnus, in Europa fand. Daß die Moral des Stagiriten ein großer Gewinn für das Mittelalter sey, kann ich nicht finden; ihr Werth für uns liegt vorzüglich auch in der Beziehung auf die griechische Sitte, Lebenseinrichtung und Staatsverfassung. Man hatte

ja längst an der christlichen Sittenlehre eine viel reinere und bessere, und bereicherte diese aus dem Aristoteles zunächst nur mit einer Menge überflüssiger Classificationen. Es läßt sich ein sehr auffallendes Beyspiel von dem schädlichen Einfluß der aristotelischen Sittenlehre, aus einem schon sehr gebildeten und gelehrten Zeitalter anführen. In Spanien wurde im sechszehnten Jahrhundert die große Frage von der Behandlung der Amerikaner, von einem übrigens nicht unbiedern Manne, dem Sepulveda, der aber ein blinder Anhänger des Aristoteles war, und der so, wie dieser nach den Sitten und Begriffen des Alterthums gethan hatte, die Rechtmäßigkeit der Sklaverey annahm, ganz gegen die gute Sache, und sehr gegen den Geist des Christenthums entschieden.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die großen Lehrer der aristotelischen Philosophie im Mittelalter zuerst diesen Sectengeist verbreitet haben. Die Kirche hatte vielmehr demselben entgegengewirkt, so viel es ging, weil gleich anfangs mit der aristotelischen Philosophie oft auch viele gefährliche und irrige Lehren und Meinungen verbunden waren; indem die aristotelische Philosophie, wo sie recht tief aufgefaßt ward, vielleicht nicht nothwendig, aber doch sehr oft bey den Arabern, wie im Mittelalter und im sechszehnten Jahrhundert dahin führte, statt der Gottheit bloß eine allgemeine Weltseele zu verehren, und besonders die per-

sönliche Unsterblichkeit der Seele zu läugnen. Weil aber der Drang der Zeiten unwiderstehlich war, und die aristotelische Philosophie nicht mehr abgehalten werden konnte, so suchten einige christliche Philosophen, eben so eifrig die Wahrheit des Glaubens zu erhalten, als die natürliche Erkenntniß durch Vernunft und Erfahrung zu erweitern, sich des Aristoteles zu bemächtigen, um den Strom, der nicht mehr abgehalten werden konnte, wenigstens zu lenken und Verderben zu verhüthen. Das Urtheil über den Werth dieser an Geist zum Theil sehr großen und ausgezeichneten Männer kann man im Allgemeinen wohl dahin bestimmen. Was ihre Philosophie übels und Scholastisches enthält, das rührt von der aus dem Alterthum noch erbten und ohne gehörige Sorgfalt und Unterscheidung aufgenommenen Sophistik, aus den ursprünglichen Mängeln des Aristoteles in der Metaphysik, so wie auch seiner arabischen Commentare, und von dem leidenschaftlichen Sectengeist ihres Zeitalters her, welcher von so ansteckender Art ist, daß selbst der, welcher ihn bestreitet, nicht immer sich ganz rein davon erhalten kann. Diesen Sectengeist zu nähren und zu entflammen, trugen besonders die Universitäten viel bey, wo viele Tausende von Jünglingen von der leidenschaftlichsten Wißbegier entflammt, für Gegenstände und Streitigkeiten dieser Art, Parthey ergriffen. Das Gute, was aber die besten Philosophen des Mittelalters erhalten, das verdanken sie

dem Christenthum, welches sie meistens auch vor den größern Verirrungen bewahrte, und dann ihrem eignen, zum Theil sehr großen Genie und Verstande. Man würde übrigens sich irren, wenn man die eigentlich so zu nennende Scholastik in einem allgemeinen Sinne, das unnütze Herumtreiben des Geistes in leeren Begriffen und unverständlichen Formeln, für einen ausschließenden Fehler des Mittelalters halten wollte. Es hat dieses Uebel in der griechischen Philosophie sehr häufig sich geäussert, ja den höchsten Grad erreicht, selbst in der Zeit der blühendsten Cultur. Dasselbe kann man auch von den neuern Zeiten sagen, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England ließen sich Beyspiele der Art anführen, oft selbst von denen, welche am meisten gegen die Scholastik und den Aristoteles streiten; wenn man nähmlich auf das Wesentliche des Uebels sieht, und nicht etwa die Sophistik, wo sie in ihrer Form biegsamer und eleganter ist, deswegen für weniger gefährlich hält.

Das Herumtreiben in leeren Begriffen und Worten, welches immer eintritt, sobald die Wahrheit verlohren gegangen, ist die eigentliche, der Vernunft erbliche Krankheit; mag es nun als geschwätzige Kunst und Beredsamkeit noch gefährlicher auf das Leben einwirken, oder in den Formeln der Schule auf deren engern Kreis beschränkt bleiben. Ein der Wahrheit ent-

gegenstehender Sectengeist ist in beyden Fällen damit verbunden.

Die Philosophie des Mittelalters hatte überhaupt nur den Fehler, daß sie noch nicht ganz und durchaus christlich war, daß der Geist des Christenthums noch nicht alle Kräfte, Kenntnisse und Begriffe der Menschen vollkommen durchdrungen hatte. Es lagen in der von den Alten ererbten Philosophie der neuern Europäer, nach den beyden schon früher von mir geschilderten Hauptarten und Formen derselben, der Platonischen und Aristotelischen, zwey Keime zu verschiedenen Abwegen. Der eine ist, der schon geschilderte der Vernünfteley, wozu die Dialektik der Alten und Aristoteles führten. Der andere war der Platonische, der sich leicht in Schwärmerey verirren konnte, sobald das Denken und Glauben aller Schranken, deren doch auch keine andere Thätigkeit des Menschen entbehren kann, entledigt ward. Daraus ging die zweyte Gattung der Philosophie des Mittelalters hervor, die der sogenannten Mystiker. Sobald sie sich bloß an das religiöse Gefühl hielten, und ihrem innern Beruf folgten, war ihr Weg unstreitig nicht bloß der bessere, sondern auch der rechte. Wollten sie zugleich das Gebieth der Wissenschaft umfassen, so war es aber doch nicht zureichend. Der Platonismus, mit vielen andern orientalischen, öffentlichen und geheimen Ueberlieferungen verbunden, gab der Fantasie einen zu freyen Spielraum, und be-

sonders in der Naturwissenschaft war diese Denkart fast immer mit dem Glauben an Astrologie und der Neigung zu magischen Geheimnissen verbunden. Besonders in Deutschland war dieß der Fall; man darf dessen wohl um so eher erwähnen, da diese Meinungen auch jetzt wieder viel Einfluß und allgemeine Herrschaft gewinnen. So wie berühmte Männer ehedem ihre Lebensbeschreibung mit einer Erhebung zu Gott, oder mit sonst einem frommen Wunsche oder Gedanken anfingen, so wird es jetzt wieder Sitte, sie mit der Nativität, und mit dem astrologischen Urtheil zu eröffnen. Solche Phänomene, die für wunderbar und geheimnißvoll gelten, nicht als ob sie an und für sich ganz regellos, unzusammenhängend und unbegreiflich wären, sondern, weil sie allerdings einer höhern und verborgnern Ordnung und Region angehören, bin ich weit entfernt läugnen zu wollen, wenn tiefe Naturforscher sie zum Gegenstande ihrer Untersuchung machen. Nur scheinen dergleichen siderische Einflüsse, insofern sie wirklich oder wahrscheinlich sind, meistentheils eben nicht zu den glücklichen zu gehören, und wenn man ihnen so viel Gewalt einräumt, daß die menschliche Freyheit dem Einfluß der Gestirne ganz unterworfen wird, dann ist der Glauben an Astrologie allerdings für alle Moral und Religion untergrabend, wie unser Schiller in dem Charakter eines von diesen Glauben beherrschten Helden so vortrefflich dargestellt

hat. Eben weil der Mißbrauch so leicht, die Mittheilung so gefährlich ist, sind die Dinge dieser Art wohl oft als Geheimnisse behandelt worden. Ich finde es selbst historisch nicht unwahrscheinlich, daß ein Albertus Magnus, daß im funfzehnten Jahrhundert der große Mathematiker Nicolaus von Cusa, der biedere Bischof Trithemius, der Erste in aller orientalischen Gelehrsamkeit Reuchlin, manches gewußt haben mögen, was auch jetzt noch nicht immer allgemein bekannt seyn mag. Man würde auch sehr unbillig seyn, wenn man den großen Geist, die Kenntnisse, die biedern Gesinnungen und Grundsätze der genannten Männer, wegen der beygemischten Irrthümer ihrer Zeit, die jetzt beynah auch wieder die der unsrigen zu werden scheinen, verkennen wollte. Aber andere sind wohl nicht so rein geblieben, und wie leicht die Irrthümer oder auch die Kenntnisse dieser Art in eine fast betrügerische Geheimnißkrämerey und Charlatanerie übergehen, oder doch davon verunreinigt werden, zeigen andere Charaktere dieses Zeitalters. Ich will nur den Agrippa nennen; auch Paracelsus ist nicht frey von solchen Flecken. Aber auch von den reinern und bloß vom religiösen Gefühl beseelten, mystischen Philosophen, hatte Deutschland in frühern Zeiten vorzüglich viele. Keine neuere Sprache ist so früh für die höhere Philosophie und die geistigsten Gegenstände angewandt und ausgebildet worden, als die Deutsche. Dieser Schriftsteller gab es vom

dreyzehnten Jahrhundert an bis zur Reformation in niederdeutscher und oberdeutscher Sprache sehr viele. Sie standen in Verbindung untereinander, bildeten eine Art von Schule, und nannten sich Diener der Weisheit, oder der himmlischen Sophia, worunter sie die göttliche und höhere Wahrheit verstanden, welcher sie nachstrebten und deren Liebe sie ihr Leben zum Opfer brachten. Ich will aus der Menge nur einen anführen, der für die Geschichte der Sprache sehr wichtig ist. Dieser ist der Prediger oder Philosoph Tauler, der noch lange nach der Reformation von Katholiken und Protestanten um die Wette verehrt und benutzt ward, bis die allgemeine Vergessenheit auch ihn traf. Die elsassischen Gelehrten, welche lange nachdem sie politisch schon Frankreich angehörten, durch gründliche deutsche Geschichts- und Sprachforschung, sich noch als wahre Deutsche bewährten, haben auch das Verdienst, daß sie in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit auf diesen vergessenen Denker und Weisen hinlenkten, und die unendliche Wichtigkeit desselben wenigstens für die Sprache erkannten. Vergleicht man die seinige mit der in Luthers Zeit, oder hundert Jahre nach ihm, bey ähnlichen Gegenständen üblichen, so ist der Unterschied ungefähr eben so groß, wie der zwischen dem sanften Wohllaut der schönsten Rittergedichte des dreyzehnten Jahrhunderts, wie etwa des Niebelungenliedes und den rauhen Knittelversen des sechzehnten Jahrhunderts. So

ist also auch in diesem Stücke die ältere Zeit nicht die rohere gewesen, sondern so, wie im Geist und in der Gesinnung besser, so auch in der Sprache von reinerem Werth.

Wenn man also jetzt bisweilen der deutschen Nation ihre Neigung zur Mystik zum Vorwurf macht, so ist dieser Fehler viel älter als die Tadler selbst vielleicht wissen; denn man könnte ihn von dem zwölften Jahrhundert, ja fast von den Zeiten Karl des Großen an, mit historischen Beweisen und Belegen als allerdings gegründet durchführen. Ob es aber in dem rechten und würdigen Sinne des Wortes, wahrhaft ein Tadel seyn sollte, und nicht vielmehr das höchste Lob, das will ich hier nicht weiter untersuchen.

Es ist in der Philosophie des Mittelalters, wie in der neuern Zeit ein sehr starker und entscheidender Einfluß des Nationalcharakters sichtbar. England und Frankreich haben auch in den ältern, wie in den neuern Zeiten, vorzüglich gewandte Selbstdenker, so wie auch kühne Zweifler und Sophisten hervorgebracht. Die Italiäner unterscheiden sich in der ältern Zeit durch eine ganz besonders feste Anhänglichkeit an die Wahrheiten des Glaubens; nächstdem aber durch einen ähnlichen Hang, wie in Deutschland zu einer höhern, geistigen, oft auch schwärmerischen Philosophie. Die Neigung zum Platonismus ist selbst in ihren Dichtern sichtbar. Es hat also mit einem Worte der eine Hauptweg des Nach-

denkens, die Erfahrungs- und Vernunft-Philosophie, in welcher unter den Alten Aristoteles der größte war, in England und Frankreich, im Mittelalter wie in neuern Zeiten am meisten Einfluß und Anhänger gefunden. Daher auch beyde Nationen, ungeachtet alles politischen Zwiespaltes, in dem Innersten ihrer Ansichten, Begriffe und Urtheile, oft mehr als man beym ersten Blicke denkt, zusammenstimmten. Die Neigung zu einer andern und mehr platonischen Art von Philosophie theilt der kunstliebende Italiäner, mit dem tief empfindenden Deutschen, daher bey aller Verschiedenheit der Abstammung, Sprache und Sitten, eine gewisse Sympathie und Anneigung zwischen beyden Nationen unverkennbar ist.

Eilfte Vorlesung.

Allgemeine Betrachtung über die Philosophie vor und nach der Reformation. Poesie der katholischen Völker, der Spanier, Portugiesen und Italiäner Garcilaso, Ercilla, Camoens, Tasso, Guarini, Marino und Cervantes.

Der Zustand der allgemeinen Geistesbildung, und der Gang der Philosophie kurz vor der Reformation und in dem ersten Jahrhundert nach derselben, war zuletzt der Gegenstand unserer Betrachtung. Ich fasse die wesentlichen Resultate dieser Untersuchung in folgende allgemeine Bemerkung zusammen.

In ganz Europa war vor der Wiederherstellung der alten Litteratur und der Reformation der leere logische Wortkram, den man aristotelisch nannte, bey dem großen Haufen der Gelehrten, und auf allen öffentlichen Lehranstalten herrschend. In Deutschland und nächstdem in Italien war aber im funfzehnten Jahrhundert neben jener todten Wortphilosophie, eine andere, höhere Philosophie verbreitet, welche sich theils

an die platonische, theils an die orientalische anschloß. Sie enthielt im Einzelnen Anlaß zum Irrthum, aber sie war wenigstens im Ganzen auf dem bessern Wege, sie war auf jedem Fall reicher an Gehalt, und von tieferem Sinne. Selbst in der Art, wie sie, und in der Person derjenigen, von denen sie gelehrt ward, zeigt sich ihr Vorzug. Sie herrschte nicht auf den Universitäten und in den Schulen, sie war überhaupt keine Secte, sondern wahrhaft Philosophie nach dem alten Sinne des Worts, Liebe zur Wahrheit und Weisheit, nur um ihrer selbst willen gesucht und verbreitet, von solchen die zur höchsten Erkenntniß den unwiderstehlichen Beruf in sich fühlten. Die größten Naturforscher und Mathematiker, die umfassendsten Kenner des griechischen Alterthums, und die ersten Orientalisten des funfzehnten Jahrhunderts in Italien und Deutschland hingen ihr an. Die wieder erneuerte Bekanntschaft mit der griechischen Litteratur hatte auf die Philosophie im Ganzen keinen andern Einfluß, als daß sie der mystischen und mehr platonischen Art zu philosophiren, mit so vielen Schätzen und Denkmahlen des Alterthums neuen Stoff und neue Nahrung zuführte, Hülfsmittel und Werkzeuge sich zu bereichern und immer kühner zu entwickeln, aber auch mannichfaltige Veranlassung zu neuen Irrthümern, oder vielmehr nur zur Wiedererneuerung aller Neu-Platonischen oder andern orientalischen Schwärmereyen. Durch die Wie-

derherstellung der alten Litteratur gewann also die eine damahls herrschende Hauptart der Philosophie an Umfang der Erkenntniß und Entwicklung, aber auch an Einfluß zur Verbreitung schwärmerischer Meinung, überhaupt also an Kraft zum Guten, wie zum Bösen.

Auf die andere Art der Philosophie, auf die aristotelische, war der Einfluß noch größer. Man hatte dieselbe bisher gar nicht rein aufgefaßt und gelehrt; sondern mit vielen platonischen Begriffen vermischt, und indem man sie zugleich immer dem Christenthum unterordnete. Als man sie nun immer mehr aus den geläuterten Quellen selbst, und in dem ganzen Zusammenhange der griechischen Geistesbildung kennen lernte und auffaßte, so war dieß für die Form allerdings ein Gewinn; man entfernte wenigstens das äussere scholastische Wesen, und kleidete sie in ein Gewand, welches dem classischen Vortrage des Alterthums und dem kritischen Scharfsinn des Urhebers nicht mehr so ganz unähnlich und ihrer unwürdig war. Je besser und tiefer man aber in den Geist der griechischen Philosophie eindrang, je häufiger ereignete es sich, daß einzelne Anhänger derselben auf solche Folgerungen ihres Systems geriethen, welche mit der Religion und Sittlichkeit unvereinbar sind; wie z. B. als erste Ursache an Gottes Statt, bloß eine allgemeine Weltseele anzunehmen und zu verehren, vorzüglich aber die Unsterblichkeit der Seele zu läugnen. Dieß war bey meh-

reren Anhängern des Aristoteles, besonders in Italien im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert der Fall. Geringern Einfluß hatte es auf den Gang der Philosophie, daß einige Kenner und Verehrer der alten Litteratur jetzt mehr und mehr auch andere Systeme des Alterthums, wie z. B. das stoische zu erneuern suchten. Plato und Aristoteles haben die beyden Hauptwege des menschlichen Denkens und Erkennens so entschieden bezeichnet und gebahnt, daß sie auch für alle nachfolgende Zeiten die Hauptwege geblieben sind, und bleiben mußten. Die andern Systeme des Alterthums erhalten meistens nur durch ihre Beziehung auf jene beyden ihren Werth, es sind nur Abweichungen oder Nebenwege, die sich doch bald wieder in jene beyden Hauptwege verliehren. Daher machten jene Versuche den Stoicismus, oder andere Philosophieen des Alterthums zu erneuern, wenig Glück, und hatten diese Versuche keine andere Wirkung als die Mannichfaltigkeit und Gährung der Meinungen überhaupt zu vermehren. Nur das schlechteste unter allen Systemen des Alterthums, das des Epikur, der rohe Materialismus, welcher alles aus körperlichen Atomen ableitet und entstehen läßt, fand schon im siebzehnten Jahrhundert vielen Beyfall, und ward im achtzehnten zur eigentlichen Secte.

Man nennt die Epoche des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts oft im Allgemeinen eine Wie-

derherstellung, oder gar eine Wiedergeburth der Wissenschaften. Eine Wiederherstellung war es allerdings, wenigstens in Rücksicht auf die erneuerten Kenntnisse der griechischen Litteratur und des Alterthums, wodurch das historische Wissen zwar noch nicht bis zur Vollständigkeit gelangte, aber doch unermeßlich erweitert ward. Für eine wahre Wiedergeburth des menschlichen Geistes und der Wissenschaften kann es durchaus nicht gelten, denn so würde doch nur eine Veränderung genannt werden können, die nicht bloß Bereicherung wäre, und durch eine Einwirkung von außen hervorgebracht, sondern ein Erwachen aus dem vorigen todten Zustande, und ein neues Leben, das von innen emporflammte. Eine solche innere, den Geist selbst neu belebende totale Veränderung in der Philosophie hat auch die Reformation nicht hervorgebracht; die beyden Hauptwege der Philosophie, die Aristotelische und Platonische, blieben im Wesentlichen die nähmlichen. Doch hat auf den fernern Gang, die Entwicklung und Ausbreitung beyder die Reformation mächtig gewirkt. Von jener platonisch-orientalischen, die vor ihm und zu seiner Zeit in Deutschland so viele Freunde hatte, scheint Luther selbst wenig Kenntniß gehabt zu haben; dagegen hegte er einen desto größern und wohl verzeihlichen Haß gegen die Scholastik und auch gegen ihren vermeynten Stifter den Aristoteles, welchen er nicht anders als „einen todten Heiden" zu

nennen pflegte. Dem ungeachtet war selbst Luthers nächster Freund und Nachfolger, Melanchthon schon wieder ein Anhänger derselben; ja derjenige, welcher dem Aristoteles und der geläuterten scholastischen Philosophie wieder das Uebergewicht gab. Die Ursache war folgende; die höhere und geistige Philosophie, welche aber, wenn der Mittelpunkt der Wahrheit einmahl schwankend geworden, der Schwärmerey und allen Arten des Irrthums die Pforte öffnet, hatte diese Wirkung, in den ersten anarchischen Zeiten der Reformation, besonders in Deutschland in vollem Maaße gehabt. Daher entstand ein allgemeines Mißtrauen gegen dieselbe. Es ward die aristotelische Philosophie überhaupt jetzt wieder allgemein herrschend bey beyden Theilen, in Spanien, wie in Deutschland; weil man dieses alte Formelwesen, je geistloser es getrieben wurde, um so eher dem einen, wie dem andern Glauben anschmiegen konnte. War damit auch einige bessere Naturkenntniß, mehr Sprach- und Alterthumskunde, wie ehedem vereint, so war es doch im Ganzen das alte Uebel, derselbe logische Wortkram, den die bessere Philosophie schon im funfzehnten Jahrhundert zu verbannen nahe daran war, und der nun in allen Ländern, wo es wissenschaftliche Cultur gab, noch bis in der Mitte, ja bis an das Ende des siebzehnten Jahrhunderts fortdauerte. In Italien ward die kühnere Philosophie, die jetzt wirklich den Charakter der gefährlichsten und wildesten Opposition

annahm, unterdrückt, und mehrere ausgezeichnete Talente wurden ein Opfer dieses Kampfes. In Deutschland und England ward die höhere Philosophie zwar nicht ganz unterdrückt, aber doch auch verdrängt und mit unter verfolgt, wenigstens aus dem allgemeinen Kreise der gelehrten Bildung ausgeschlossen. Um so mehr ward sie dagegen in geheimen Ueberlieferungen oder Verbindungen fortgeflanzt, oder auch von Einzelnen aus dem Volke ergriffen. Auf beyden Wegen mußte sie einer mannichfachen Verwilderung und Verwirrung ausgesetzt seyn, und konnte um so weniger zu einer allgemeinen Entwicklung und Wirksamkeit gelangen. Zwar stehen die Gaben der Natur und der Gottheit jedem offen; der Geist des tiefern Nachdenkens und der höchsten Erkenntniß ist nicht auf die sogenannten gebildeten Stände beschränkt, und auch von der Gelehrsamkeit ganz unabhängig. Viele der merkwürdigsten unter den griechischen Philosophen waren Männer von geringer Herkunft, ohne weitere Auszeichnung und Gaben, als ihr inneres Denken; der weiseste unter den Griechen, Sokrates, war kein Gelehrter, und wollte keiner seyn. Die ersten Verkündiger des Christenthums waren Männer aus dem Volke, wir sehen sie gleichwohl mit den höchsten Gegenständen und Geheimnissen des Nachdenkens durchaus vertraut. Aehnliche Männer waren alle Jahrhunderte hindurch von Zeit zu Zeit aufgestanden. Es liegt überhaupt in dem starken und

weniger zerstreuten Gemüthe des Volks eine oft wunderbare sittliche und auch geistige Kraft. Staaten und Secten sind oft durch geringe Männer aus dem Volke gestiftet worden; die Rettung des Vaterlandes und die Verbreitung und neue Belebung der wahren Religion, ist oft von solchen Männern ausgegangen, wenn sie sich berufen fühlten und von Begeisterung ergriffen waren. Das geschah freylich meistens durch lebendige That, nicht durch Schriften. Sehen wir auch auf den erfinderischen Geist und die Gabe der Sprache, und vergleichen wir die Philosophie mit der Dichtkunst, so ist auch in dieser Hinsicht das Genie kein ausschließendes Vorrecht der Gelehrten. Konnte ein Shakspeare, der sich doch ganz an die Volkspoesie anschloß, eine Höhe und Tiefe der Darstellung erreichen, in welcher den kunstreichsten und gelehrtesten Dichtern, ihm zu folgen und gleich zu kommen, noch nie hat gelingen wollen, so läßt sich auch begreiflich finden, daß ein Mann aus dem Volke in Deutschland alle Höhen und Tiefen des geistigsten Nachdenkens, und jener höhern und geheimen Philosophie erschöpfen konnte, welche damahls aus dem Kreise der Wort- und Schriftgelehrten verstoßen war. Dieß findet seine volle Anwendung auf jenen Mann, dessen Nahme schon den Aufgeklärten ein Aergerniß und den Gebildeten eine Thorheit ist; den sogenannten teutonischen Philosophen, Jakob Böhme, der zu seiner

Zeit nicht bloß in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, in Holland und in England viele eifrige Anhänger hatte, zu denen auch jener, durch sein Unglück so berühmte König Karl von England gehörte. Ich habe schon mehrmahls meine Ueberzeugung geäußert, daß ich selbst das Daseyn einer Volkspoesie immer nur als einen Beweis von Zerrüttung und Auflösung der wahren Dichtkunst ansehen kann; denn diese soll nicht ausschließlich dem Volke so wenig, wie den Gelehrten überlassen seyn, sondern dem Volke, den Gebildeten, und der gesammten Nation gemein seyn. Kann aber selbst die Volkspoesie nicht allen nachtheiligen Spuren dieses getrennten Zustandes, und der daher rührenden Vernachlässigung und Verwilderung entgehen, wie viel mehr muß dieß der Fall seyn, mit einer Volksphilosophie, deren Begriff sogar schon beynahe etwas Widerstreitendes in sich schließt? Wie sehr auch das Genie des Einzelnen sich in dem ungünstigen Verhältniß bewähren mag; es ist dieß durchaus nicht die Stelle, welche die Philosophie eigentlich im Ganzen einnehmen soll. Das merkwürdige System dieses teutonischen Philosophen ausführlicher zu schildern und zu erklären, kann hier nicht der Ort seyn. Bemerken will ich nur, daß es, so sehr es auch das Gepräge eines durchaus aus sich selbst und der eignen Quelle schöpfenden Geistes an sich trägt, es doch nicht ohne Zusammenhang ist mit andern Formen der geheimen

Philosophie, die man um diese Zeit immer mehr Einfluß gewinnen sieht. Begreiflich ist es wohl, wenn der unversiegliche Durst nach Wahrheit sich damahls andre, verborgnere, von dem leeren Wortwesen der Gelehrten weit entfernte Wege suchte, auf denen manche Ueberzeugungen und Entdeckungen, Erkenntnisse oder auch Schwärmereyen und Irthümer sich schnell verbreitet zu haben scheinen. Nachdem das zugleich sichtbare und unsichtbare Band der Kirche für einige Länder Europa's zerrissen war, trat nun eine unsichtbare Verbindung andrer Art hie und da an die Stelle, oder sollte sie wenigstens einnehmen. Es gibt Stufen in der Erkenntniß der Wahrheit, niedre und höhere Grade; die letztern können schwerlich in dem Zustande der noch kämpfenden Menschheit allgemein seyn. Ich will zugeben, daß es nach Lessings Meinung, unter den Erkenntnissen auch an sich geheime gibt, nähmlich solche, die es ihrer Natur nach sind, weil bey demjenigen, der sie ergriffen, oder erhalten hat, nicht wohl der Entschluß Statt finden kann, sie zur Unzeit allgemein und öffentlich mitzutheilen, wozu ihm vielleicht die Mittel fehlen würden. Das Daseyn solcher Ueberlieferungen ist historisch fast zu allen Zeiten deutlich; auch wird man schwerlich jemahls verhindern können, daß sich Ansichten und Ueberzeugungen dieser Art in einer oder der andern Form unsichtbar fortpflanzen. Aber wenn eine solche Ueberlieferung auch

ganz reine und lautre Wahrheit, ohne alle beygemischte falsche Schatzgräberey nach leeren Geheimnissen enthielte, so würde die Opposition dieser geheimen und der öffentlichen Wahrheit immer schlechthin verwerflich seyn. Selbst die Trennung der sichtbaren Kirche ward im Zeitalter der Reformation, von allen Gutgesinnten als das größte Unglück betrachtet, weil dadurch die Familie der christlichen Völker getrennt, der Körper der Menschheit zerrissen werde. Wenn es eine unsichtbare Kirche geben könnte, die im Widerspruch wäre mit der sichtbaren, so würde diese Trennung noch schrecklicher, und wie eine Trennung von Körper und Seele seyn, und uns mit einer gänzlichen Auflösung bedrohen. Doch dem ist nicht also; Leib und Seele der Menschheit sind noch nicht getrennt, und die Wahrheit ist nur Eine. Wer den Felsen verlassen hat, auf dem sie ruht, der wird ihren Tempel nicht erbauen.

Dieß waren also die Wirkungen der Reformation auf die Philosophie. Jene geistigere platonisch-orientalische Art zu philosophiren, welche im funfzehnten Jahrhundert die größten Männer Italiens und Deutschlands öffentlich angebaut hatten, ward nach der Reformation im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert wieder unterdrückt, dem Volke und einzelnen Schwärmern überlassen, oder nur im Verborgenen nicht ohne große Verunstaltung und Verwilderung fortgepflanzt. Oeffentlich aber und bey den

Gelehrten des Tags herrschte der alte logische Wortkram, den man aristotelisch nannte, bis gegen die Mitte und das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, fast noch zwey Jahrhunderte lang fort, wo ihn andre Systeme und Secten verdrängten, deren Werth ich in der Folge betrachten werde, da sie bis auf unsre Zeiten fortgewirkt haben, und ihre volle Entwicklung dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

So wie die Nationen Europa's jetzt wieder mehr von einander abgesondert waren, so fand auch zwischen den verschiedenen Wissenschaften und Studien eine vielfach schädliche Trennung Statt. Besonders für das Studium des Alterthums war dieß nachtheilig, und verursachte, daß es keine rechte Früchte trug, noch auf das Leben einwirken konnte. Die ersten Stifter desselben waren Philosophen, und Männer die das Mittelalter und ihre Zeit eben so lebendig kannten, als das Alterthum, und die orientalische Gelehrsamkeit mit der griechischen verbanden. Ihnen erschien daher alles im Ganzen mehr an seiner rechten Stelle, im großen Zusammenhange der Weltgeschichte, und in lebendiger Kraft. Nachdem nun aber die Trennung eingetreten, die Philosophie verdrängt, unterdrückt oder verwildert, das Mittelalter aber vergessen war, beschränkte sich der Blick der Gelehrten, die kaum in ihrer Welt und in ihrem Volke mehr einheimisch waren, ganz auf das Alterthum der Griechen und Rö-

mer, welches sie bewunderten, ohne doch das Schöne desselben eigentlich zu empfinden. Nur von Dichtern und Künstlern ward dieses etwa lebendig aufgefaßt; bey den Gelehrten entstand jetzt, da die classische Gelehrsamkeit mit Philosophie fast nie vereint war, ein dumpfer Wortaberglauben, der erst im achtzehnten Jahrhundert einer lebendigern Erkenntniß der Alten Raum gegeben hat.

Selbst für Kunst und Poesie kann man als nachtheilig ansehen, daß sie fast ganz außer Berührung mit der Philosophie kamen, daß die Bildung der Fantasie von der Bildung des Verstandes mehr oder minder getrennt ward, und die letzte der ersten nicht selten feindlich entgegen wirkte. Doch bildete Poesie und Kunst in diesen stürmischen Zeiten, an deren Schwankung und Gährung Philosophie und Geschichte mit Antheil nehmen mußten, beynah noch das einzige freye Asyl, wo Gefühl und Geist sich ungestört in ihrer Schönheit entfalten konnten.

Die Poesie der katholischen Länder, die spanische, italiänische, portugiesische, bildet in diesem Zeitalter ein innig verbundenes Ganzes, so daß ich sie in der Betrachtung zusammen nehmen werde. Die Spanier hatten schon früh ihr eignes Nationalgedicht vom Cid; ihr Minnegesang blühete im funfzehnten Jahrhundert später als bey irgend einer andern Nation. Ueberhaupt erhielt sich der Rittergeist und die damit verbundne

Poesie hier länger als irgend wo sonst in Europa. Ihre Ritterbücher von meist selbst erfundenem Inhalt, der den übrigen Nationen fremder blieb, zeichneten sich aus, wenigstens das älteste und bekannteste derselben, der Amadis, durch eine gebildetere und schöne Schreibart, und durch den vorherrschenden Hang zu sanften und idyllischen Darstellungen. So bestätigt sich auch hier die schon bey Gelegenheit der Ritterpoesie, und besonders der altdeutschen gemachte Bemerkung, daß grade heroischen Naturen, und sehr kriegrischen Nationen dieser Hang zum Sanften und Zarten in der Poesie oft eigen ist. An die Ritterbücher schloß sich schon früh bey Spaniern und Portugiesen der Schäferroman, als eine beliebte Gattung an. Die Poesie überhaupt, und besonders der Minnegesang ward im funfzehnten Jahrhundert, durch zwey Männer befördert, welche an Geburt, Rang und Einfluß die Ersten des Reichs waren; Villena und Santillana. Ueberhaupt ist die Poesie in Spanien seit ihrem ersten Anfang mehr von den Edlen und Rittern, als von Gelehrten oder bloßen Künstlern geübt worden, und keine andre Nation zählt unter ihren Dichtern so viele, die auch das Schwerdt für ihr Vaterland geführt hatten. Die Poesie welche wir mit einem allgemeinen Nahmen, die spanische nennen, sollte in ihrer ältesten Zeit richtiger die castilische genannt werden; denn anfänglich war sie nur dieser Provinz eigenthümlich,

und mehrere andre Länder der spanischen Halbinsel hatten ihre eigne, von der castilianischen verschiedene Kunst. In Catalonien blühete eine eigne Poesie, die man der Mundart nach, zu der provenzalischen rechnet. Der letzte bekannte Gesang derselben war dem Heldenruhm und dem traurigen Schicksale des Charles von Viane gewidmet, dem letzten, den das Volk als seinen eignen Fürsten geliebt zu haben scheint, und dem eigentlichen Erben und ältern Bruder erster Ehe jenes Ferdinand, der nachmahls unter dem Nahmen des Katholischen, auch in Castilien herrschte, und deßhalb in einigen arragonischen Ländern mehr als ein Fremder, und mit ungünstigen Augen angesehen ward. Arragonien ward mehr und mehr untergeordnet, mit der abgesonderten Selbstständigkeit des Landes hörte auch die, demselben eigenthümliche Poesie auf, und so wie Castilien das herrschende Land ward, so vereinigte sich auch in der castilischen Dichtkunst alle Schönheit der Poesie, die sonst in den verschiedenen Provinzen des dichterischen Landes zerstreut vorhanden war. Die Portugiesen nur, wie sie ein eignes Volk und Reich bildeten, behielten allein auf der schönen Halbinsel ihre eigne Sprache und Poesie; doch blieb von alten Zeiten her ein inniger Verkehr mit Castilien; viele Portugiesen schrieben castilisch, und manches, was für altcastilisch gehalten wird, stammt von den Portugiesen her. Ja so verwandt ist die Poesie

der einen und der andern Nation, daß es nicht leicht ist abzusondern, was der Erfindung nach der einen oder der andern angehört. Auch die Araber trugen mit dazu bey, die spanische Poesie zu bereichern und zu verschönern. Zwar die altcastilischen Gedichte sind ganz rein von einem solchen arabischen Einfluß, oder orientalischen Anhauch. Sprache und Geist ist vielmehr streng und schlicht, treuherzig und einfach. Man kann um so bestimmter sagen, daß in dieser altspanischen Dichtkunst gar nichts arabisches ist, je deutlicher und sichtbarer in der spätern Zeit, wo der Einfluß wirklich Statt fand, derselbe sich kund gibt. Die Trennung, welche die Verschiedenheit des Glaubens verursachte, und die gegenseitige Abneigung ist auch vollkommen hinreichend zu erklären, warum ein solcher Einfluß früher hin nicht sichtbar seyn konnte, der eine ganz besondere Veranlassung hatte. Als Isabella und Ferdinand der Katholische, ich nenne Isabella zuerst, weil diese von einem ganz besondern Eifer beseelt war, ihr geliebtes Spanien von den Fremden und Feinden des Glaubens befreyt zu sehen; — als diese mit ihren Rittern Granada eroberten, und nun in diesem glorreichen Augenblick nach sieben Jahrhunderten, Spanien wieder frey, und ganz sein war, da war in diesem letzten Kriege das arabische Königreich in Granada in zwey Parteyen getheilt gewesen; an deren Spitze zwey edle Stämme standen. Der eine derselben, die

Bencerrajen, trat nachgehends zu den Spaniern und zu den Christenthum über; der andre floh zu den Mauren nach Afrika. Noch sind die Romanzen vorhanden, welche den Ruhm und die Thaten der Bencerrajen, und ihre Feindschaft gegen die Zegri's und die letzten Kämpfe der arabischen Granadiner besingen. Stolze Lieder der glühendsten Liebe und Ruhmbegierde; abgerißne Heldengesänge von hohem Zartgefühl; einfach in der Sprache, aber doch nicht ohne die orientalische Gluth, auch ihrem Inhalte nach als lyrische Stammgesänge noch ganz arabisch, und der ursprünglichen alten Poesie dieser Nation, so weit wir sie kennen, ähnlich. Hier in diesen Romanzen, den schönsten meines Bedünkens, die es in spanischer oder überhaupt in irgend einer neuern Sprache gibt, ist der arabische Geist, und die orientalische Farbe nicht zu verkennen, und allerdings haben sie auf die ganze nachfolgende Poesie der Spanier einen entscheidenden Einfluß gehabt. So blühete der Garten der spanischen Poesie, auf altcastilischem Boden durch portugiesische Erfindungen und provenzalische Blumen, und nun auch durch arabische Farbengluth verschönert, immer reicher und herrlicher empor. Unter Karl dem Fünften, der den Ariost als den ersten Dichter Italiens krönte, ward die kunstreichere Poesie der Italiäner durch Garcilaso und Boscan in Spanien eingeführt, jedoch mit Rücksicht auf die eigne Sprache und Poesie, und ob-

ne die ältere Weise derselben ganz aufzugeben. Dieser hing die Nation so fest an, daß die Einführung der italiänischen Kunstweise Anfangs viel Widerspruch fand, nachher aber doch einen glücklichen Erfolg hatte. Keine andre Poesie ist aus so mannichfaltigen Elementen entstanden, als die spanische; aber diese Elemente waren nicht ungleichartig, noch unvereinbar, es waren einzelne Anklänge der Fantasie und des Gefühls, die zusammen erst einen vollen Accord bildeten, und der spanischen Dichtkunst eigentlich den Zauber des höchsten Romantischen verleihen. Nicht bloß reich ist diese Poesie, sondern auch durchaus Eins in Geist und Richtung, und Eins mit dem Charakter und dem Gefühl der Nation.

Seit jener glorreichen Zeit unter Ferdinand dem Katholischen und Karl dem Fünften, ist überhaupt keine Litteratur so ganz national gewesen, als die der Spanier. Betrachtet man die Werke der Litteratur nach den Grundsätzen irgend einer allgemeinen Theorie der Kunst, so ist des Streits über die Vorzüge oder Mängel, so wie überhaupt über den Werth eines einzelnen Werkes, oder einer gesammten Litteratur kein Ende, so daß meistens das unbefangene Gefühl über den Streit verloren, und der erste reine Eindruck ganz vergessen wird. Es gibt aber noch einen andern, viel einfachern Standpunkt für den Werth einer Litteratur und aus dem sich die Frage leichter und sichrer entscheiden läßt. Dieß ist der

moralische Gesichtspunkt, der alles darauf bezieht, ob eine Litteratur durchaus national, der Nationalwohlfahrt und dem Nationalgeiste angemessen ist. In dieser Hinsicht wird fast jeder Vergleich zum Vortheil der Spanier ausfallen. Man nehme die Poesie und Litteratur der Italiäner, die bloß als Kunstwerk betrachtet, an Bildung und im Styl wohl den Vorzug vor vielen andern behauptet; wie sehr muß sie in dieser Beziehung zurück stehen gegen die spanische! Einige der ersten Dichter sind ganz ohne Beziehung auf die Nation, und ohne Gefühl von der Nationalwohlfahrt, wie Boccaz, Ariost, Guarini; oder es lassen sich nur einzelne Anklänge der Art, wie beym Petrarca vernehmen, und auch in diesen hat der Patriotismus oft eine ganz verkehrte Richtung genommen, wie in der Bewunderung des Rienzi, und der Idee von der Wiederherstellung des alten Rom. Dante und Machiavelli sind am meisten Nationalschriftsteller, aber der erste mit leidenschaftlichem ghibellinischen Partheyhaß doch kein allgemeiner, und der florentinische Staatsdenker in den politischen Grundsätzen höchst verderblich, aller wahren Nationaldenkart vielmehr entgegen wirkend.

Wie groß erscheint von dieser Seite die spanische Litteratur und Poesie. Alles in ihr ist vom edelsten Nationalgefühl durchdrungen; streng, sittlich und tief religiös, auch da, wo gar nicht von Sittenlehre oder Religion unmittelbar die Rede ist. Nichts was die

Denkart untergraben, das Gefühl verwirren, den Sinn verkehren könnte. Ueberall ein und derselbe Geist der Ehre, der strengen Sitte, und des festen Glaubens. Den Reichthum an gut geschriebenen geschichtlichen Werken, die früh enwickelte und sich immer gleich bleibende männliche Beredsamkeit, habe ich schon erwähnt. Aber auch ihre Dichter sind ächte Spanier. Fast könnte man sagen, nur die Kunst macht den großen Unterschied unter ihnen, die Sprache und die Ausführung; sonst aber herrscht in allen ihren Schriftstellern so zu sagen, nur eine Denkart, die spanische. Dieser hohe Nationalwerth der spanischen Litteratur muß sehr in Anschlag gebracht werden, wenn man sie nur gar zu oft bloß nach dem Kunststyl der Alten oder der Italiäner beurtheilt hat, oder auch nach den Forderungen des französischen Geschmacks. In Rücksicht auf jenen Nationalwerth, nimmt die spanische Litteratur wohl die erste Stelle ein; die englische vielleicht die zweyte. Nicht als ob diese weniger reich wären, sondern weil sie schon mehr Elemente des Kampfs, und antinationaler Bestrebungen und Abwechslungen enthält. Die Nationaleinheit der englischen Litteratur, wird ungeachtet solcher Gegenwirkungen, oft mehr nur absichtlich aufrecht erhalten, wie nach einem stillschweigends anerkannten Gesetz, als daß sie schon von selbst aus dem Gefühl und Charakter hervorginge. Ich bin übrigens weit entfernt, jenen nationalen Gesichtspunkt

für den einzigen zu halten, aus dem der Werth einer Litteratur zu beurtheilen ist. Vielmehr werde ich mich in der Folge zu zeigen bemühen, wie es gerade der innere Kampf ist, der einem großen Theil der französischen und der deutschen Litteratur ihr hohes Interesse gibt.

Man betrachtet den Garcilaso unter Karl dem Fünften nebst einigen andern Dichtern derselben Zeit, als ein Muster schöner Sprache und eines edeln Geschmacks. Allerdings hat er auch ein glückliches Beyspiel darin gegeben, an das es späterhin um so nöthiger war zu erinnern, je mehr die Fantasie einiger Dichter verwilderte oder in Künsteley verfiel. Daß Garcilaso oder einige andre jener Zeit aber den Gipfel der Vollkommenheit in der poetischen Sprache bezeichneten, etwa wie Virgil bey den Römern, Racine bey den Franzosen, das kann ich nicht finden. Seine Gedichte selbst sind mehr glückliche Ergießungen eines liebevollen Gefühls, als große classische Werke. Ein lyrischer und idyllischer Dichter kann auch wohl dieß glückliche Aufblühen einer Sprache und Poesie bezeichnen, aber unmöglich die ganze Vollendung desselben umfassen; weil lyrische Gedichte dazu von zu geringem Umfang und zu beschränktem Inhalt sind. Nur ein epischer oder ein dramatischer Dichter vermag auf solche Weise allgemeine und bleibende Norm für die Kunst und Sprache seiner Nation zu werden. Das

Leben der Spanier selbst war damahls noch so ritterlich und reich, ihre Kriege in Europa so glorreich und groß, die Abentheuer auf dem Weltmeer und in der neuen Welt auch für die Fantasie so auffallend und merkwürdig, daß das erfundene und erdichtete Romantische der alten Ritterbücher gegen diese Wirklichkeit weit zurückstehen mußte. Man fing jetzt allgemein an, das fantastische Spiel der alten Rittergedichte im Epischen zu verwerfen; aber die Spanier sind dabey in das entgegengesetzte Extrem eines allzu historischen Inhalts verfallen. Wenigstens ist dieß der Fall mit dem berühmtesten epischen Versuch in dieser Sprache, der Araucana des Ercilla, worin die Kriege der Spanier mit einem sehr tapfern und Freyheitsliebenden amerikanischen Volke, soll man sagen, besungen oder erzählt werden. Die Beschaffenheit des fremden Landes und seiner wilden Bewohner, Wildnisse und Naturerscheinungen, Kämpfe und Schlachten, sind mit einer Wahrheit geschildert, bey der man überall fühlt, daß der Dichter das alles als Augenzeuge sah und mit erlebte. Es hat dieses erste epische Gedicht der Spanier einzelne poetische Stellen und Schönheiten in Menge, aber im Ganzen ist es zu sehr versifizirte Reisebeschreibung und Kriegsgeschichte. Das Heldengedicht muß beydes vereinen, historische Wahrheit und Größe, und das freye Spiel der Fantasie im Wunderbaren; es mag dieß nun erdichtet und mythisch seyn,

Bayerische Staatsbibliothek München

oder selbst auf dem geschichtlichen Gebiete sich darbieten. So bleibt also wohl der Cid das einzige große Nationalheldengedicht, was die Spanier besitzen. Viel glücklicher als Ercilla, war hierin der portugiesische Dichter Camoens. So wie den Spaniern die amerikanische Wildniß, so war seiner Nation das reiche Indien zu Theil geworden; für den Dichter ein weit glücklicherer Gegenstand. Auch bey ihm fühlt man, daß er selbst Krieger und Seefahrer, Abentheurer und Weltumsegler war. Er geht ganz auf die Wahrheit, und fängt seinen Heldengesang an, mit einem Gegensatz gegen den Ariost, dessen Dichtungen er durch seine Wahrheit zu besiegen hoffte, Thaten verherrlichend, die alles überträfen, was jener von dem erdichteten Ruggiero gesungen hatte. Das Gedicht des Camoens hat besonders im Anfange einigermaßen den virgilischen Zuschnitt, der damahls nicht ohne beschränkenden Einfluß als eine allgemeine Norm in der höhern und ernsten epischen Dichtkunst galt. Aber wie der kühne Seefahrer bald die Küste verläßt, sich ins freye Meer hinauswagend, so auch Camoens in diesem Gedichte, wo er mit seinem Gama durch Gefahr und Sturm die Welt umsegelt, bis das Ziel erreicht ist, und die frohen Sieger das ersehnte Land betreten. Wie den Schiffer berauschende Wohlgerüche, schon von fern anwehend, in Wellen und Mühsal erquicken und ihm die Nähe von Indien verkünden; so weht ein

blühender, ja berauschender Duft durch dieses unter dem indischen Himmel ersonnene Gedicht; es ist der südlichste Glanz darüber verbreitet, und obwohl einfach in der Sprache, ernst in der Absicht und Anlage, übertrifft es an Farbe und Fülle der Fantasie bey weitem den Ariost, dem er es wagen durfte, den Kranz abzugewinnen. — Nicht bloß den Gama aber und die Entdeckung Indiens besiegt Camoens, auch nicht bloß die dortige Herrschaft und Heldenthaten der Portugiesen, sondern Alles was irgend aus der ältern Geschichte seines Volks, ritterlich, schön, groß, edel und liebevoll rührend war, ist in dieses Gedicht eingeflochten und in ein Ganzes verwebt. Es umfaßt die ganze Poesie seines Volks; unter allen Heldengedichten der alten und der neuen Zeit, ist keines in dem Grade national, und niemahls ist auch seit dem Homer, ein Dichter von seiner Nation in dem Maaße verehrt und geliebt worden, wie Camoens, so daß sich alles noch übrige Gefühl des Vaterlandes, bey dieser gleich nach ihm von ihrer Herrlichkeit herabgesunkenen Nation, fast an diesen einen Dichter heftet, der ihr und uns mit Recht statt vieler andern Dichter und einer ganzen Litteratur gelten kann. Am würdigsten erscheint Camoens, als Dichter seiner Nation, in dem Anfang und Schluß seines Gedichts, wo er den nachmahls unglücklichen, das blühende Reich in sein Schicksal mit hinabreissenden jungen König Sebastian mit Liebe und Begeisterung

Bayerische
Staatsbibliothek
München

anredet, aber auch ermahnend und ernst warnend, wie der begeisterte Greis, der selbst so lange das Schwerdt geführt hatte, zu seinem König reden durfte.

Etwas jünger als Camoens, ist Tasso, der uns schon durch seine Sprache, und zum Theil auch durch seinen Inhalt näher steht, welcher auf das glücklichste gewählt ist, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernst der geschichtlichen Wahrheit verbinden. Für seine Zeit noch mehr, als für die unsre; denn noch dauerte der alte Kampf zwischen der Christenheit und den Mächten Mahomets fort. Noch unter Karl dem Fünften, schmeichelten sich spanische Helden und Krieger wohl mit der Hoffnung, Gottfrieds verlohrne Eroberungen im gelobten Lande wieder zu gewinnen; was an sich nicht unmöglich, und sobald die spanische Seemacht im Mittelmeer einmahl entschieden herrschte, sogar weniger schwer scheinen konnte, als der furchtbaren türkischen Landmacht in Europa selbst Grenzen zu setzen. Nicht bloß eine poetische, sondern auch eine patriotische Begeisterung für die Sache der Christenheit, beseelte den eben so ruhmbegierigen, als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Größe seines Gegenstandes durchaus nicht erreicht, den Reichthum desselben so wenig erschöpft, daß er ihn so zu sagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beschränkte die virgilische Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelun-

Bayerische Staatsbibliothek München

gene Stellen von dem sogenannten epischen Maschinenwerk. Doch hat den Camoens dieselbe Idee von der einem epischen Gedichte nothwendigen Form, nicht verhindern können, alles darin zu verweben, was ein poetisches Nationalgedicht irgend verherrlichen konnte, und seinen Gegenstand ganz zu erschöpfen. Schwerlich möchte dieß auch bey richtigern Begriffen von der epischen Kunst dem Tasso gelungen seyn. Er gehört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur sich selbst und ihr schönstes Gefühl darstellen, als eine Welt in ihrem Geiste klar aufzufassen, und sich selbst darin zu verliebten und zu vergessen im Stande sind. Die schönsten Stellen in seinem Gedichte, sind solche, die auch einzeln oder als Episoden, in jedem andern Werk schön seyn würden, und nicht wesentlich zum Gegenstande gehören. Die Reize der Armida, Chlorindens Schönheit und Erminias Liebe, diese und ähnliche Stellen sind es, die uns an den Tasso fesseln. Gestalten, von denen der deutsche Dichter den Tasso selber so schön sagen läßt:

„Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte;"
„Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind."

In Tasso's lyrischen Gedichten ist eine Gluth der Leidenschaft und eine Begeisterung der unglücklichsten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferspiel Aminta, das auch ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erst an die Quelle jener schönen Dichtungen

führt, und wogegen die Kälte des kunstreichen Petrarka sonderbar absticht. Tasso ist ganz ein Gefühlsdichter, und wie Ariost ganz mahlerisch, so ist über Tasso's Sprache und Verse ein Zauber musikalischer Schönheit ausgegossen, der wohl am meisten mit beygetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiäner zu machen, was er selbst beym Volke mehr als Ariost ist. Die einzelnen Stellen und Episoden des Gedichts sind oft gesungen worden, und da die Italiäner sonst eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, so haben sie ihr episches Gedicht für den lebendigen Gesang sich auf solche Weise in einzelne Romanzen aufgelöst; die wohllautendsten, edelsten, dichterisch schönsten und schmuckvollsten, die wohl irgend ein anderes Volk besitzt. Diese Art ihren Dichter zu nehmen und Stellenweise vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefühl die beste; denn an dem innern Zusammenhang des ganzen Werks als eines solchen, möchte nicht sehr viel verlohren seyn. Wie wenig Tasso sich selbst mit seinem Begriffe von epischer Kunst befriedigen konnte, zeigen seine mannichfachen Abänderungen, und mißlungenen Versuche. Zuerst versuchte er es mit einem Rittergedicht; das befreyte Jerusalem, dem er seinen schönsten Ruhm verdankt, wollte er, da seine glücklichste Zeit schon vorüber war, ganz umarbeiten; die schönsten, reizendsten und liebevollsten Stellen brachte er seiner jetzigen

sittlichen Strenge oder Aengstlichkeit zum Opfer; dafür sollte eine, durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Ersatz gewähren. Noch versuchte er ein christlich episches Gedicht von der Schöpfung. Wie schwer es auch dem glücklichsten Dichter werden muß, einige wenige, zum Theil geheimnißvolle Sprüche Mosis, zu eben so viel ausführlichen Gesängen zu entfalten, darf nicht erst auseinander gesetzt werden. Ich habe schon beym Dante über die poetische Behandlung solcher Gegenstände gesprochen, und erwähne des Gedichts von Tasso hier nur, weil es besonders dieses war, was Milton vor Augen hatte. In diesem Gedichte von der Schöpfung, entsagte Tasso sogar dem Gebrauch des Reims, dessen Zauber doch seine Gesänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den selten ein Dichter so ganz in der Gewalt hatte, als er. So streng war er eigentlich gegen sich selbst; man sollte also bey so vielen Schönheiten, wegen einiger Gedankenspiele, oder sogenannten Concetti's, nicht so streng über ihn richten. Welch ein Begriff von Poesie kann noch übrig bleiben, wenn man es ihr abspricht, daß sie ein Spiel der Fantasie ist, und seyn darf! Wenn man jeden Gedanken so streng prüfen und zerlegen will, so kann am Ende wohl nichts übrig bleiben, als die dürre Prosa. Und selbst in dieser finden sich, wenn man streng analysiren will, auch bey den nüchternsten Schriftstellern, hie und da Bilder, die

ganz genau genommen, nicht durchaus richtig sind, und etwas falsches enthalten. Viele von diesen spielenden Gedanken beym Tasso sind nicht bloß sinnreich, sondern auch bildlich schön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe sind solche Gedankenspiele am ersten erlaubt; sie finden sich auch in den Liebesdichtern der Alten, die man sonst immer als das Haupt der Gorgone, ein Schreckbild von classischer Strenge, der spielenden Fantasie der romantischen Dichter entgegen hält.

Betrachten wir nun den Tasso ganz als einen musikalischen Gefühlsdichter, so ist es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewissen Sinne einförmig, und daß er so durchgehnds sentimental ist. Von der Poesie, die in ihrem innern Wesen lyrisch ist, scheint diese Einförmigkeit nun einmahl unzertrennlich zu seyn; und ich finde eher eine Schönheit darin, daß selbst über die Darstellung sinnlicher Reize beym Tasso dieser sanfte elegische Hauch verbreitet ist. Aber ein epischer Dichter muß allerdings reicher, er muß mannichfaltig seyn, er muß eine Welt von Gegenständen, den Geist der Gegenwart und der Vergangenheit, seine Nation und die Natur umfassen; er muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, sondern jede Seite des Gefühls zu berühren und anzuregen verstehen. In diesem epischen Reichthum steht Camoens weit über den Tasso; auch in seinem Heldengedichte sind Stellen

von Zartgefühl und Liebe in Menge, den schönsten im Tasso vergleichbar; auch bey ihm bricht ungeachtet des südlichen Glanzes und des sinnlichen Reizes, der über alles verbreitet ist, ein Laut der liebevollen Klage und Schwermuth oft aus dem Innern hervor; und er ist auch darin ein romantischer Heldendichter zu nennen, daß er ganz durchdrungen ist von der Gluth und Begeisterung der Liebe. Aber er vereinigt die mahlerische Fülle des Ariost mit dem musikalischen Zauber des Tasso, und verbindet damit noch das Große und den Ernst des wahren Heldendichters, was Tasso doch mehr seyn wollte, als daß er es wirklich war.

Ich darf also nicht mehr hinzusetzen, daß unter jenen drey großen epischen Dichtern der Neuern, dem Ariost, Camoens und Tasso, dem zweyten nach meinem Gefühle die Palme gebührt. Doch gestehe ich gern, daß bey solchen Urtheilen das persönliche Gefühl, mehr oder minder mitwirkt; denn nur Einiges von dem, was den Werth eines Dichters bestimmt, läßt sich auf Begriffe und Grundsätze zurückführen, und aus ihnen bestimmen und erweisen; über anderes kann nur das Gefühl entscheiden. Ich erinnere hiebey an die bekannte Anekdote vom Tasso, welcher, als ihn jemand fragte, wen er für den größten italiänischen Dichter halte, nicht ohne Empfindlichkeit antwortete: Ariost sey der zweyte. Die Ruhmbegier der Dichter, war

immer leicht verletzbar, und so sind auch diejenigen, welche einen Dichter lieben, eifersüchtig auf dessen Vorzüge.

Schon im Tasso hatte die italiänische Dichtersprache so viel von dem Adel und der Würde der alten römischen angenommen, als sie konnte, ohne ihre eigenthümliche Natur und Schönheit aufzugeben. Nach ihm neigte sich die italiänische Poesie immer mehr zum Antiken, im Styl und der Form nicht nur, sondern auch in der Wahl der Gegenstände. Der letzte große Dichter der noch blühenden Zeit, Guarini, auch ein Liebesdichter wie Tasso, ist in seinen lyrischen Gedichten, und nach einzelnen Stellen zu urtheilen, gedankenreicher als Tasso, auch im Styl meistens gedrängter und oft von hohem Schwung. Natürlicher aber und hinreissender ist der Strom des Gefühls in den Liebesgesängen des Tasso. Guarini's arkadisches Schauspiel, der Pastor Fido, ist obwohl ohne ängstliche Nachkünstelung, und so ganz es auch nur sein Gefühl und seine Liebe war, die er darin aussprach, vom Geist des Alterthums durchdrungen, und selbst in der Form groß und edel, wie das Drama der Griechen. Ist also im Ganzen das Theater nicht der glänzende Theil der ältern italiänischen Litteratur, sind ihre frühern Versuche das Trauerspiel der Alten wieder herzustellen, meistens mißlungen, und als kalte Nachahmungen ohne Wirkung geblieben, so kann es zum

Ersatz dafür gelten, daß sie wenigstens in einem Drama von ganz eigner Art, eine so hohe und eigenthümliche Vortrefflichkeit erreichten. Diese ward auch von den andern Nationen anerkannt; kein andrer Dichter ist so viel übersetzt, gelesen und allgemein bewundert worden, als Guarini, der auch in Frankreich bis auf den Cid des Corneille als ein hohes Urbild galt. Als Drama war das Werk nicht geeignet, einen Weg zu bahnen und eine Bühne zu gründen, mag als solches auch an sich mangelhaft erscheinen. Dagegen die lyrische Poesie der Italiäner wohl nirgends einen kühnern Aufschwung genommen hat, als in einigen Chören und andern Stellen dieses Gedichts. Ueber das Tändelnde in den Gedanken der romantischen Liebesdichter, über die sogenannten Concetti's habe ich schon beym Tasso geredet. Aus eben den Gründen lassen sie sich im Allgemeinen beym Guarini erklären und rechtfertigen; einzelne Stellen ausgenommen, die nicht mehr natürlich tändelnd, und kindlich spielend, sondern schon gekünstelt, und weniger glücklich sind. Guarini hat Stellen, welche in dem edeln und ernsten Styl eines großen Dichters des Alterthums nicht unwürdig wären; aber er steht schon an der Gränze des edlen Styls und eines üppigen Geschmacks, dessen ganze Fülle sich im Marino findet, der Alles, was Ovid, oder die Liebesdichter der Alten, Weichliges und Ueppiges darbieten, mit dem

Spielenden was Petrarka, Tasso, Guarini hie und da darbieten, zusammen geschmolzen, und wie in ein weitläuftiges Meer von poetischen Süßigkeiten durcheinander gerührt hat, die dem Geschmack um so mehr widerstehen müssen, da seine Tändeleyen nicht mehr Natur, und dem eignen Gefühl entquollen, sondern meistentheils nachgekünstelt sind.

Dieses Ende nahm die ältere Poesie der Italiäner, indem sie in den erotischen Dichtungen der Alten einen falschen Vereinigungspunkt zwischen der Mythologie, der Kunst und dem Styl der Alten, und dem in der romantischen Poesie herrschenden Liebesgefühl gefunden zu haben wähnte.

Viel länger und glücklicher erhielt und entwickelte sich die spanische Poesie und Litteratur, in ihrem abgesonderten Daseyn. Die Nachahmung des Antiken konnte hier weniger die Oberhand, und einen allgemeinen schädlichen Einfluß gewinnen, weil das Nationalgefühl zu lebendig und zu mächtig wirkte. Dieß lenkte auch die Poesie hin auf die Gegenwart; der Roman erreichte in Spanien eine Vortrefflichkeit wie bey keiner andern Nation; die Bühne einen fast unübersehlichen Reichthum, und eine durchaus eigenthümliche Gestalt und Form.

In der Poesie hat die spanische Sprache eigentlich keine Zeit aufzuweisen, welche als die vollkommenste und als Norm für die andren gelten könnte,

denn obwohl man in spätern Zeiten oft Ursache fand an den Garcilaso und einige andere ältere Dichter als classisch in der Sprache zu erinnern, so war dieß doch nur in einem sehr eingeschränkten Sinne gegründet. Die Dichtersprache der Spanier blieb eigentlich immer ganz frey; zu viel Kunst und Poesie ist oft darin verschwendet worden, aber einer anerkannten Regel, die der herrschenden Sylbenmaaße ausgenommen, war sie nie unterworfen. Dieß ist um so auffallender, da im Gegentheil die Prosa der Spanier schon von frühern Zeiten an auf das regelmäßigste gebildet und auf das strengste bestimmt war; die schärfste Präcision ist ihr so zur andern Natur geworden, daß während die Prosa in andern Sprachen gewöhnlich aus Nachlässigkeit verworren wird, die spanische Prosa nur vor dem einzigen Fehler sich zu hüten hat, daß sie nicht aus allzugroßer Genauigkeit und Schärfe in das Spitzfindige fällt; jene Eigenschaft, welche sie mit dem eignen Nahmen der Agudeza bezeichnen. Doch dieser Fehler findet sich bey den besten Schriftstellern und Darstellern nicht, unter denen Cervantes anerkannt der erste und vollkommenste ist, in welchem die Prosa der Spanier ihren Gipfel der Vollendung erreichte, und eine Norm geblieben ist, wie die Dichtersprache in Spanien keine solche hatte; eine Freyheit, welche der lebendigen Bewegung und Entfal-

tung ihrer reichen und erfinderischen Fantasie vielleicht sehr günstig war.

Der Roman des Cervantes verdient seinen Ruhm und die Bewunderung aller Nationen von Europa, die er nun schon seit zwey Jahrhunderten genießt, nicht bloß durch den edeln Styl und die Vollkommenheit der Darstellung; nicht bloß dadurch, daß dieses unter allen Werken des Witzes, das reichste an Erfindung und Geist ist, sondern auch als ein lebendiges und ganz episches Gemählde des spanischen Lebens und eigenthümlichen Charakters. Darum hat es auch einen immer neubleibenden Reiz und Werth, während so viele Nachahmungen desselben in Spanien selbst, in Frankreich und in England, schon ganz veraltet und vergessen sind, oder auf dem besten Wege es bald zu werden. Was ich schon bey einer andern Gelegenheit von poetischen Werken des Witzes sagte, daß der Dichter in dieser Gattung um so mehr durch eine reiche Mitgabe von Poesie in den Nebenwerken, in der Darstellung, in der Form und Sprache seinen Beruf, und sein Recht an alle Freyheiten die er sich übrigens nimmt, bewähren müsse, das findet hier seine volle Anwendung. Daher auch diejenigen unstreitig sehr Unrecht haben, welche aus dem Roman des Cervantes nur die reine Satire heraussondern, die Poesie aber bey Seite lassen wollen. Freylich ist diese letztere nicht immer so ganz nach dem Geschmack andrer Nationen, weil

sie eben durchaus im spanischen Geiste ist. Wer aber in diesen sich zu versetzen, und ihn mit zu empfinden weiß, der wird finden, daß Scherz und Ernst, Witz und Poesie, in diesem reichen Lebensgemählde grade auf das glücklichste vereinigt sind, und eines durch das andre erst recht ihren vollen Werth erhalten. Die übrigen Werke in Prosa von Cervantes, in schon bekannten Gattungen, ein Schäfer Roman, die Novellen, ein Pilger Roman, den er zuletzt schrieb, theilen mehr oder minder die Vorzüge des Styls und der Erfindung mit dem Don Quixote, erhalten ihren Werth vorzüglich aber doch nur durch ihre Beziehung auf dieses Werk, das einzig in seiner Art, um so unnachahmlicher erscheint, je mehr es nachgeahmt worden. Es ist dieses Werk eine der spanischen Litteratur ganz einzige Zierde, und mit Recht können die Spanier auf einen Roman stolz seyn, der so ganz ein allgemeines Nationalwerk ist, wie keine andre Litteratur einen ähnlichen besitzt, der als das reichste Gemählde des Lebens, der Sitten und des Geistes der Nation, beynahe einem epischen Gedichte verglichen werden könnte.

Zwölfte Vorlesung.

Vom Roman. Dramatische Poesie der Spanier. Spenser, Schakspeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV., und französisches Trauerspiel.

Der Roman des Cervantes ist seiner hohen inneren Vortrefflichkeit ungeachtet, ein gefährliches und irreleitendes Beyspiel der Nachahmung für die andern Nationen geworden. Der Don Quixote, dieses Werk von einer in seiner Art einzigen Erfindung, hat die ganze Gattung der neueren Romane mit veranlaßt, und eine Anzahl von mißlungenen Versuchen, eine prosaische Darstellung der wirklichen Gegenwart zur Poesie zu erheben, bey Franzosen, Engländern und Deutschen, hervorgebracht. Das Genie des Cervantes abgerechnet, dem wohl einiges frey stand, was einem andern zur Nachfolge nicht zu rathen wäre; so waren auch die Verhältnisse, unter denen er in Prosa darstellte und dichtete, ungleich günstiger, als die seiner Nachfolger. Das wirkliche Leben in Spanien war

damahls noch mehr ritterlich und romantisch, als in sonst irgend einem Lande in Europa. Selbst der Mangel an einer allzustreng vervollkommneten bürgerlichen Ordnung, das freyere und wildere Leben in den Provinzen konnte für die Poesie günstiger seyn.

In allen diesen Versuchen, die spanische Wirklichkeit durch Witz und Abentheuer, oder durch Geist und Gefühlserregung zu einer Gattung der Dichtkunst zu erheben, sehen wir die Verfasser immer auf irgend eine Weise eine poetische Ferne suchen; sey es nun in dem Künstlerleben des südlichen Italiens, wie oft in den deutschen Romanen, oder in den amerikanischen Wäldern und Wildnissen, was vielfältig bey den Ausländern versucht worden. Ja, wenn auch die Begebenheit ganz im Lande und in der Sphäre des einheimischen bürgerlichen Lebens spielt, immer strebt die Darstellung, so lange sie noch Darstellung bleibt, und nicht bloß in ein Gedankenspiel der Laune, des Witzes und des Gefühls sich auflöst, auf irgend eine Weise aus der beengenden Wirklichkeit sich herauszuarbeiten, und irgend eine Oeffnung, einen Eingang zu gewinnen in ein Gebiet, wo die Fantasie sich freyer bewegen kann; wären es auch nur Reiseabentheuer, Zweykämpfe, Entführungen, eine Räuberbande oder die Ereignisse und Verhältnisse einer fahrenden Schauspielergesellschaft.

Der Begriff des Romantischen in diesen Romanen, selbst in vielen der bessern und berühmtesten, fällt meistens ganz zusammen mit dem Polizeywidrigen. Ich erinnere mich hiebey der Aeußerung eines berühmten Denkers, welcher der Meinung war, daß bey einer durchaus vollkommenen Polizey, (wenn der Handelsstaat völlig geschlossen, und selbst der Paß der Reisenden mit einer ausführlichen Biographie und einem treuen Portraitgemählde versehen seyn wird) ein Roman schlechtweg unmöglich seyn würde, weil alsdann gar nichts im wirklichen Leben vorkommen könnte, was dazu irgend Veranlassung, oder einen wahrscheinlichen Stoff darbieten würde. Eine Ansicht, welche an sich sonderbar, doch in Beziehung auf jene verfehlte Gattung nicht ohne Grund ist.

Das wahre und richtige Verhältniß der Poesie zur Gegenwart und zur Vergangenheit zu bestimmen, ist eine Frage, welche die eigentlichen Tiefen und das innere Wesen der Kunst betrifft. Ueberhaupt wird in unseren Theorieen, außer einigen ganz allgemeinen, gehaltleeren und fast durchgehends falschen Ansichten und Definitionen über die Kunst und das Schöne an sich, meistens nur von den Formen der Poesie gehandelt, welche zu kennen allerdings nothwendig, aber doch bey weitem nicht zureichend ist. Eine Theorie von dem der Dichtkunst angemessenen Inhalt gibt es noch kaum, ungeachtet eine solche für ihre Beziehung auf das

Leben doch ungleich wichtiger wäre. Ich habe mich in den gegenwärtigen Vorträgen bemüht, diese Lücke auszufüllen, und eine solche Theorie zu geben, überall, wo sich die Gelegenheit dazu darbot.

Was die Darstellung des Wirklichen in der Poesie betrifft, so ist vor allen Dingen zu erinnern, daß das Wirkliche nicht deßwegen als ungünstig, schwierig oder verwerflich für die poetische Darstellung erscheint, weil es an sich immer gemein und schlechter wäre, als das Vergangene. Es ist wahr, das Gemeine und Unpoetische tritt in der Nähe und Gegenwart allerdings stärker und herrschender hervor; in der Ferne und Vergangenheit, wo nur die großen Gestalten hell erscheinen, verliert es sich mehr in den Hintergrund. Aber diese Schwierigkeit könnte ein wahrer Dichter wohl besiegen, dessen Kunst oft eben darin sich zeigt, das, was als das Gewöhnlichste und Alltäglichste gilt, indem er eine höhere Bedeutung und einen tiefern Sinn heraus fühlt oder ahndend hinein legt, durchaus neu, und in einem dichterischen Lichte verklärt erscheinen zu lassen. Beengend aber, bindend und beschränkend ist die Deutlichkeit der Gegenwart jederzeit für die Fantasie; und wenn man dieser im Stoff unnützerweise so enge Fesseln anlegt, so ist zu besorgen, daß sie sich nur von einer andern Seite in Rücksicht der Sprache und Darstellung desto mehr dafür entschädigen werde.

Um meine Ansicht über diesen Punkt auf dem kürzesten Wege deutlich zu machen, erinnere ich an das, was ich über die religiösen und christlichen Gegenstände schon mehrmahls bemerkte. Die übersinnliche Welt, die Gottheit, und die reinen Geister können im Ganzen nicht geradezu dargestellt werden; die Natur und die Menschheit sind die eigentlichen und nächsten Gegenstände der Poesie. Aber jene höhere und geistige Welt kann überall in diesen irdischen Stoff eingehüllt seyn, und aus ihm hervorschimmern. Eben so ist auch die indirecte Vorstellung der Wirklichkeit und Gegenwart, die beste und angemessenste. Die schönste Blüthe des jugendlichen Lebens und der höchste Schwung der Leidenschaft, die reiche Fülle einer klaren Weltanschauung, lassen sich leicht in die weiter oder enger umgränzte Vergangenheit und Sage einer Nation verlegen, gewinnen da einen ungleich freyern Spielraum, und erscheinen in reinerem Lichte. Der älteste Dichter der Vergangenheit, welchen wir kennen, Homer, ist zugleich ein Darsteller der lebendigsten und frischesten Gegenwart. Jeder wahre Dichter stellt in der Vorzeit zugleich sein eigenes Zeitalter, ja im gewissen Sinne sich selbst mit dar. Dieses scheint mir durchaus das Rechte und das wahre Verhältniß der Poesie zur Zeit folgendes zu seyn. An und für sich soll sie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darstellen; aber geradezu und

ganz ohne Hülle vermag sie dieß nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens, und diesen findet sie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemählde derselben, trägt sie aber den ganzen Reichthum der Gegenwart, so weit dieselbe dichterisch ist, hinein, und indem sie das Räthsel der Welterscheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflösung hinleitet, und überhaupt eine höhere Verklärung aller Dinge in ihrem Zauberspiegel ahnden läßt, greift sie selbst in die Zukunft ein, und bewährt sich so, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinend, als wahrhaft sinnliche Darstellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit. Auch im philosophischen Sinne ist das Ewige ja keine Abwesenheit und bloße Negation der Zeit, sondern vielmehr ihre ganze ungetheilte Fülle, in der alle Elemente derselben vereint sind, wo das Vergangene wieder neu und gegenwärtig wird, das Leben der Gegenwart aber zugleich eine Fülle der Hoffnung und eine reiche Zukunft schon jetzt in sich trägt.

Wenn ich im Ganzen die indirecte Darstellung der Wirklichkeit, für die der Poesie angemessene halte, so soll dieß keineswegs ein Verwerfungs-Urtheil über alle Dichterwerke aussprechen, welche den entgegengesetzten Weg wählten. Man muß den Künstler von seinen Werken zu unterscheiden wissen. Der wah-

re Dichter bewährt sich auch auf dem falschen Wege und auch in solchen Werken, die ihrer ursprünglichen Anlage nach nicht vollkommen gelingen konnten. Milton und Klopstock werden als große Dichter geehrt, obgleich es wohl nicht geläugnet werden kann, daß sie sich selbst eine Aufgabe gesetzt haben, die eigentlich unauflöslich war.

So darf auch dem Richardson, der noch auf anderem Wege, als die Nachahmer des Cervantes die moderne Wirklichkeit zur Poesie zu erheben versuchte, ein großes Talent der Darstellung nicht abgesprochen und ein hohes Streben nicht deßhalb in ihm verkannt werden, weil dieses Streben auf einem solchen Wege, das Ziel ganz zu erreichen, nicht vermochte.

Eben so vortrefflich und ungleich reicher als in der Gattung des Romans, zeigt sich die spanische Dichtkunst auf der Bühne. Die lyrische Gefühls-Poesie ist die Frucht einer einsamen Liebe und Begeisterung; ja wenn sie auch nicht auf sich allein und die nächsten Gegenstände ihrer Umgebung beschränkt, nun öffentlich hervortritt, das Zeitalter und die Nation ergreifend, so ward sie doch in der Einsamkeit empfangen. Die heroische Poesie aber setzt eine Nation voraus, eine solche, die es wahrhaft ist, oder die es war; eine Nation, die eine Erinnerung hat, eine große Vergangenheit, eine Sage, eine ursprünglich poetische Denkart und Ansicht, eine Mythologie. Beyde,

die lyrische sowohl als die epische Poesie, gehören noch mehr der Natur als der Kunst an. Die dramatische Dichtkunst aber eignet dem Staat und dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben, erfordert daher auch einen großen Mittelpunkt desselben zum Schauplatze ihrer Entwicklung. Es ist wenigstens dieses das natürlichere, und auch das günstigere Verhältniß; wie sehr auch in der Folge Kunstschulen in kleineren Wirkungskreisen mit den großen Hauptstädten, dem ersten Sitz der dramatischen Kunst, wetteifern oder dieselben sogar übertreffen mögen. Schon daraus ist es begreiflich, daß die Bühne zu Madrid, London und Paris mehr als ein Jahrhundert glänzend, jede in ihrer Art bis zur Vollkommenheit ausgebildet, und fast bis zum Ueberfluß reich waren, ehe in Italien und Deutschland ein eigentliches Theater entstehen und sich entwickeln konnte. Denn obwohl Rom von Alters her die Hauptstadt der Kirche, Wien seit dem funfzehnten Jahrhundert der Sitz des deutschen Kaiserthums gewesen, so waren doch beyde nicht in dem Maaße Mittelpunkt ihrer Nation, wie die genannten drey Hauptstädte im westlichen Europa.

So wie die spanische Monarchie bis um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, die größte und glänzendste in Europa, der spanische Nationalgeist der entwickeltste war, so stand auch die Bühne zu Madrid, der lebendige Spiegel des Nationallebens, am

frühesten in reichem Flor. Diesen Reichthum und die Fülle der Erfindung hat das übrige Europa immer anerkannt, weniger die eigentliche Form und Bedeutung, den wahren Sinn und Geist dieses spanischen Schauspiels. Hätte es auch nur den Vorzug, daß es durchaus romantisch ist, so würde es schon dadurch sehr merkwürdig, es würde lehrreich seyn, an diesem Beyspiele zu sehen, welche Art von dramatischer Dichtkunst denn aus der Ritter-Poesie überhaupt, aus der dem neueren Europa und dem Mittelalter eigenthümlichen Richtung der Fantasie hervorgehen könne. Das Theater keiner andern neuern Nation kann dafür so gut zum Beyspiel dienen, als das spanische, welches ganz frey blieb von allem Einfluß und aller Nachahmung der Alten; während Italiäner und Franzosen bey der Ausbildung ihres Theaters vorzüglich von dem Gedanken ausgegangen sind, das Trauerspiel und das Lustspiel der Griechen in seiner Reinheit wieder herzustellen, und dieses Vorbild, wenn auch nur mittelst des Seneca oder älterer französischer Stücke, selbst auf das englische Drama einen sehr entscheidenden Einfluß gehabt hat.

Betrachten wir die spanische Bühne in ihrem ersten berühmten Meister und Beherrscher, dem Lope de Vega, so würden jene allgemeinen Vorzüge uns doch nur in einem trüben Lichte erscheinen, und wir im Ganzen keine sehr hohe Meinung von der Vortreff-

lichkeit des spanischen Drama's fassen können; so flüchtig und oberflächlich sind seine zahllosen Schauspiele entworfen und ausgeführt. Wie in den lyrischen Gedichten eines Sängers, so herrscht auch wohl unter den dramatischen Werken eines Künstlers eine gewisse Gleichförmigkeit und darf darin herrschen, welche dann die Hervorbringungen sehr erleichtert und ihre Zahl vervielfältiget. Es liegt den dramatischen Werken nicht nur eines Dichters, sondern auch wohl eines ganzen Zeitalters, einer gesammten Nation, oft überhaupt eine gemeinsame Idee zum Grunde, welche in allen eigentlich dieselbe ist, nur daß sie in jedem einzelnen Werke anders aufgefaßt, und von einer andern Seite dargestellt wird; wie eben so viele Variationen eines Thema's, oder verschiedene Auflösungen einer und derselben Aufgabe. Hat nun der Dichter diese Idee ganz klar gefaßt, sich die Form bestimmt, wie er sie für seine Idee und für seine Bühne bedarf, ist er der Sprache und der äußeren Erscheinung Meister, so kann es alsdann leicht geschehen, daß er eine große Zahl von Werken hervorbringt, sogar in sehr kunstreicher Form, ohne daß Plan und Ausführung deßfalls vernachlässigt zu seyn brauchten. So haben die großen Trauerspieldichter der Alten hundert und mehr Dramen vollendet. Aber demungeachtet überschreitet die Zahl der Lopeschen Schauspiele, wie man dieselbe auch berechnen mag, alle Gränzen der erlaubten dramati-

schen Fruchtbarkeit. Er hat diese große Menge von Werken wohl größtentheils nicht sowohl ausarbeiten können, als hinwerfen und improvisiren müssen. Ich will zugeben, daß Lope unter den dramatischen Geschwindschreibern und Vielschreibern aller Nationen bis auf die neuesten Zeiten, der Erste und noch am meisten ein Dichter sey, durch den Reichthum der Erfindung, den Glanz der Darstellung und durch die dichterische Sprache und feurige Einbildungskraft; welche letztere Vorzüge in der Poesie seiner Nation so allgemein verbreitet, daß sie kaum noch als besondere anzusehen und zu loben sind. An und für sich ist diese dramatische Geschwindschreibung auch mit Lope's Talent und Fantasie keinesweges zu billigen, weder von Seiten der Kunst, noch in moralischer Hinsicht. Eine Kraft der Ordnung und ein strenges Gesetz ist für die Bühne um so nothwendiger, da keine andere Gattung der Vernachlässigung und der Verwilderung in dem Maaße ausgesetzt ist, in keiner andern Gattung es so leicht dahin kommt, daß der Dichter und das Publicum sich gegenseitig irre leiten und verderben. Wie leicht der dramatische Dichter von Genie, wie Lope, sein Zeitalter über alle Gränzen hinwegreissen kann, wie leicht er selbst ohne glänzende Eigenschaften durch die bloße Routine und einigen leidenschaftlichen Effect das Publicum dahin bringt, daß es alle andern höhern Forderungen und Begriffe vergißt,

davon sind die Beyspiele zu häufig, als daß sie angeführt werden dürften. Auf der andern Seite aber ist der theatralische Beyfall für die Eitelkeit des Dichters unter allen Erregungsmitteln das stärkste und berauschendste. Das Publicum selbst ist es meistens, welches einen dramatischen Lieblingsdichter erst in seinen Unarten recht bestärkt, und ihn dahin bringt, daß er sich ihnen für immer ohne Maaß und Ziel überläßt. Diesen Hang zur demagogischen Verwilderung und zur Anarchie haben schon die Alten an der dramatischen Gattung, die doch bey ihnen so vollkommen ausgebildet war, frühzeitig wahrgenommen und ihr oft vorgeworfen.

Wie sehr man auch von der andern Seite das Improvisiren für die Volkspoesie oder sonst in irgend einer andern Sphäre in Schutz nehmen mag; auf das Drama ist dieses nicht anwendbar. Nur als Kunst kann dasselbe gedeihen; und dürfte auch die Ausführung schnell geschehen und dennoch gelingen, so muß der Plan wenigstens sehr durchdacht seyn und mit Besonnenheit entworfen; sonst wird die Bühne auf das Beste uns nichts zeigen, als nur die flüchtige Erscheinung des Lebens und seiner Verwicklungen und Leidenschaften, die glänzende Oberfläche desselben, ohne tiefern Sinn und Gehalt. Auf dieser niedrigsten Stufe der dramatischen Kunst steht Lope, und manche andere der gewöhnlicheren spanischen Schauspieldichter; auch so noch in

dichterischem Glanz strahlend, wenn wir ihre Hervorbringungen mit dem ungleich tieferen Verfall der Bühne bey andern Nationen vergleichen, an sich aber den höheren Forderungen kein Genüge leistend. Wie selten diese bey Einzelnen und bey ganzen Nationen deutlich und allgemein herrschend werden, davon giebt es vielleicht kein auffallenderes Beyspiel, als daß so vielen Lope und Calderon als Dichter von ungefähr gleicher Art erscheinen, da doch eine unermeßliche Kluft des Unterschiedes beyde trennt. Will man überhaupt den Geist des spanischen Schauspiels erfassen, so muß man es nur in seiner Vollendung, im Calderon betrachten, dem letzten und größten aller spanischen Dichter.

Vor ihm war Verwilderung auf der einen, Künsteley auf der andern Seite, oft beydes zusammen in der spanischen Poesie allgemein herrschend. Lope's übles Beyspiel blieb nicht bloß auf das Drama eingeschränkt. Durch den theatralischen Beyfall berauscht, hatte er, wie andere poetische Vielschreiber, die Eitelkeit, in allen Gattungen sich versuchen und glänzen zu wollen, auch in denen, zu welchen er durchaus kein Talent besaß. Nicht zufrieden auf der Bühne für den Ersten zu gelten, wollte er daneben kunstreiche Romane wie Cervantes, Ritter- und Heldengedichte wie Ariost und Tasso hervorbringen, wodurch denn seine nachlässig schlechte und wilde Manier auch außerhalb des Thea-

ters sich verbreitete; während Gongora und Quevedo die Künsteley in Ausdruck und Sprache auf die äußerste Spitze trieben. Ein solches Verderben erlebte Calderon, ja er ward darin gebohren und mußte die Poesie seiner Nation aus diesem Chaos erst erretten, um sie von neuem geadelt, verklärt und verherrlicht in den Flammen der Liebe, ihrem höchsten Ziele zuzuführen.

Es ist dieser Gang der spanischen Poesie, daß sie gerade nach den Zeiten der äußersten Verwilderung und falschen Künsteley wieder den höchsten Gipfel der wahren Kunst erreicht, und mit dem hellsten Glanz blühender Schönheit ein Ende genommen hat, an und für sich merkwürdig. Es ist berichtigend für die gewöhnliche Meinung und Theorie von dem nothwendigen Kreisgange der Kunst, und es mag besonders auch in Anwendung auf die Litteratur und Poesie unsers Zeitalters und unserer Nation lehrreich erscheinen, daß so aus der Tiefe üppiger Entartung und todter Künsteley, die Fantasie und Dichtung damahls in Spanien, in neuem Lichte strahlend, wieder gebohren und verjüngt wie der Phönix aus der eigenen Asche emporsteigen konnte.

Um aber den Geist des spanischen Schauspiels, wie er vollendet im Calderon erscheint, darzustellen, ist es nöthig mit einigen Worten das eigentliche Wesen der dramatischen Dichtkunst überhaupt nach der

mir eigenthümlichen Ansicht zu berühren. Nur für die erste und niedrigste Stufe derselben, kann ich diejenigen Darstellungen gelten lassen, in denen bloß die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erscheinung des reichen Weltgemähldes ergriffen und uns gegeben wird. So ist es, wäre auch der höchste Schwung der Leidenschaft im Trauerspiel, die Blüthe aller gesellschaftlichen Bildung und Verfeinerung im Lustspiel durch die Darstellung erreicht worden, so lange das Ganze nur bey der äußern Erscheinung stehen bleibt, und diese bloß perspectivisch und zweckmäßig als Gemählde für das Auge und leidenschaftliche Mitgefühl hingestellt wird. Die zweyte Stufe der Kunst ist die, wo in den dramatischen Darstellungen nebst der Leidenschaft und der mahlerischen Erscheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrscht und sich ausspricht; eine bis in das Innere eingreifende Charakteristik nicht bloß des Einzelnen, sondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannichfaltigkeit, in ihren Wiedersprüchen und seltsamen Verwicklungen, wo der Mensch und sein Daseyn, dieses vielverschlungene Räthsel, als solches, als Räthsel, dargestellt wird. Wäre dieses Bedeutende und tief Charakteristische, der einzige Zweck der dramatischen Dichtkunst, so würde Shakspeare nicht nur der Erste von allen in dieser Kunst zu nennen, sondern es würde kaum irgend ein andrer Alter oder Neuer auch nur

von ferne ihm darin zu vergleichen seyn. Es hat aber meines Erachtens die dramatische Dichtkunst allerdings noch ein anderes und höheres Ziel. Sie soll das Räthsel des Daseyns nicht bloß darlegen, sondern auch lösen, sie soll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieselbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entscheidung hinführen. Dadurch greift ihre Darstellung ein in die Zukunft, und stellt uns die Geheimnisse des innern Menschen vor Augen. Es ist dieß freylich noch ganz etwas andres, als was man gewöhnlich die Katastrophe im Trauerspiel nennt. Es giebt viele berühmte dramatische Werke, denen diese letzte Auflösung, die hier gemeint ist, ganz fehlt, oder die doch nur die äußere Form davon haben, ohne das innere Wesen und den Geist. Ich erinnere hier der Kürze wegen an die drey Welten des Dante, wie er uns eine Reihe von lebendigen Naturen kraftvoll vorführt, in dem Abgrund des Verderbens, dann durch die mittleren Stufen hindurch, wo Hoffnung mit Leiden gemischt ist, bis zu dem höchsten Zustande der Verklärung. Dieß ist ganz anwendbar auf das Drama, und in diesem Sinne könnte Dante ein dramatischer Dichter genannt werden, nur daß er bloß eine ganze Reihe von Katastrophen giebt, ohne die vorhergegangene Entwicklung, die er wenigstens nur kurz andeutet oder willkührlich voraussetzt. Nach jener dreyfachen Auflösung

menschlicher Schicksale, giebt es auch dreyerley Arten der hohen, ernsten, dramatischen Darstellung, welche nicht bloß die Erscheinung des Lebens auffaßt und wieder giebt, sondern auch den tiefern Sinn und Geist, und es bis zum Ziele seiner Entwicklung hindurch führt. Dreyerley Hauptarten, je nachdem der Held in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabstürzt, oder das Ganze mit einer gemischten Befriedigung und Versöhnung noch halb schmerzlich schließt, oder wenn aus allem Tod und Leiden ein neues Leben, und die Verklärung des innern Menschen herbey geführt wird. Dasjenige Drama, welches auf den vollkommenen Untergang des Helden angelegt ist, deutlich zu machen, darf ich unter den Trauerspielen der Neuern, nur an Wallenstein, Macbeth und den Faust der Volkssage erinnern. Die alte Kunst neigt sich mit entschiedener Vorliebe zu diesem ganz tragischen Ausgange, ihrer Ansicht von einem furchtbar vorherbestimmenden Schicksale gemäß. Doch ist ein solches Trauerspiel um so vortrefflicher vielleicht, je mehr der Untergang nicht durch ein äußeres, willkührlich von oben so bestimmtes Schicksal herbeygeführt wird, sondern es ein innerer Abgrund ist, in welchen der Held stufenweise hinunter stürzt, indem er nicht ohne Freyheit und durch eigene Schuld untergeht, wie jene zuvorgenannten.

Dieß ist die, bey den Alten im Ganzen herrschende Gattung; doch finden sich auch herrliche Beyspiele von jener Auflösung des Trauerspiels, welche ich die mittlere oder die Versöhnung nennen würde, gerade bey den zwey größten unter den tragischen Dichtern. So beschließt Aeschylus, nachdem er uns in dem Tod des Agamemnon und in der Rachethat des Orestes den ganzen Abgrund aller Leiden und Verbrechen eröffnet hat, in den Eumeniden das große Gemählde mit dem versöhnenden Gefühl der endlichen Lossprechung des Unglücklichen, durch einen milderen Götterspruch. Sophokles, nachdem er uns die Verblendung und den Fall des Oedipus, den schrecklichen Untergang und wechselseitigen Brudermord seiner Söhne, das lange Leiden des blinden Greises und seiner getreuen Pflegerinn und Tochter dargestellt, weiß uns den Tod desselben wie einen Hingang zu den versöhnenden Göttern in so verschönerndem Lichte zu zeigen, daß er uns nur das Gefühl einer sanften, mehr wehmüthigen als schmerzlichen Rührung hinterläßt. Auflösungen dieser Art sind auch sonst bey den Alten und bey den Neuern häufig; nur selten so groß und schön, wie die angeführten.

Die dritte Weise der dramatischen Auflösung, welche aus dem äußersten Leiden eine geistige Verklärung in ihrer Darstellung hervor gehen läßt, ist die dem christlichen Dichter vorzüglich angemessene und

in dieser ist Calderon unter allen der erste und größte. Ich berufe mich, für den Begriff der Sache selbst, unter der reichen Menge, nur auf die Andacht zum Kreuze und den standhaften Prinzen, welche beyde durch die Uebersetzung bekannt, und auch nach ihrem Werth ziemlich allgemein anerkannt sind. Es liegt aber dieses Christliche nicht in den Gegenständen, sondern in der eigenthümlichen Gefühls- und Behandlungsweise, welche bey Calderon durchaus die allgemein herrschende ist. Auch da, wo der Stoff keine Veranlassung darbot, aus Tod und Leiden ein neues Leben vollständig sich entwickeln zu lassen, ist doch alles im Geiste dieser christlichen Liebe und Verklärung gedacht, alles in ihrem Lichte gesehen, in ihren himmlisch glänzenden Farben gemahlt. Calderon ist unter allen Verhältnissen und Umständen, und unter allen andern dramatischen Dichtern vorzugsweise der christliche, und eben darum auch der am meisten romantische.

Da die spanische Dichtkunst überhaupt ohne allen fremdartigen Einfluß und durchaus rein romantisch geblieben ist, da die christliche Ritterpoesie des Mittelalters dieser Nation am längsten bis in die Zeiten der neuern Bildung fortgedauert, und die kunstreichste Form erlangt hat, so ist hier wohl der rechte Ort, das Wesen des Romantischen überhaupt zu bestimmen. Es beruht allein auf dem mit dem Christenthum und durch dasselbe auch in der Poesie herrschenden Liebesge-

fühl, in welchem selbst das Leiden nur als Mittel der Verklärung erscheint, der tragische Ernst der alten Götterlehre und heidnischen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Fantasie sich auflöst, und dann auch unter den äußern Formen der Darstellung und der Sprache solche gewählt werden, welche jenem inneren Liebesgefühl und Spiel der Fantasie entsprechen. In diesem Sinne, da das Romantische bloß die eigenthümlich christliche Schönheit und Poesie bezeichnet, sollte wohl alle Poesie romantisch seyn. In der That streitet auch das Romantische an sich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht. Die Sage von Troja und die homerischen Gesänge sind durchaus romantisch; so auch alles, was in indischen, persischen und andern alten orientalischen oder europäischen Gedichten wahrhaft poetisch ist. Wo irgend das höchste Leben mit Gefühl und ahndungsvoller Begeisterung in seiner tieferen Bedeutung ergriffen und dargestellt ist, da regen sich einzelne Anklänge wenigstens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freylich erst im Christenthum finden. Auch in den Tragikern der Alten sind die Anklänge dieses Gefühls ausgestreut und verbreitet, ungeachtet ihrer im Ganzen finstern und dunkeln Weltansicht; die innere Liebe bricht in edeln Gemüthern auch unter Irrthum und falschen Schreckbildern überall hervor. Nicht bloß die Kunst ist groß und bewundernswerth im Aeschylus und Sophokles,

sondern auch die Gesinnung und das Gemüth. Nicht also in den lebendigen, nur in den künstlich gelehrten Dichtern des Alterthums wird dieses liebevoll Romantische vermißt. Nicht dem Alten und Antiken, sondern nur dem unter uns fälschlich wieder aufgestellten Antikischen allein, was ohne innere Liebe bloß die Form der Alten nachkünstelt, ist das Romantische entgegengesetzt: so wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf das Leben fälschlich dadurch zu erreichen sucht, daß es sich ganz an die Gegenwart anschließt, und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie sehr auch die Absicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrschaft der beschränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheim fällt.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß zwischen jenen drey Arten von dramatischen Auflösungen und Darstellungen, denen des Untergangs, der Versöhnung und der Verklärung, mancherley Abstufungen und Mischungen Statt finden können. Nur um den Begriff der höhern dramatischen Kunst deutlich zu machen, welcher nicht bloß bey der äußern Erscheinung und Oberfläche des Daseyns stehen bleibt, sondern in das Innere eingreift, und bis zum entscheidenden Ziel des Lebens vordringt, mußten die drey Hauptwege der Auflösung, welche oft auch wirklich ganz abgesondert erscheinen, als solche dargestellt werden. Selbst der Gegensatz der Alten und Neuern ist, wie schon er-

innert worden, kein vollkommener, sondern beruht nur auf einem Uebergewicht, auf einem Mehr oder Minder. Es möchten sich einzelne Annäherungen selbst zu einer tragischen Darstellung, die in Verklärung endet, bey den Alten finden lassen, so wie hingegen Trauerspiele des vollkommenen Untergangs bey den Neuern gefunden werden, welche an Kraft denen des Alterthums, wo diese Gattung die herrschende war, vollkommen gleich gesetzt zu werden verdienen.

Da indessen die dramatische Darstellung so in die innersten Tiefen des Gefühls und verborgenen Geheimnisse des geistigen Lebens eingreift, so ist wohl einleuchtend, daß die Alten in dieser Gattung zwar durch die bewundernswerthe Vollkommenheit, die sie in ihrer Weise erreicht, im Allgemeinen uns ein hohes Vorbild zur Ermunterung und Nachfolge, keineswegs aber im Einzelnen Regel und Beyspiel zur Nachahmung seyn können. Ueberhaupt kann es im höheren Drama und Trauerspiel, keine für alle Nationen gültige Norm geben. Selbst die Gefühlsweise, der durch die gemeinsame Religion verbundenen und sich ähnlichen, christlichen Völkern ist hier, wo der eigentliche Mittelpunkt des innern Lebens berührt, und an das Licht gezogen werden soll, noch zu verschieden, als daß es nicht ganz thöricht wäre, eine allgemeine Uebereinstimmung zu fordern, oder wenn gar eine Nation der andern hierin Gesetze geben wollte.

Für das Trauerspiel und höhere Drama wenigstens muß, weil es so ganz mit dem innern Leben und eigenthümlichen Gefühl zusammenhängt, jede Nation sich selbst die Regel geben und ihre Form erfinden.

So bin ich denn auch weit entfernt, das spanische Drama oder den Calderon, als Muster der Nachahmung für unsere Bühne ohne Einschränkung zu erkennen oder zu empfehlen; obwohl die hohe Vortrefflichkeit, welche das christliche Trauerspiel und Schauspiel durch diesen großen und göttlichen Meister erreicht hat, jedem, welcher den kühnen Versuch, die Bühne ihrer jetzigen Schmach zu entziehen, wagen wollte, als ein fast unerreichbares Vorbild aus strahlender Ferne vorleuchten muß. Am wenigsten ist die äußere spanische Form für uns anwendbar. Diese blumenreiche Bilderfülle einer südlichen Fantasie kann wohl da schön gefunden werden, wo ein solcher Ueberfluß Natur ist, aber nachkünsteln läßt er sich nicht. Auf die Schauspiele Calderons von allegorisch-christlichem Inhalt möchte zum Theil anwendbar seyn, was ich über die dichterische Darstellung mystischer Gegenstände überhaupt bey mehreren Veranlassungen erinnert habe.

Sollte man an Calderon, als romantischen Dichter in allen Arten des Drama's etwas aussetzen, so wäre es, daß er uns zu schnell zur Auflösung führt, daß diese oft um so viel mehr wirken würde, wenn

er uns länger im Zweifel fest hielte, und wenn er das Räthsel des Lebens öfter mit der Tiefe wie Shakspeare charakterisirte, wenn er uns nicht fast immer gleich vom Anfang an in das Gefühl der Verklärung versetzte und dauernd darin erhielte. Shakspeare hat den entgegengesetzten Fehler, daß er uns das Räthsel des Daseyns, wie ein skeptischer Dichter, allzu oft nur als Räthsel in seiner ganzen Verwirrung und Verwicklung vor Augen stehen läßt, ohne die Auflösung hinzuzufügen. Und wo er auch die Darstellung bis zu dieser hindurch führt, da ist es meistens mehr die alttragische des Untergangs, oder eine gemischte mittlere von halber Befriedigung, äußerst selten aber jene im Calderon herrschende, liebevolle Verklärung. Im Innersten seiner Gefühls- und Behandlungsweise ist Shakspeare mehr ein alter, wenn auch gerade kein griechischer, sondern mehr ein altnordischer Dichter, als ein christlicher. In Einem Stücke wenigstens sollte man das spanische Drama und dessen Form sich zur Regel dienen lassen; ich meine darin, daß auch das Lust- oder überhaupt das bürgerliche Schauspiel dort durchgängig romantisch, und eben dadurch wahrhaft poetisch ist. Ganz vergeblich sind und bleiben selbst auf der Bühne alle Versuche, die Darstellung der prosaischen Wirklichkeit durch psychologischen Scharfsinn oder bloßen Modewitz zur Poesie zu erheben, und wer irgend eine Gelegenheit hat, was andere Nationen Intriguen- oder Cha-

rakterstücke nennen, mit dem romantischen Zauber der Calderonischen oder auch andrern spanischen Schauspiele zu vergleichen, der wird kaum Worte finden, um den Abstand dieses poetischen Reichthums mit der Armuth unserer Bühne und besonders mit jenem Wesen, was uns auf derselben für Witz gelten soll, auszudrücken.

Die Poesie der südlichen und katholisch gebliebenen Völker, stand im sechzehnten und auch noch im siebzehnten Jahrhundert im genauen Zusammenhang, hatte wenigstens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern Ländern machte der Protestantismus eine merkliche Unterbrechung, da so, wie er herrschend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele damit zusammenhängende bildliche und sinnbildliche Vorstellungsarten, poetische Ueberlieferungen und Sagen verworfen, verkannt und endlich vergessen wurden. So wie aber unter den protestantischen Ländern England in der Verfassung der geistlichen Gewalt und in den äußern Gebräuchen und Einrichtungen, noch am meisten von der alten Kirche beybehielt, so blühete auch hier die Poesie zuerst wieder in kunstreicher Gestalt und schöner Bildung empor, und zwar ganz sich anschließend an die romantische Weise der südlichen katholischen Völker; Spenser, Shakspeare, Milton bestätigen dieß. Wie sehr Shakspeare das Romantische der alten Ritterzeit, und auch die südlicheren Farben der Fantasie in seinen Darstellungen liebte,

darf nicht erst erinnert werden; Spenser ist selbst Ritterdichter und er wie Milton folgten bestimmten romantischen, besonders italiänischen Vorbildern. Je näher die Litteratur uns tritt, je reicher sie in den neuern Zeiten anwächst, je nothwendiger wird es mir, meine Betrachtung nur auf solche Dichter und Schriftsteller zu beschränken, welche den Gipfel der Sprache und Geistesbildung einer Nation bezeichnen, und welche eben darum auch für das Ganze und für andere Nationen die wichtigsten und lehrreichsten sind. In der That aber erschöpfen jene drey größten Dichter, welche England hervorgebracht hat, auch Alles, was in der ältern Epoche ihrer Poesie, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert merkwürdig und groß ist.

Spensers Rittergedicht, die Königinn der Feen, schildert uns ganz den romantischen Geist, wie er noch damahls in England unter der Königinn Elisabeth herrschend war; der jungfräulichen Königinn, welche sich nur allzugern unter solchen mythologischen und dichterischen Anspielungen vergöttert sah. Spenser ist mahlerisch reich, in seinen lyrischen Gedichten idyllisch sanft und liebevoll, er athmet überhaupt ganz den Geist des alten Minnegesangs. Nicht bloß in der dichterischen Art und Weise, sondern auch in der Sprache ist er auffallend besonders den altdeutschen Rittergedichten und Minneliedern ähnlich. Es war also der Gang der englischen Sprache in der Zeitfolge ganz dem der

deutschen entgegengesetzt. Chaucer im vierzehnten Jahrhundert ist den deutschen Knittelversen des sechzehnten Jahrhunderts nicht unähnlich. Spenser dagegen kommt in dieser spätern Zeit an sanftem Wohllaut und an Weichheit den alten Minneliedern gleich. In jeder so ganz aus einer Mischung hervorgegangenen Sprache, wie die englische ist, liegt ein doppeltes Ideal, je nachdem der Dichter zu dem einen oder dem andern Bestandtheile seiner Sprache sich hinneigt. Spenser ist in der Sprache unter allen englischen Dichtern am meisten deutsch oder germanisch, so wie Milton hingegen in der Mischung des Englischen, vorzüglich dem lateinischen Bestandtheil ganz das Uebergewicht gegeben hat. Nur die Form des Ganzen in Spensers Gedicht, ist unglücklich; die von ihm gewählte, und dem Ganzen zum Grunde liegende Allegorie, ist keine lebendige, wie etwa die, welche in den ältern Rittergedichten vorkömmt, wo ein hoher Begriff vom geistlichen Helden und den Geheimnissen seiner höhern Weihe, unter den äußern Abentheuern und sinnbildlichen Geschichten, verborgen liegt; es ist eine todte Allegorie, bloße Classification aller Tugendbegriffe einer Sittenlehre, kurz eine solche, die man nicht unter der geschichtlichen Hülle errathen und ahnden würde, wenn die Erklärung nicht in dürren Worten hinzugefügt wäre.

Die Bewunderung Shakspeare's, der sich in seinen lyrischen und idyllischen Gedichten ganz an dieses Vorbild anschloß, kann Speysern in unsern Augen noch einen höhern Werth leihen. Hier in dieser Gattung, welche Shakspeare'n für die eigentliche Poesie galt, während er die Bühne, deren er Meister war, nur als eine gemeinere Beschäftigung und Anwendung derselben, wie für den großen Haufen zu betrachten scheint, lernt man den großen Dichter erst ganz nach der ihm eigenen Gefühlsweise kennen. So wenig ist er, der alle Tiefen der Leidenschaften erschütternd hervorzurufen versteht, und gemeine menschliche Natur, wie sie ist, in ihrer ganzen Gemeinheit mit tiefer Wahrheit und Charakteristik darstellt, selbst ein leidenschaftlich wilder Mensch gewesen, oder roh in seiner Art, daß vielmehr in jenen Gedichten das äußerste Zartgefühl herrschend ist. Eben weil dieses Gefühl so ganz innig und tief ist, und fast bis zum Eigensinn zart, spricht es nur Wenige an. Für das richtigste Verständniß seiner dramatischen Werke, sind diese lyrischen aber höchst wichtig. Sie zeigen uns, daß er in jenen meistens gar nicht darstellte, was ihn selbst ansprach, oder wie er an und für sich war und fühlte, sondern die Welt, wie er sie klar und durch eine große Kluft von sich und seinem tiefen Zartgefühle geschieden, vor sich stehen sah. Ganz treu, ohne Schmeicheley und Verschönerung und von einer unübertrefflichen

Wahrheit, ist das Weltgemählde, welches er uns aufstellt. Wäre Verstand, Scharfsinn und Tiefsinn der Beobachtung, in so fern sie nothwendig sind, das Leben charakteristisch aufzufassen, die erste unter allen Eigenschaften des Dichters, so würde in dieser schwerlich ein anderer sich ihm gleich stellen können. Andere Dichter haben gestrebt, uns in einen idealischen Zustand der Menschheit wenigstens auf Augenblicke zu versetzen. Er stellt den Menschen in seinem tiefen Verfall, diese all sein Thun und Lassen, sein Denken und Streben duchdringende Zerrüttung mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Er könnte in dieser Hinsicht nicht selten ein satirischer Dichter genannt werden, und wohl möchte das verworrene Räthsel des Daseyns und der menschlichen Erniedrigung, wie er es auffaßt, noch einen ganz andern, bleibenderen und tieferen Eindruck zu machen geeignet seyn, als die ganze Schaar jener bloß leidenschaftlich Erbitterten, die man gewöhnlich satirische Dichter nennt. Dabey aber schimmert im Shakspeare die Erinnerung und der Gedanke an die ursprüngliche Hoheit und Erhabenheit des Menschen, von der jene Gemeinheit und Schlechtigkeit nur ein Abfall und die Zerrüttung ist, überall hindurch, und bey jeder Veranlassung bricht das eigene Zartgefühl und der Edelmuth des Dichters, in den schönsten Strahlen vaterländischer

Begeisterung, hoher Männerfreundschaft oder glühender Liebe hervor.

Aber selbst die jugendliche Liebesgluth erscheint in seinem Romeo nur als eine Begeisterung des Todes, jene ihm eigenthümliche, schmerzlich skeptische und herbe Lebensansicht giebt, dem Hamlet eben das Räthselhafte, wie bey einer unaufgelösten Dissonanz, und im Lear ist Schmerz und Leiden bis zum Wahnsinn gesteigert. So ist dieser Dichter, der im Aeußern durchaus gemäßigt und besonnen, klar und heiter erscheint, bey dem der Verstand herrschend ist, der überall mit Absicht, ja man möchte sagen, mit Kälte verfährt und darstellt, seinem innersten Gefühl nach, der am meisten tief schmerzliche und herb tragische unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit.

Das Schauspiel betrachtete er als eine Sache für das Volk, und behandelte es auch besonders anfangs durchgehends so. Er schloß sich ganz an die Volkskomödie, wie er sie vorfand, schuf die Bühne und bildete sie weiter nach diesem Gedanken und seinem Bedürfniß. Doch führte er selbst in seinen ersten, noch roheren Jugendversuchen, in das treuherzige Volksspiel, das gigantisch Große und furchtbar Schreckliche, ja das ganz Entsetzliche ein; verschwenderisch auf der andern Seite mit solchen Darstellungen und Ansichten der menschlichen Erniedrigung, welche den gemeinen Zuschauern für Witz galten und noch gelten, während

sie in seinem tief schauenden und denkenden Geiste doch mit einem ganz andern Gefühle bitterer Verachtung oder schmerzlicher Theilnahme verbunden waren. Volksspiele und Volkslieder bestimmten viel an der äußern Form seiner Werke; so ganz ohne Kenntniß, wie man, seit Milton ihn als den freyen Sohn der Natur gepriesen, immer voraussetzt, war er wohl nicht, noch weniger ohne Kunst; aber freylich waren es für sein inneres Gefühl, vorzüglich nur die tiefen Anklänge der Natur, welche es vermochten, dieses abgesonderte, verschlossene, einsame Gemüth zu erregen. Die Stelle, wo er noch am meisten mit den übrigen Menschen zusammenhing, war das Gefühl für seine Nation, deren glorreiche Heldenzeit in den Kriegen gegen Frankreich, er aus den treuherzigen alten Chroniken, in eine Reihe dramatischer Gemählde übertrug, welche durch das darin herrschende Ruhm- und National-Gefühl, sich dem epischen Gedichte nähern.

Es ist eine ganze Welt in Shakspeare's Werken entfaltet. Wer diese einmahl in das Auge gefaßt hat, wer in seinen Geist eingedrungen ist, der wird sich schwerlich durch die Form stören lassen, oder durch das, was man über diese, wo man den Geist nicht verstand, gesagt hat. Vielmehr wird er auch die Form in ihrer Art gut und vortrefflich finden, in so fern sie jenem Geiste fast durchaus entspricht, und wie eine

angemessene Hülle sich ihm glücklich anschließt. Shakspeare's Poesie ist dem deutschen Geiste sehr verwandt, und er wird von den Deutschen mehr, als jeder andere fremde und ganz wie ein einheimischer Dichter empfunden; in England selbst erzeugt die oberflächliche Aehnlichkeit, welche andere geringere Dichter desselben Landes in der äußern Form mit Shakspeare haben, manche Mißverständnisse. Die Form aber kann, so sehr uns auch die Poesie anspricht, um so weniger für unsre Bühne ausschließendes Vorbild oder Regel seyn, da selbst jene dem Shakspeare eigne besondere Gefühlsweise, so wie er sie hat und zu gebrauchen weiß, zwar höchst poetisch, an und für sich aber doch keineswegs die allein gültige, oder dem Ziel der dramatischen Dichtkunst einzig entsprechende ist.

Die heitere Ritterdichtung des Spenser, die freye Lebenspoesie des Shakspeare ward verkannt, verdrängt, ja verfolgt, als der Fanatismus, der unter Elisabeth und nach ihr, nur wie ein verborgnes im Innern zurückgehaltnes Uebel vorhanden gewesen war, nun unter Karl dem Ersten mit einem Mahle gewaltsam und öffentlich ausbrach, und alles überwältigte und beherrschte. Vorzüglich war Shakspeare ein Gegenstand des Hasses für die Puritaner, die er freylich auch eben nicht geliebt zu haben scheint, so wie er es noch heut zu Tage für die Methodisten und ähnliche in England so sehr verbreitete Sekten ist. Indessen hat doch auch

jene puritanische Zeit einen Dichter hervorgebracht, der mit Recht unter die ersten und merkwürdigsten seiner Nation gezählt wird. Die weltliche und natürliche Poesie ward von den Eiferern für unerlaubt gehalten, die Dichtkunst mußte jetzt ganz auf das Geistliche gerichtet seyn, wenn sie dem Geiste der Zeit entsprechen sollte, wie in Miltons immer gleichförmigem Ernst. Sein episches Werk leidet zuerst an den Schwierigkeiten, die allen christlichen Gedichten, welche die Geheimnisse der Religion selbst zum Gegenstande wählen, gemein sind. Auffallend ist, wie er nicht einsah, daß das verlohrne Paradies für sich kein Ganzes bilde und nur der erste Akt sey von der christlichen Geschichte des Menschen, wenn er diese einmahl mit einem poetischen Auge ansehen und Schöpfung, Sündenfall und Erlösung wie Ein großes Drama betrachten wollte. Allerdings hat er diesen Mangel durch das später hinzugekommene wiedergewonnene Paradies ersetzen wollen; aber dieses ist gegen das große Werk von zu geringem Umfang und Gehalt, als daß es für den Schlußstein desselben gelten könnte. Gegen die katholischen Dichter, Dante und Tasso, die seine Vorbilder waren, stand er als Protestant auch dadurch im Nachtheil, daß er von so manchen sinnbildlichen Vorstellungsarten, Geschichten und Ueberlieferungen, die jenen für ihre Poesie zum reichen Schmuck zu Gebothe standen, keinen Gebrauch machen konnte. Er suchte dagegen aus

dem Alkoran und Talmud und ihren Fabeln und Allegorien seine Poesie zu bereichern, was einem ernsten christlichen Gedicht dieser Art gewiß nicht angemessen seyn kann. Der Werth dieses epischen Werks liegt daher nicht sowohl in dem Plan des Ganzen, als in einzelnen Schönheiten und Stellen, und demnächst in der Vollkommenheit der höhern dichterischen Sprache. Was dem Milton die allgemeine Bewunderung erworben hat, die er im achtzehnten Jahrhundert fand, das sind die einzelnen Züge und Darstellungen paradiesischer Unschuld und Schönheit, und dann das Gemählde der Hölle, und die Charakteristik ihrer Bewohner, die er in einer großen und fast antiken Art wie Giganten des Abgrundes schildert. Ob es für die englische Dichtersprache überhaupt heilsam gewesen, daß sie sich immer mehr auf die lateinische als auf die deutsche Seite hinwandte, daß sie mehr dem Milton als dem Spenser folgte, das könnte an sich sehr bezweifelt werden. Da es aber einmahl geschehen, so ist Milton allerdings als der größte auch im Styl, und in mancher Rücksicht selbst als Norm für die hohe, ernste engländische Dichtersprache zu betrachten. Doch eine durchaus feste Norm leidet eine so ganz wie die englische aus Mischung entstandene Sprache nicht leicht, da ihre Natur selbst es mit sich bringt, daß sie zwischen zwey entgegengesetzten Extremen wo nicht immer schwanken, doch mit nicht zu

beschränkender Freyheit sich hin und her bewegen, und sich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern nähern kann. Den ganzen Reichthum der so kraftvollen englischen Sprache in dieser ihrer Mischung und allen Abstufungen derselben lernt man doch nur aus Shakspeare kennen.

Nach der Zeit der Puritaner Herrschaft griff eine andere Art von Barbarey in der englischen Litteratur und Sprache um sich: die allgemeine Herrschaft des französischen, und zwar eines sehr verdorbenen französischen Geschmacks. Erst gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erhob sich mit der wahren Wiederherstellung der Freyheit, auch der Geist von neuem; so sehr hatte aber das Ausländische um sich gegriffen, daß die geschilderten großen, alten Dichter der Nation noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewissermaßen erst wieder entdeckt, und aus der Vergessenheit an das Licht gezogen werden mußten.

Die französische Litteratur besaß in den letzten burgundischen Zeiten, unter Franz dem Ersten, und im sechzehnten Jahrhundert einen Reichthum an jenen historischen Denkwürdigkeiten, woran sie zu allen Zeiten sehr ergiebig war; geschichtliche Bekenntnisse, oder Gemählde nach dem Leben, welche uns durch die lebhafte Darstellung des Einzelnen, durch die Menge der Züge, die unmittelbar aus der Beobachtung und eigenen Anschauung ergriffen sind, ganz in die Sit-

ten, in die gesellschaftlichen Verhältnisse, und überhaupt in den Geist der dargestellten Zeit versetzen. Auch entwickelte sich jetzt schon das eigenthümliche Talent des geselligen und gesellschaftlichen Vortrags einer leichten Philosophie über die Gegenstände des Lebens. Ich erinnere für beyde Gattungen nur an Commines und Montagne. Die altfranzösische Sprache ist meistens geschwätzig, nachlässig, ja nicht selten verworren im Perioden-Bau, aber es ist mit jener Geschwätzigkeit und Nachlässigkeit, wie beym Montagne und andern bessern Schriften der alten Zeit nicht selten etwas Naives, und eine eigne natürliche Anmuth verbunden, die jetzt um so anziehender ist, je strenger nachher die Sprache geregelt worden. Wie wenig aber im Ganzen die französische Sprache im sechzehnten Jahrhundert auch in der Poesie und in den Hervorbringungen des Witzes mit der kunstreichen Ausbildung und dem Styl der benachbarten Sprachen auf der gleichen Stufe stand, wie weit sie noch entfernt war von jenem edeln Geschmack, den sie selbst nachher erreichte, dafür können Marot und Rabelais zum Beweise dienen, obwohl beyde nicht ohne Talent sind. Sieht man überhaupt auf den vernachlässigten, verwilderten, ja in mancher Hinsicht noch barbarischen Zustand der ältern französischen Litteratur und Sprache, so kann man die große Veränderung, welche durch die von Richelieu gestiftete Akademie, in beyden

bewirkt wurde, im Ganzen nicht anders als nothwendig und wohlthätig in ihren Wirkungen finden. Indessen war es, wie in dem politischen Zustande unter Richelieu, allerdings ein eisernes Joch, wodurch der Anarchie auch in der Sprache und Litteratur ein Ziel gesetzt wurde. Für ihren nächsten Zweck, die allgemeine Sprachbildung, war dieß Unternehmen mit den vollkommensten Gelingen und dem glänzendsten Erfolge gekrönt. In der Prosa zeigt sich dieß ganz allgemein; nicht bloß die ersten und berühmten Schriftsteller in der letzten Zeit des siebzehnten Jahrhunderts, man könnte fast sagen, alle zeichnen sich aus durch ein eigenthümliches Gepräge von edlem Styl. Man denke nur an so viele Briefe, Memoiren auch von Frauen, Geschäfts- oder andere Schriften, die gar nicht für den Druck bestimmt waren, und nicht von eigentlichen Schriftstellern herrühren; sie zeichnen sich alle aus durch dieses eigene Gepräge von edlem Geschmack, welcher im achtzehnten Jahrhundert fast ganz verlohren ging. Unter den Dichtern aber erreichte Racine in Sprach- und Verskunst eine harmonische Vollendung, wie sie nach meinem Gefühl weder Milton im Englischen, noch auch Virgil im Römischen haben, und die nachher in der französischen Sprache nie wieder erreicht worden ist. Für das Ganze der Poesie hätte man wohl wünschen mögen, daß für die Dichtersprache besonders, neben dieser kunstreichen Voll-

endung, auch etwas mehr Freyheit übrig gelassen wäre; daß man die altfranzösische Poesie der Ritterzeit, die doch so manches Schöne und Liebliche in Erfindung und Sprache hervorgebracht, nicht so ganz unbedingt und ohne Ausnahme verworfen, verachtet und vergessen hätte. Man hätte immer, wie ja auch von den Italiänern und andern Nationen geschehen war, einen kunstreichern und ernstern Styl mit dem dichterischen Geist der Ritterzeit verbinden können. Die französische Poesie und die Sprache würde dann etwas mehr von jenem romantischen Schwunge und jener alten Dichterfreyheit erhalten haben, die ihr Voltaire so oft zurück wünscht, und die er ihr auch obwohl zu spät und nur mit halbem Gelingen zum Theil wieder zu geben suchte. Doch ein solches Vergessen und gänzliches Verwerfen alles Vorigen, ist von einer jeden großen und alles umfassenden Veränderung auch in der Litteratur unzertrennlich. Es war eine Revolution; eben daher blieben auch gleich von Anfang manche innere Wiedersprüche zurück, und eine stille Opposition gegen die harte Herrschaft, die bald deutlicher hervortrat, als man unter dem Regenten und Ludwig den Funfzehnten immer mehr nach den verbothenen Früchten der engländischen Freyheit auch in Litteratur und Sprache zu gelüsten anfing. Durch die unregelmäßige und zum Theil zweckwidrige Art, wie dieses Gelüsten befriedigt und das Ausländische einge-

führt und herrschend gemacht wurde, entstand jene Entartung des Geschmacks unter den genannten Herrschern, die immer höher stieg, bis sie endlich, und zwar noch vor der Revolution, in die wildeste Anarchie ausbrach, die man erst eben jetzt in das gewohnte Gleis zurück gelenkt, und nicht ohne Mühe wieder unter das Joch des alten Gehorsams gebracht hat.

Für die französische Poesie ist die letzte Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, das eigentliche blühende und classische Zeitalter. Ronsard im sechzehnten Jahrhundert ist nur der entfernte Vorläufer jener großen Dichter, unter Ludwig dem XIV.; Voltaire im achtzehnten ihr, ihnen nicht mehr ganz gleicher Nachfolger, der, was in der Poesie jenes Zeitalters noch zu fehlen schien, zu ergänzen versuchte, obwohl nicht immer mit gleichem Glück. Der wesentliche Mangel, welcher die französische Dichtkunst am meisten drückt, ist, daß kein wahrhaft classisches, und vollkommen gelungenes, episches Nationalgedicht bey ihnen, der Ausbildung der andern Gattungen voranging. Ronsard versuchte ein solches, er ist auch nicht ohne Feuer und Schwung, aber im Styl ist er voll von falschem Schwulst, wie es oft geht, wenn man sich zuerst und mit einemmahle aus der Barbarey herausarbeiten will, daß man in den entgegengesetzten Fehler des all zu Gesuchten, Gelehrten und Gekünstelten, verfällt. Unter allen Dichtern, welche bey den Ita-

liänern oder sonst, ihre Sprache ganz antikisch haben bilden wollen, ist Ronsard wohl am meisten mit diesem Fehler beladen. Auch die Wahl des Gegenstandes in seiner Franciade, kann nicht anders als verfehlt erscheinen. Hätte ein französischer Dichter einen historischen Gegenstand der ältern Nationalgeschichte für ein episches Gedicht erwählt, so hätte dann jene fabelhafte, im Mittelalter aber allgemein verbreitete Herleitung der Franken von den Trojanischen Helden, als Episode in einem solchen historischen Rittergedichte immer eine Stelle finden mögen. Diese veraltete Sage aber, an und für sich zu einer Epopöe ausdehnen zu wollen, war ein ganz unglücklicher Gedanke. Die Thaten und Schicksale des heiligen Ludwig möchten in mancher Hinsicht, als der günstigste Gegenstand für ein episches Gedicht des ältern Frankreichs erscheinen, da sie mit allem Romantischen in Beziehung standen, und hier mit dem Ernst der Wahrheit und der Würde eines für das religiöse und National-Gefühl gleich sehr geheiligten Helden, zugleich auch der Fantasie ein freyer Spielraum eröffnet ward. Nur war es eine Schwierigkeit, daß Ludwigs Kreuzzüge durchaus nicht glücklich ausgefallen waren. Bey der Jungfrau von Orleans, welche Chapelain zum Gegenstande wählte, lag die Schwierigkeit darin, daß die Heldinn, welche Frankreich gerettet, von ihren eigenen Landsleuten, nachher aus

Neid und Ueberdruß, nachdem sie dieselbe erst vergöttert hatten, verrathen, den Feinden und einem schmählichen Tode hingegeben war. Eben so, wie es oft in der Geschichte französischen Helden, erging es auch in der Litteratur dem Ronsard. Denn gränzenlos wurde er zu seiner Zeit als Dichter verehrt, und bis in den Himmel erhoben, bald nachher aber ganz zu Boden geworfen, und eben so unbedingt verachtet. Indessen darf doch Ronsard in der Geschichte der französischen Dichtkunst nicht ganz übergangen werden; denn es ist unverkennbar, daß der große Corneille, der Freund und Verehrer des Chapelain, sich in der Sprache besonders noch einigermaßen an jene ältere Schule des Ronsard anschließt, wenigstens hie und da daran erinnert.

Das Trauerspiel der Franzosen ist eigentlich der glänzendste Theil ihrer poetischen Litteratur und derjenige, welcher auch mit Recht immer die Aufmerksamkeit der andern Nationen am meisten auf sich gezogen hat. Ihre Tragödie entspricht so ganz dem Bedürfniß ihres Nationalcharakters und eigenthümlichen Gefühlsweise, daß der hohe Werth, welchen sie darauf legen, sehr begreiflich ist, ungeachtet die ältere französische Tragödie fast nie Gegenstände aus der einheimischen Nationalgeschichte darstellte. Zwar ist nicht zu läugnen, daß alle diese Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche sie uns darstellt, mit der

Sprache auch manche andere Eigenschaft der Franzosen angenommen haben. An sich ist auch diese Verwandlung und Aneignung des Ausländischen in der Poesie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, daß die französische Tragödie immer nur fremde, und fast nie französische Helden darstellt. Es ist zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epischen Gedichts. Auch wären die meisten tragischen Gegenstände der altfranzösischen Geschichte auf einer Bühne, die zunächst den Hof im Auge hatte, wegen gehäßiger Erinnerungen oder Vergleichungen wohl nicht gut angebracht gewesen. Ein Mangel blieb es immer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernsten Poesie, am wenigsten vom Trauerspiel ganz ausgeschlossen bleiben sollte. Als einen solchen erkannte es auch Voltaire, und suchte dem Uebel abzuhelfen, indem er Gegenstände aus der französischen Geschichte, überhaupt aber aus der romantischen Ritterzeit auf die Bühne brachte. Das erste hat damahls keinen rechten Erfolg gehabt, und erst in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; desto glücklicher ist ihm vor allen andern Franzosen der Versuch eines eigentlich romantischen Trauerspiels gelungen.

Ungeachtet nun die Gegenstände des französischen Trauerspiels mit geringer Ausnahme nicht national sind, so ist doch die ganze Gattung durch die herrschen-

de Richtung und Gefühlsweise dem französischen Geist und Charakter im höchsten Grade entsprechend, und als eine solche durchaus nationale, in ihrer Art höchst vollkommene und eigenthümliche Dichtungsart, erkenne ich auch das französische Trauerspiel gern an, so wenig ich mich überreden kann, daß es für die Bühne irgend einer andern Nation als Norm und Regel gelten sollte, die sich meiner Ueberzeugung nach, jede Nation für ihre Bühne selbst auffinden und geben muß.

Wenn gleichwohl die Form des französischen Trauerspiels von den meisten als eine Nachbildung des griechischen angesehen, und aus diesem Standpunkte beurtheilt wird, so haben es die französischen Dichter zuerst veranlaßt, indem sie uns in den Vorreden zu ihren Trauerspielen selbst auf dieses Ziel hinlenken. Racine erscheint auch hier am vortheilhaftesten; er spricht mit einer gefühlten Kenntniß von den Griechen, wie man sie bey andern französischen Schriftstellern nicht leicht so finden möchte, und leistet uns sein Urtheil jetzt, nachdem die Griechen seit ihm noch weit mehr Hauptgegenstand aller Untersuchungen geworden sind, auch nicht immer Genüge, so redet er doch überall mit der gefühlten Würde von der Kunst und von den Dichtern, wie einer der es selbst ist. Corneille schlägt sich in den Vorreden meistens mit dem Aristoteles und seinen Commentatoren herum, die ihm nicht selten sehr im Wege stehen, bis es ihm gelingt auf irgend eine Art

zu capituliren, oder einen leidlichen Frieden mit diesen fatalen Gegnern der Dichterfreyheit abzuschließen. Man kann hier oft nicht umhin zu bedauern, daß dieses mächtige Genie sich in so engen, meistens unnützen, ihm gar nicht angemessenen Fesseln bewegen mußte. Voltaire's Vorreden und Anmerkungen gehen immer auf dasselbe hinaus; daß nähmlich die französische Nation, und besonders die französische Bühne, die erste in dem gesammten ehemahligen und gegenwärtigen Universum seyen, daß gleichwohl Corneille und Racine, ungeachtet aller hohen Vortrefflichkeit, noch vieles zu wünschen übrig lassen. Wer nun derjenige ist, welcher dieses noch fehlende zur höchsten Vollkommenheit hinzufügen, und dadurch jene beyden Dichter noch weit übertreffen soll, das wird dem Leser meistens auch nicht sehr schwer gemacht, zu errathen.

Daß die Form des griechischen Trauerspiels, daß die bekannte Schrift des Aristoteles, so wie sie dieselbe verstanden, die französischen Dichter in manchen Stücken zu sehr beschränkt hat, daß vieles in dem Gesetz von den drey Einheiten, besonders der Zeit und des Orts auf bloßem Mißverständniß beruht, und so wie es gefordert wird, gar nicht ausführbar, auch nie geleistet worden ist, und mit dem Wesen der Poesie im Widerstreit steht, der man niemahls die physische Möglichkeit mit arithmetischer Strenge nachrechnen,

sondern ihre Wahrscheinlichkeit, die keine geschichtliche, sondern eine poetische seyn soll, nach dem Eindruck auf die Fantasie beurtheilen muß; das alles ist seit Lessing schon so oft abgehandelt worden, daß es unnütz seyn würde, einen so alten Streit noch einmahl durchzufechten. Nur eine historische Bemerkung erlaube ich mir noch hinzuzusetzen; der eigentlich beschränkende Geist unter jenen, welche damahls viel Einfluß hatten, war Boileau. Wie schädlich er auf die französische Dichtkunst eingewirkt, läßt sich wohl aus der einzigen Thatsache schließen, daß er nahe daran war, den Corneille eben so zu mißhandeln, wie den Chapelain. Was den Mann am besten schildert, scheint mir die von ihm gegebene Vorschrift, daß man von zwey reimenden Versen den letzten, wo möglich, immer zuerst machen solle. Statt des wahren Urtheils und Kunstgefühls, galt ihm ein Spott, der bisweilen nicht der feinste ist, und statt der Poesie ein recht voll zuschlagender Reim. So kann ich denn nicht umhin dem Racine beyzustimmen, wenn er von Boileau, der übrigens sein Freund war, an seinen Sohn schreibt: „Boileau sey ein recht biederer Mann, von der Poesie verstehe er herzlich wenig."

Ein anderes Hauptgesetz dieses Kunstrichters war jenes bekannte, von Horaz entlehnte, daß ein Geisteswerk, wenn es in gehöriger Reife an das Licht der Welt treten soll, gerade so vieler Jahre bedarf, als

zu einer natürlichen Geburt Monathe erfordert werden. Aber ungeachtet dieser Regel des anmaßlichen Gesetzgebers, dürfen wir wohl nicht bezweifeln, daß die Athalia von Racine, und der Cid von Corneille, nach meinem Gefühl die beyden herrlichsten Dichterwerke der französischen Poesie, nicht so langsam herausgekünstelt, sondern schnell in Einer Begeisterung und wie in Einen Guß hervorgebracht wurden. Diese beyden Schöpfungen, die größten vielleicht, welche die französische Bühne besitzt, können am besten bezeichnen, welche Höhe dieselbe erreicht hat, und wo sie auf ihrem Wege in der Nachahmung des alten Trauerspiels stehen geblieben ist.

Wie wenig auch die neuern Erklärer des Aristoteles dieses wahrgenommen haben mögen, denn in ihm selbst ist es allerdings deutlich anerkannt, der lyrische Bestandtheil, und der Chor ist das Wesentlichste im Trauerspiel der Alten, wovon das Ganze getragen und gehalten wird, so, daß wer diese Form sich zum Ziele setzt, nothwendig vorzüglich darauf sein Auge richten muß. Der Cid des Corneille geht überall in das Lyrische über, und dieser Schwung der Begeisterung giebt ihm jene hinreißende Kraft, gegen welche Neid und Kritik nichts vermochten. Den Chor der Alten aber hat Racine in seiner Athalie, obwohl mit Aenderung und selbstständiger Aneignung, aber wie mir es scheint, für diesen Zweck sehr glücklich,

und mit hoher Poesie wieder eingeführt. Wäre das französische Trauerspiel auf diesem Wege, welchen die beyden ersten Dichter in den Werken ihrer höchsten Begeisterung bezeichnet, weiter fortgegangen, so würde es dem der Alten viel ähnlicher an Schwungkraft und Hoheit geworden seyn; viele der engen Fesseln, welche aus bloß prosaischem Mißverstand hervorgegangen waren, würden von selbst weggefallen seyn, und freyer würde es sich in einer freylich dann ganz anders gestalteten Form, bewegt haben.

Da es aber im Allgemeinen herrschender dramatischer Gebrauch wurde, den lyrischen Bestandtheil aus der Anlage des alten Trauerspiels wegzulassen, so entstand daraus ein großes Mißverhältniß. Besonders bey solchen mythologischen Gegenständen, die auch bey den Alten behandelt worden waren, und wie sie ungefähr ein Trauerspiel ausgefüllt hatten. Fiel der lyrische Bestandtheil weg, so war nun die Handlung nicht reichhaltig genug; da ergriff man dann jene Mittel, um den leeren Raum auszufüllen, die auch schon bey den Alten zur Zeit des Verfalls der tragischen Dichtkunst zu gleichem Zwecke gedient hatten. Man machte die Handlung verwickelter durch hineingelegte Intriguen, welche der Würde und dem Wesen des Trauerspiels ganz zuwider sind, oder man setzte alles in die Rhetorik der Leidenschaften, wozu in jedem tragischen Stoff leicht die mannigfaltigste Veranlassung

sich findet. Dieß ist nun eigentlich die glänzende Seite des französischen Trauerspiels, darin hat es eine hohe und fast unvergleichliche Stärke, und dadurch entspricht es so ganz dem Charakter und dem Geist der Nation, bey welcher die Rhetorik in allen Verhältnissen einen herrschenden Einfluß behauptet hat, und auch noch behauptet, und welche selbst im Privatleben zu einer solchen Rhetorik der Leidenschaften sich hinneigt. Es ist diese allerdings auch in einem gewissen Maaße ein nothwendiges und unentbehrliches Element der dramatischen Darstellung. So ausschließend herrschend aber, wie im französischen Trauerspiele, darf dieses einzelne Element nicht seyn; zweckwidrig wenigstens wäre es, was sich bloß auf die französische National-Eigenthümlichkeit gründet, als Regel auch für andre Nationen aufstellen zu wollen, die vielleicht mehr Sinn für die Poesie, als angebohrnes Talent zur Rhetorik haben.

Die Vorliebe für diesen rhetorischen Theil des Trauerspiels ist bey den Franzosen so groß, daß ihre Bewunderung und Beurtheilung eben daher weit mehr auf einzelne Stellen gerichtet ist, als auf das Ganze. Sehen wir aber auf dieses, und sehen wir auf die Stücke, die eine wahrhafte und poetische Auflösung haben, so werden wir finden, daß auch in dieser Hinsicht das französische Trauerspiel sich mehr an das Alterthum anschließt, und meistens mit einem voll-

kommenen Untergang endet, ohne alle Milderung oder mit einer noch halbschmerzlichen Versöhnung; seltner aber, wie doch der christliche Dichter vorzüglich dahin streben sollte, auf den Kampf wie in der Athalia des Racine, Sieg folgen, oder aus Tod und Leiden ein neues Leben in höherer Verklärung hervorgehen läßt, wie in der Alzire von Voltaire, meinem Gefühle nach seinem Meisterwerk, worin er als wahrer Dichter und seiner beyden Vorgänger ganz würdig erscheint.

Dreyzehnte Vorlesung.

Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Bossuet, Pascal. Veränderung der Denkart, Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des französischen Atheismus und Revolutionsgeistes.

Das siebzehnte Jahrhundert war reich an ausgezeichneten und großen Schriftstellern, nicht bloß in dem Gebiete der schönen Litteratur, Dichtkunst und Beredsamkeit, sondern auch in den Wissenschaften und in der Philosophie. Jene Philosophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts, welche während desselben sich über alle Theile der Litteratur verbreitete, ja selbst auf die Schicksale der Menschheit und der Nationen einen so entscheidenden Einfluß gewonnen hat, ist von einigen großen Denkern im siebzehnten Jahrhundert veranlaßt worden; obgleich man zum Theil sehr weit von dem Geiste und der ursprünglichen Absicht und Meinung der ersten gepriesenen Erfinder und Stifter dieser neuen Denkart abgewichen ist. Es ist

nothwendig, den Baco, Descartes, Locke und einige andere von den Heroen des siebzehnten Jahrhunderts wenigstens in Erinnerung zu bringen durch eine kurze Charakteristik, um alle die geistigen und sittlichen Wirkungen, welche Voltaire und Rousseau nicht bloß auf Frankreich, sondern auf ganz Europa gehabt haben, und überhaupt den Geist des achtzehnten Jahrhunderts, richtig schildern und verstehen zu können.

Das sechzehnte Jahrhundert war das Zeitalter des noch gährenden Kampfes, und erst gegen das Ende desselben fing der menschliche Geist an, sich von der gewaltsamen Erschütterung zu erhohlen und zu sammeln. Erst mit dem siebzehnten begannen jene neue Wege des Nachdenkens und des Forschens, welchen jetzt die Bahn geöffnet war, nach der geschehenen Wiederherstellung der alten Litteratur, der erweiterten Natur- und Erdkunde, und der durch den Protestantismus verursachten allgemeinen Erschütterung und Trennung des Glaubens. Derjenige, welcher hier vor allen andern zuerst genannt werden muß, ist Baco. Dadurch daß er die Wißbegierde und den Untersuchungsgeist aus den leeren Wortstreitigkeiten der erstorbenen Schulen in die Welt, in die Erfahrung und vor allem in die lebendige Natur zurückführte, ist er der Vater der neuen Physik geworden; viele und richtige Entdeckungen hat er selbst gemacht, und vollendet, unzählige andre veranlaßt oder geahndet und zur Hälfte

errathen. Durch diesen reichen und thätigen Geist befruchtet, sind alle Erfahrungswissenschaften unermeßlich erweitert, und ganz verändert worden, und eben dadurch hat selbst die allgemeine Geistesbildung, ja man darf sagen, die gesammte Lebenseinrichtung des neuern Europa, eine ganz andre Gestalt gewonnen, die zum großen Theil von diesem Manne, als erstem Urheber ausgegangen ist. Zu tadeln, gefährlich, ja fürchterlich in den letzten und äußersten Wirkungen und Folgen war es freylich, wenn Baco's Nachfolger und Vergötterer im achtzehnten Jahrhundert, nun auch das aus der Erfahrung und Sinnenwelt hernehmen wollten, was sie nie enthalten können; das Gesetz des Lebens und des Handelns, und den Inbegriff des Glaubens und des Hoffens; und wenn sie jede Hoffnung und jede Liebe, welche die gemeine sinnliche Erfahrung nicht sogleich zu bestätigen schien, als Schwärmerey, mit schnöder Verachtung von sich warfen. Alles dieß war aber ganz gegen den Geist, gegen die Absicht und Denkart des Urhebers. Ich erinnere hier nur an den einen bekannten Ausspruch von ihm, der auch jetzt noch nicht veraltet ist; daß die Philosophie nur an der Oberfläche berührt und gekostet, zum Unglauben und zum Atheismus führe; tiefer geschöpft aber, die Verehrung der Gottheit, und den festen Glauben an sie, über alles bekräftige und stark mache. Nicht bloß in der Religion, auch in der Naturwissen-

schaft selbst, glaubte dieser große Denker an vieles, was seinen Anhängern und Bewunderern der spätern Zeit durchaus nur für Aberglauben gegolten haben würde. Man darf auch nicht wähnen, daß dieß bloß ein todter Gewohnheits-Glauben, oder noch nicht überwundenes Vorurtheil der Erziehung und seines Zeitalters gewesen sey. Denn gerade seine Aeußerungen über solche Gegenstände der übersinnlichen Welt tragen am meisten das originelle Gepräge seines hellschauenden und durchaus eigenthümlichen Geistes. Er war eben so empfänglich als erfinderisch, und weil sich ihm die Welt der Erfahrung in einem ganz neuen Lichte gezeigt hatte, so war ihm doch keinesweges jene höhere und göttliche Region der geistigen Welt, die weit über die gemeine, sinnliche Erfahrung hinaus gelegen ist, deßhalb verschwunden oder unsichtbar geworden. Wie wenig er selbst Antheil hatte, ich will nicht sagen an dem rohen Materialismus seiner Nachfolger, sondern selbst an der geistigen Naturvergötterung, welche aus der so reich und vielfach erweiterten Naturwissenschaft, im achtzehnten Jahrhundert, vorzüglich in Frankreich und auch in Deutschland hier und da hervorging, das mag folgender Ausspruch von ihm über das eigentliche Wesen einer richtigen philosophischen Naturansicht bestätigen. An der Naturphilosophie der Alten, meint er, sey das zu tadeln, daß sie die Natur für ein Bild der Gottheit hielten; da doch

der Wahrheit gemäß, womit auch die christliche Lehre übereinstimme, nur der Mensch, ein Bild und Ebenbild Gottes genannt werden können, die Natur aber kein Spiegel, Gleichniß und Abbild desselben, sondern das Werk seiner Hände sey. Baco meint hier unter der Naturphilosophie der Alten, wie man selbst aus dem ihr zugeschriebenen, allgemeinen Resultate sieht, nicht irgend ein einzelnes System, sondern überhaupt alles das Beste und Vortrefflichste, was die Alten von der Naturphilosophie wußten und dachten, wobey er vielleicht nicht bloß die eigentliche Naturwissenschaft, sondern selbst ihre Mythologie und Natur-Religion mit im Sinne hatte. Wenn Baco nach der christlichen Lehre dem Menschen allein das Vorrecht beylegt, ein Bild der Gottheit zu seyn, so ist dieß nicht so zu verstehen, als ob dem Menschen diese hohe Würde und Eigenschaft deßhalb zukäme, weil er der höchste Gipfel, die rechte Blüthe und der mannichfaltigste, geistige Inbegriff der Natur ist; sondern unmittelbar ist ihm nach jener Ansicht, diese Aehnlichkeit und Ebenbildniß durch göttlichen Anhauch und göttliche Liebe zugetheilt worden. In dem bildlichen Ausdruck, die Natur sey nicht Spiegel und Gleichniß Gottes, sondern das Werk seiner Hände, liegt, wenn er nach seiner ganzen Tiefe verstanden wird, der vollkommne Aufschluß über das wahre Verhältniß der sinnlichen und der übersinnlichen Welt, der Natur und

der Gottheit. Es liegt darin vor allem, daß die Natur nicht selbstständig, sondern von Gott zu einem bestimmten Endzweck hervorgebracht worden; und es ist überhaupt jener einfache Ausspruch Baco's über die Naturphilosophie der Alten, und über seine eigne und die christliche, eine leicht verständliche und klar ausgedrückte Richtschnur, um das rechte Mittel zu treffen zwischen einer gottvergessenen Naturanbethung, und dem finstern Naturhaß, worin eine einseitige Vernunft nicht selten verfällt, die bloß auf das Sittliche gerichtet, sich die Natur nicht zu erklären vermag, daher auch das Göttliche nur sehr unvollkommen versteht. Die richtige Unterscheidung und das wahre Verhältniß zwischen der Natur und der Gottheit, ist der Hauptpunkt nicht bloß für das Denken und Glauben, sondern auch für das Handeln und Leben. Es durfte dieser Gegenstand, und der Ausspruch Baco's, der das eigentliche Resultat seiner ganzen Denkart über die Natur enthält, wohl um so eher berührt werden, da noch zu unsrer Zeit die Philosophie meistens nur zwischen jenen zwey Extremen getheilt ist; dem einer verwerflichen Naturvergötterung, welche den Schöpfer nicht von seinen Werken, Gott nicht von der Welt unterscheidet, oder auf der andern Seite dem Haß und der Abläugnung solcher Naturverächter, deren Vernunft ganz in ihrer Ichheit befangen ist. Der rechte Mittelweg zwischen diesen beyden Irrthümern von

entgegengesetzer Art, oder die wahre Anerkennung der Natur äußert sich zunächst wohl in dem Gefühl unsrer innigen Verwandtschaft mit ihr, zugleich aber auch des unermeßlich weiten Abstandes, der uns von ihr trennt, und uns über sie erhebt, und dann in der ehrfurchtsvollen Erforschung und Bewunderung alles dessen in der Natur, was noch auf etwas anderes und höheres deutet, als sie selbst, allein und an sich ist; alle jene Spuren, welche liebevoll oder furchtbar, wie ein stummes Gesetzbuch oder weissagende Verkündigung die Hand verrathen, welche sie bildete, oder die Absicht, der sie dienen sollen.

Nicht mindern Einfluß als Baco auf Philosophie und allgemeine Denkart, hatte im siebzehnten und im größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts, Hugo Grotius auf die praktische und politische Welt, und auf die Sittenlehre der Nationen in ihren gegenseitigen Verhältnissen. Und zwar einen sehr glücklichen und heilsamen Einfluß; denn da das religiöse Band, welches ehedem die Nationen des Abendlandes zu einem Staatensystem vereinte, jetzt getrennt war, da Machiavells, die Gerechtigkeit und alles was heilig ist, nicht achtende Staatskunst, immer mehr und immer allgemeiner die Richtschnur wurde, wornach man handelte, so war es die größte Wohlthat, dem in Bürgerkrieg sich selbst zerstörenden Europa wieder ein Recht zu geben, welches ein allgemeines wäre, für die im

Glauben getrennten, in Leidenschaft entbrannten, durch eine unredliche Staatskunst irre geleiteten und mißbrauchten Völker. Als eine solche Richtschnur wurde die Lehre des Grotius auch anerkannt. Es ist ein erhebender Gedanke, daß ein Gelehrter, ein Denker, ohne eine andre Macht als die seines Geistes und seines redlichen Willens, der eigentliche Stifter eines solchen neuen Völkerrechts zu seyn vermochte; und wie er dadurch die Verehrung seines Zeitalters gewann, so verdient er nicht minder die Achtung und den Dank der Nachwelt. Als System betrachtet, mag das von Hugo Grotius und seinen Nachfolgern begründete und eingeführte Völkerrecht sehr mangelhaft erscheinen, und dürfte schwerlich die Probe aller dagegen zu machenden Einwürfe eines Skeptikers bestehen. Das religiöse Band des ältern Staatenvereins war eigentlich unersetzlich. In Ermanglung jenes jetzt getrennten Bandes wurde die Gerechtigkeit nun vorzüglich nur auf die, dem Menschen angebohrne, ihm wesentlich und nothwendig zukommende, gesellschaftliche Anlage und Bestimmung gegründet. Je mehr das allgemeine Recht bey den Nachfolgern des Grotius allein auf die Natur und die Vernunft gegründet, und aus diesen abgeleiteten Quellen geschöpft, je mehr dabey die Beziehung auf die erste Quelle aller Gerechtigkeit bey Seite gesetzt wurde; je unvermeidlicher war es, daß sich die Theorie und selbst das praktische Völ-

kerrecht auf der einen Seite in eine Menge unnützer und zum Theil unauflöslicher Spitzfindigkeiten und Streitigkeiten verwirrte; auf der andern Seite auch in ganz wilde und irrige Folgerungen ausartete. Was ist nicht endlich aus dem Naturrecht, und dem Vernunftstaate in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geworden, in der Meinung wie in der Ausführung? Indessen blieb es eine große Wohlthat, daß durch jenes, seit Grotius von neuem verbreitete und anerkannte Völkerrecht dem hereinbrechenden Strom der Zerstörung wenigstens ein volles Jahrhundert lang und darüber, ein hinreichender Damm entgegengesetzt werden konnte. Auch von 1648 — 1740 sind wohl einzelne öffentliche und große Ungerechtigkeiten eines Staates oder einer Nation gegen die andere geschehen, aber es wurde doch allgemein dagegen reclamirt; es war schon ein großer Gewinn, daß Gewalt und Habsucht an rechtliche Formalitäten vielfach gebunden war, und wenigstens den Schein der Gerechtigkeit zu behaupten suchen mußte. Selbst von 1740 — 1772 fanden diese wohlthätigen Wirkungen noch Statt; in geringerm Maaße selbst noch von jener Epoche, wo die europäische Gerechtigkeit die zweyte große und allgemeine Verletzung erlitt, bis auf die neuern Zeiten, wo die Verhältnisse der Staaten und Völker von Grund aus verändert, und damit auch die alten For-

men und bisherigen Regeln als nicht mehr anwendbar, befunden worden sind.

Unter den Schriftstellern, welche auf die praktische Welt, und auf die politischen Verhältnisse von Europa den größten und allgemeinsten Einfluß gehabt haben, ist der des Grotius entschieden der heilsamste gewesen, wir mögen ihn nun mit dem des Machiavell vor ihm, oder Rousseau's nach ihm vergleichen.

Außer seinen Bemühungen für die Wiederherstellung und Anerkennung der Gerechtigkeit und ihrer Theorie, bewährte sich der redliche Wille des Hugo Grotius auch in dem Versuch die Wahrheit der Religion in der Gestalt eines förmlichen, und so zu sagen rechtlichen Beweises aufzustellen. Es war eine von den indirekten Wirkungen des Protestantismus, daß die Religion fortdauernd der Gegenstand eines Streits, und daher immer mehr als Verstandessache behandelt ward, was allerdings auch schon ursprünglich in dem Geiste des Stifters der zweyten Hauptparthey unter den Protestanten, des Calvin lag. Grotius hat in jenem Versuch, der immer mehr Bedürfniß schien, viele Nachfolger gefunden, und seine Absicht dabey war unstreitig die lobenswertheste. An und für sich könnte es eher als ein Beweis angesehen werden, daß der religiöse Sinn schon sehr abgenommen haben muß, wo man das, was seiner Natur nach bloß Sache des innigsten Gefühls und lebendigen Glaubens

seyn kann, anfängt immer mehr als eine Sache des Verstandes, und als Gegenstand einer gelehrten Streitigkeit zu betrachten, und endlich wohl gar die Wahrheit der Religion, wie eine bürgerliche Proceßsache entscheiden, oder wie es später Pascal im Sinne hatte, gleich einer geometrischen Aufgabe zur glücklichen Auflösung bringen will.

Nicht so groß und verdienstlich als die philosophische Denkart und Bestrebungen jener beyder Männer kann ich die des Descartes finden, dessen Einfluß auf sein Zeitalter wie auf das nachfolgende eher schädlich und irre leitend war, als heilsam und wahrhaft erweiternd. Überhaupt scheint mir Descartes ein Beweis zu seyn, daß man wenigstens auf dem bisher betretenen, und üblichen Wege dieser Wissenschaft ein großer Mathematiker seyn kann, was Descartes für sein Zeitalter anerkannt war, ohne deshalb ein glücklicher Philosoph zu seyn. Zwar sind die Hypothesen und Wirbel, aus denen Descartes in der Physik nicht bloß alles Einzelne, sondern auch die Entstehung der Welt herleiten wollte, längst vergessen; sein System überhaupt hat nur kurze Zeit eine vorübergehende Herrschaft genossen, und hat sich außerhalb Frankreich nicht sehr allgemein verbreitet; indessen sind doch auch seine philosophischen Hypothesen und Wirbel nicht ohne bedeutende Einwirkung und Nachwirkung, auf den Geist des siebzehnten und dadurch selbst des achtzehnten Jahr-

hunderts geblieben. Besonders seine Methode, wie er es nennt, oder die Art und Weise, wie er die Philosophie anfing, hat viele Nachfolger gefunden. Er wollte schlechthin und ganz durchaus ein Selbstdenker im strengsten und vollkommensten Sinne des Worts seyn. Zu diesem Endzweck nahm er sich vor, alles was er bisher gewußt, geglaubt, gedacht hatte, völlig zu vergessen, und ein für allemahl ganz von vorn anzufangen. Daß dabey die vor ihm gewesenen Philosophen und Forscher von dem angehenden Selbstdenker nicht geschont, daß ihr Ansehen gänzlich verworfen, und ihre Bemühungen als nicht vorhanden betrachtet wurden, versteht sich von selbst. Wenn es möglich wäre den Faden des überlieferten Denkens, woran wir schon durch die Sprache ganz unauflöslich gekettet sind, mit einem Mahle nach Willkühr, wirklich und in der That abzureissen, so würden die Folgen davon doch nicht anders als zerstörend seyn können. Es ist grade wie wenn man in der politischen Welt das Rad des öffentlichen Lebens glaubt eine Weile anhalten und hemmen zu können, um statt der Verfassung, wie die Nation selbst im Lauf und Kampf der Zeiten sie sich angebildet hat, schnell eine andre, ein besseres Räderwerk, oder etwa eine vollkommene Constitution aus dem reinen Vernunftstaate hinein zu werfen. Daß die Wahrheit eben so wenig als eine rechte Verfassung durch ein solches plötzliches Vergessen und Verwerfen

alles Vergangne erreicht werden kann, ist durch die Geschichte der Philosophie seit mehr als zwey Jahrtausenden wohl hinreichend bewährt, wo sich Beyspiele im Ueberfluß finden von einer solchen seynsollenden Selbstdenkerey und ihren Früchten. Die natürlichsten Folgen derselben sind, daß man die ersten und gewöhnlichsten Fehltritte in welche die menschliche Vernunft bey dem Versuch, die Wahrheit durch eigne Kraft allein zu erforschen, zu gerathen pflegt, nicht kennt und nicht vermeidet; Irrthümer also unnütz wiederhohlt, und wohl gar für Entdeckungen hält, die schon unzählige mahl vor uns aus dem gleichen Grunde begangen und auch wiederlegt und verbessert wurden. Was das gänzliche Vergessen alles dessen betrifft, was die Vorgänger gethan oder versucht hatten; so ist es so wenig möglich, dieses Gelübde der Selbstständigkeit und einer vollkommenen Denkfreyheit und Denkeigenheit streng zu halten, daß Descartes nicht der einzige unter diesen alles Andre und Alte verachtenden Selbstdenkern ist, dessen originellste Meinungen und angebliche Erfindungen doch nur von den Vorgängern entlehnt sind, wenn gleich in andre Worte und Formen eingekleidet; freylich oft nur aus unbestimmter Erinnerung entlehnt, mit einer halben Selbsttäuschung, und wenigstens nicht mit einem vollkommen deutlichen Bewußtseyn der Entlehnung. Man rechnet es dem Descartes zu einem großen Verdienst an, Geist und

Materie auf das strengste gesondert zu haben. Es muß schon auffallend und sonderbar scheinen, daß man den Unterschied zwischen dem Gedanken und dem Körper anzuerkennen und festzustellen, als etwas so neues und eignes betrachten konnte. So unbefriedigend aber und bloß mathematisch, wie Descartes diesen Unterschied auffaßte, war nicht einmahl etwas dadurch gewonnen, indem man sich nun in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelte, über den Zusammenhang zwischen Leib und Seele, und wie eine gegenseitige Einwirkung zwischen beyden möglich sey. Ueberhaupt blieb es von Descartes an, der Philosophie eigen, nur immer hin und her zu schwanken zwischen dem eignen Ich, und der äußern Sinnenwelt; bald wollte man alles aus dem Ich heraus grübeln, bald warf man sich ganz in die Sinnenwelt, um alle Wahrheit aus ihr abzunehmen oder hervorzukünsteln und zu experimentiren, auch jene sittliche und göttliche, welche sie nie enthalten kann. In jedem Falle aber blieb der Zusammenhang zwischen dem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt völlig unbegreiflich, weil man die höhere göttliche Region ganz verlohren hatte, auf deren Boden beyde ruhen, und aus deren Lichte beyde erst erhellt und erklärt werden können. Noch rechnet man dem Descartes zum Verdienste an, das Daseyn Gottes aus der Vernunft, streng wie einen geometrischen Satz erwiesen zu haben. Dieses Verdienst, wenn

es anders für ein solches gelten kann, ist wenigstens nicht das seinige; denn es ist dieses durchaus entlehnt von den ältern Philosophen des Mittelalters, die von Descartes und von seinem Zeitalter sonst so sehr herabgesetzt wurden. Aber freylich war dieses von ihnen in einem ganz andern Sinne und Geiste geschehen, als beym Descartes und in der nachfolgenden Zeit. Die höchste aller Wahrheiten von der man ohnehin und auf ganz anderm Wege auf das gewisseste und unerschütterlichste überzeugt, und welche der innerste Lebensgeist und Mittelpunkt aller andern Ueberzeugungen und Gedanken, ja auch aller thätigen Zwecke und Einrichtungen des Lebens geworden war, auch noch durch diesen, wie zum Ueberfluß hinzugefügten Beweis aus der Vernunft zu bestätigen, das war die Meinung jener Aeltern. Wie jedes Geschöpf oder Naturwesen auf eine oder andre Art die unerforschliche Größe des Werkmeisters unwillkührlich verkündet, so sollte auch die menschliche Vernunft, sonst so eitel auf sich und ihre eigne Kraft und Geschicklichkeit, in den allgemeinen Chor zur Verherrlichung Gottes mit einstimmen. Oder auch so wie man in menschlichen Angelegenheiten es als den höchsten Triumph einer guten und gerechten Sache ansieht, wenn selbst der Feind und Gegner gezwungen wird, die Gerechtigkeit und Wahrheit derselben nothgedrungen, und ungern einzugestehen, so sollte auch die Vernunft des Menschen

ein Zeugniß ablegen für die göttliche Wahrheit. Wird aber das Daseyn Gottes, welches wir zunächst durch innere Wahrnehmung kennen lernen, wie beym Descartes vorzüglich, ausschließend und allein aus der Vernunft erwiesen, so wird Gott dadurch in einem gewissen Sinne von der Vernunft abhängig gemacht, oder wohl gar mit ihr gleichgestellt und identificirt. Auch hat es nie gelingen wollen, und wird nie gelingen, da wo jene innere Wahrnehmung fehlt, oder das Gewissen und andere Organe desselben erloschen sind, das Daseyn Gottes denen, die es nicht fühlen und glauben, anzudemonstriren.

Die Nachfolger und Anhänger des Descartes bildeten in Frankreich eine eigentliche Secte, die auf kurze Zeit herrschend ward. Doch erhielten sich einzelne Geister unabhängig und blieben fest in ihrer religiösen Gesinnung, wenn sie auch jenes System zum Theil annahmen, so weit es ihnen damit vereinbar schien. Dieß gilt von Malebranche, der sich jedoch von den unauflöslichen Schwierigkeiten, die einmahl in Descartes Ansicht lagen, besonders über das Verhältniß zwischen dem Gedanken und dessen äußern Gegenstand, über den Zusammenhang zwischen Geist und Materie, nicht heraus wickeln konnte. Als Gegner des Descartes, als kritischer zweifelnder Philosoph und Vertheidiger der Offenbarung ward Huet berühmt, und ganz unabhängig von jenem eigentlich philosophischen und

metaphysischen Streit und Gebieth, schrieb Fenelon in der schönsten Sprache jenes Zeitalters, was ihm sein liebevolles Gemüth eingab. Mehr als alle diese, wirkte, um die religiöse Denkart allgemein aufrecht zu erhalten, ein anderer Mann, welchen zu erwähnen ich absichtlich bis hieher aufgeschoben habe. Es ist Bossuet, als Schriftsteller, in Beredsamkeit und Sprache anerkannt einer der Ersten, die Frankreich jemahls hervorgebracht hat. Man dürfte zwar vielleicht Zweifel hegen, ob der Glanz einer solchen Beredsamkeit den Wahrheiten der Religion angemessen und ob nicht für die Einfalt des Christenthums ein ganz kunstloser und bloß herzlicher Vortrag der beste sey. Wenn dem aber auch an und für sich so wäre; für jene, wie für jede Zeit der kämpfenden und im Streit befangenen Religion, der noch angefochtnen, noch nicht ganz triumphirenden Wahrheit, war ein Redner wie dieser, ausgerüstet mit solcher Kraft eines gesunden umfassenden Verstandes, und der herrlichsten Rede, ein hohe Wohlthat. Auch muß man in Erwägung ziehen, daß Bossuets Beredsamkeit ja nicht bloß auf den eigentlich theologischen Inhalt beschränkt war; indem alles was nur immer im Leben und in der Sittenlehre, in der Kirche und im Staat, in der Politik und Geschichte, und überhaupt in der Welt zu ernsten Betrachtungen auffordern, und einladen kann, bey diesem würdigen Manne in Beziehung stand auf seine religiöse Ansicht,

und mit in den Umkreis der Gegenstände gehört, denen er sich widmet.

Ist es erlaubt in Darstellung und Sprache einen Redner mit Dichtern zu vergleichen, so möchte ich im Bossuet etwas finden, was ihn sogar noch um eine Stufe höher stellt, als die größten unter den französischen Dichtern, welche seine Zeitgenossen waren. — Das Vollendete und Vollkommene in der Kunst und im Styl ist eingeschlossen in einer bestimmten Sphäre, welche in der Mitte liegt zwischen dem Erhabenen und Großen, und zwischen dem ganz Ausgebildeten, und was eben dadurch auch Anmuth und Reitz hat. Von beyden Seiten sind die Abweichungen leicht, und werden häufig gefunden. Es giebt Dichter und Schriftsteller, die groß sind und erhaben, aber ohne gleichförmig ausgebildet und vollendet, oder überall harmonisch zu seyn. Andere neigen sich bey einer solchen vollendeten Gleichförmigkeit schon etwas zum allzu Sorgfältigen und Weichlichen, oder es fehlt ihnen die Kraft des Erhabenen; sie sind edel und fein, aber ohne Größe. Voltaire hat dieß wohl im Auge gehabt, da wo er die Fehler seiner beyden Vorgänger in der Tragödie seiner Nation aufdeckt, welche zu übertreffen sein höchster Ehrgeitz war. Leicht wird es ihm im Corneille einzelne Stellen aufzufinden, wo er die Sprache als veraltet, noch rauh, oder durch Uebertreibung und falschen Schwulst auch wirklich tadelhaft darstellen kann.

Mir scheint es fast, er habe den Corneille, eben weil er seiner Natur verwandter war, mehr gefürchtet, und sich wohl getraut im Schwung der Leidenschaft und durch das ihm eigene Feuer, den Racine zu übertreffen, an dem er jenes Erhabene, und die höchste feurige Kraft vermißte. Allerdings mag diese seine Ansicht von Racine im Ganzen ungerecht gefunden werden; sieht man auch nur bloß auf die Rhetorik der Leidenschaft, so kommt unter so vielen andern französischen Tragödien, die nach eben diesem Ziele streben, schwerlich eine der Phädra ganz gleich; der Schwung einer andern, viel höhern Begeisterung athmet in der Athalia. Ist in andern Stücken, wie Berenice, mehr bloß eine harmonische Ruhe der Darstellung, und Feinheit der Charakteristik hervortretend, so brachte es die Natur des Gegenstandes so mit sich. Doch so viel wird man dem Voltair zugeben können, daß Racine als Dichter noch größer und vollkommener seyn würde, wenn er bey der harmonischen Vollendung in der Sprache und Verskunst die er besitzt, bey diesem edlen, feinem Gepräge, was seine Darstellung und Gesinnung so eigen auszeichnet, hie und da etwas mehr noch besäße von jenem erhabenen Aufschwunge, der bey Corneille oft fast verschwendet, und durch den Ueberfluß weniger wirksam wird. Diese Vereinigung aber findet sich, was Sprache und Darstellung betrifft, im Bossuet, so weit ein Redner diese Vergleichung zuläßt. Bey der streng-

sten Reinheit und Ausbildung, einem nie verletzten Adel in der Sprache, ist er durchgehends, wo es der Gegenstand erlaubt, groß und erhaben, ohne doch je ins Schwülstige zu fallen. Gern stimme ich daher den strengen französischen Kritikern bey, in ihrem Urtheil von der hohen Vortrefflichkeit dieses Mannes und seiner Schriften, um so mehr da sie nicht bloß ein Vorbild des vollkommenen Styls und Ausdrucks, sondern auch eine reiche Quelle und Vorrathskammer der heilsamsten, erhabensten Wahrheiten sind.

Noch von einer andern Seite ließe sich der Vorzug ins Licht stellen, welchen Bossuet als Schriftsteller und Redner, selbst vor den großen Dichtern seiner Nation und seiner Zeit behauptet. Die französische Litteratur ist in vielen wesentlichen Beziehungen eine den früher gebildeten Nationen des Alterthums nachgebildete, zum Theil auf diese Nachahmung gegründete Litteratur, eben so wie es auch die römische im Verhältniß zu der griechischen war. Dieses ist an sich kein Tadel, es ist in einem gewissen Maaße unvermeidlich, für alle später emporgekommenen und ausgebildeten Völker, besonders solche, deren Geist, wie der der Römer und Franzosen, mehr auf das äußere praktische Leben, als auf die innere geistige Thätigkeit gerichtet ist. Es würde ganz verfehlt seyn, die römische Litteratur von Seiten des erfinderischen Geistes der griechischen gleich stellen zu wollen; ich habe mich aber be-

müht zu zeigen, wie sie, ungeachtet sie in der Poesie und eigentlichen Philosophie so weit nachstehen muß, doch gerade durch ihre römische Gesinnung, und die in allen Werken und Schriftstellern herrschende Idee von Rom, eine ihr ganz eigenthümliche Würde besitzt. Eine solche hohe, alles beherrschende Idee, giebt ein inneres Gegengewicht, giebt dem Geiste Festigkeit, Charakter und Würde. Eben dieses bewirkte im Bossuet die ihn beseelende, religiöse Ueberzeugung, die bey ihm nicht bloß ein Gewohnheits-Glauben, sondern der Geist seines Lebens, ihm zur andern Natur und eine alles, was in seinem Kreise lag, in klarer Anschauung umfassenden Weltansicht geworden war. Eben dadurch ist er so selbstständig in seiner Art, und bewegt sich auch den Alten gegenüber so frey und unabhängig, die doch in Styl und Redekunst auch seine Vorbilder, in der Geschichte seine Lehrer und Quellen waren. Was den Römern auch als Schriftstellern die Idee ihres Vaterlandes und der großen Roma war, und was diese Idee ihnen gab, das hätte in dem katholischen Frankreich, wenn Bossuets Geist der allgemein herrschende gewesen wäre, die Religion, das Christenthum in viel höherm Maaße seyn, und ein starkes Gegengewicht der geistigen Freyheit gegen das oft niederdrückende und beengende Vorbild des Alterthums gewähren können. Dieß war aber so wenig allgemein der Fall, daß der vortrefflichste Dichter, welchen Frankreich jemahls

hervorgebracht hat und der zugleich der religiöseste war, durch den Zwiespalt seiner innern Ueberzeugung und der dramatischen Kunst, die er nach dem Vorbilde der Alten übte, mitten in der Laufbahn zu einer höhern Vollendung aufgehalten wurde. Es ist bekannt wie Racine, der den jansenistischen Meinungen zugethan war, durch eine gewisse falsche Strenge und Frömmeley an seiner Kunst irre ward, und lange für das Theater, das ihm schlechthin verwerflich schien, nicht arbeiten wollte. Man kann diese übertriebene sittliche Aengstlichkeit des Dichters an dem Menschen liebenswürdig finden, wie dann auch in seinem Privatleben, und in seinen Briefen viele Spuren eines solchen ihn beseelenden tiefen Gefühls sich zeigen. War auch jene Ansicht von der unbedingten Verwerflichkeit des Theaters nicht die rechte, so war doch allerdings in der tragischen Kunst und Darstellung damahliger Zeit, manches was mit der christlichen Denkart und Sittenlehre wirklich nicht wohl übereinstimmte. Immer aber bleibt es ein Beweis von einer großen Disharmonie, und besser wäre es doch gewesen, Racine hätte seinen Glauben und seine Kunst in Uebereinstimmung zu bringen gewußt, wozu er in der Athalia wenigstens den Anfang gemacht, und den Weg gezeigt hat. Wie weit steht aber auch in dieser Hinsicht die Dichtkunst der Spanier über der französischen! Bey jenem so durchaus katholischen Volke stand Religion und Dichtung,

Wahrheit und Poesie nie in störendem Widerstreit, sondern in der schönsten Harmonie.

Die Parthey der Jansenisten hat Frankreich mehrere sehr ausgezeichnete Schriftsteller gegeben, unter denen ich nur den Pascal nennen darf; im Ganzen aber haben diese Streitigkeiten einen entschieden nachtheiligen Einfluß auf die französische Litteratur gehabt. An den Gegenstand, den es eigentlich betraf, wird es hinreichend seyn, nur mit wenigen Worten zu erinnern. Es war ein Streit, der so alt ist als die menschliche Vernunft und auf ihrem Gebiete auch durchaus unauflöslich; der Streit nähmlich über die Freyheit des Menschen und wie dieselbe mit der Nothwendigkeit der Natur, oder der Allmacht und Allwissenheit Gottes vereinbar sey. Aber eben weil dieser Streit ganz der Vernunft angehört, hätte er innerhalb der Religion eigentlich nie Statt finden sollen. Daher haben auch die Stellvertreter und Vertheidiger derselben nie einen andern als einen bloß negativen Antheil daran genommen, bloß zur Vermeidung der beyden gleich verwerflichen Extreme; und als im fünften und sechsten Jahrhundert die Lehre von der Freyheit und dem eignen Verdienst des Menschen an seiner Tugend, so vorgetragen ward, als ob er ganz unabhängig von Gott, und seiner Hülfe nicht bedürftig sey, so ward dieß von den Vertheidigern der Wahrheit bestritten, wiederlegt und verworfen; eben so wie im sechszehnten

und siebzehnten Jahrhundert der entgegengesetzte Irrthum verworfen ward, als man dem Menschen, um sich zu retten und seine Bestimmung zu erreichen, alle Mitwirkung, ja allen eignen und freyen Willen absprach, und ihn einer unbedingten Vorherbestimmung unterwarf, wie nach der Lehre der Alten von einem unerbittlichen dunkeln Schicksal, oder nach dem Glauben der Mahomedaner an ein alles vorher bestimmendes Fatum. Besonders schädlich ward dieser Streit auch noch durch die Art, wie er geführt ward. Pascals Provinzial-Briefe sind durch reichen Witz und durch die Vortrefflichkeit der Sprache classisch in der französischen Litteratur geworden; soll man sie aber ihrem Inhalt und Geist nach bezeichnen, so sind sie nicht anders als ein Meisterwerk der Sophistik zu nennen. Alle Künste derselben biethet er auf, seine Gegner, die Jesuiten so verächtlich und gehässig als möglich zu schildern. Daß dabey der Wahrheit auf vielfältige Weise große Gewalt geschehen, wird wohl keiner, der mit der Geschichte dieser Zeit und ihrer Meinungen bekannt ist, jetzt noch abläugnen. Wäre aber auch von diesem berühmten Schriftsteller, der an Geist, Witz und Sprache Voltaire's Vorgänger war, der Wahrheit im Einzelnen weniger oft zu nah geschehen als es doch wirklich der Fall ist, welche nachtheilige Folgen mußte nicht diese streitsüchtige Rechthaberey und bittere Spottsucht, auf dem Gebiete der Religion schon

an und für sich hervor bringen. Jetzt ward dieselbe gegen die bloß anders denkenden, und ihm persöhnlich verhaßten von einem Manne wie Pascal ausgeübt, dem es im Allgemeinen doch Ernst war mit der Religion, die er sogar geometrisch erweisen wollte. Wie bald konnten aber diese Waffen gegen die Religion selbst gewandt werden! Und dieses geschah auch; die von Pascal mit so viel Witz und Kunst in der gewandtesten Sprache ausgebildete und geschärfte Sophistik ward ein gefährliches verwundendes Werkzeug, und ein schneidendes Messer in Voltair's Hand, so wie er eine reiche Vorrathskammer im Bayle fand, der schon vor ihm den ganzen Reichthum seiner litterarischen Kenntnisse benutzt hatte, um überall Zweifel, Einwendungen, Spott und Einfälle gegen die Religion anzubringen, und von allen Seiten wie ein kleines Gewehrfeuer gegen die noch unerschütterte Burg des Glaubens zu richten.

Ueberhaupt neigte sich die philosophische Denkart in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts immer mehr zum Schlechtern. Wie nah, ohne des großen Mannes eigentliche Schuld, von Bako's neuem Geistesweg, der Uebergang lag zum entschiedensten Unglauben und Materialismus, lehrt das Beyspiel von Hobbes. Indessen für die Lehre von dem unbedingten Recht des Stärkern, zu der er sich ganz ohne Rückhalt bekannte, war das Zeitalter damahls noch nicht

reif genug. Mit einer solchen eigentlich atheistischen Ansicht von der politischen wie von der physischen Welt, hätte er ein Jahrhundert oder anderthalb Jahrhunderte später kommen müssen. Allgemeinern Eingang fand dagegen Locke, eben weil seine Denkart mit den anerkannten sittlichen Grundsätzen und Gefühlen seiner Zeit nicht so im Widerstreit, und sein Vortrag, obwohl etwas weitschweifig, doch leicht faßlich war, oder wenigstens schien. Im Wesentlichsten war es doch dasselbe, ja es war um so schädlicher, da der Irrthum unter dieser gemäßigten Form desto mehr Raum gewann. Daß keine Art von Glauben oder höherer Hoffnung eigentlich Stand halten kann, wenn alle Wahrheit in dem engen Umkreis unsrer Sinne und der sinnlichen Erfahrung beschlossen liegt, das ist wohl einleuchtend. Bey Locke selbst vertrug sich der Glauben an eine Gottheit noch mit seiner übrigen Denkart, weil es sehr häufig geschieht, das gerade der, welcher einen neuen Geistesweg zuerst bahnt und betritt, die Folgen, die ganz unmittelbar daraus hervorgehen nicht sieht, oder doch sich nicht eingesteht. Man muß bey dieser Ansicht streng genommen allem weitern Denken entsagen, sich bloß an die Empfindung, an die Sinnenerfahrung, und den Sinnengenuß halten; und so haben denn auch viele auf Locke's Nahmen und Rechnung gelebt, wobey sie sich noch für vorurtheilsfreye Selbstdenker hielten. Wenn man aber weiter nachdenkt

über das, was denn nun eigentlich der Gegenstand dieser sinnlichen Erfahrung ist und dann über die Kraft, welche sie in sich aufnimmt, oder aus ihrer Mischung entsteht und hervorgeht, so entstehen eine Menge von Zweifeln und zum Theil sonderbare Vorstellungsarten, wie dieß besonders in England der Fall war. Die Frage nach dem was im Hintergrunde dieses lebhaften Gemähldes der Sinnenwelt eigentlich ist und vorgeht, läßt sich nun einmahl nicht abweisen, wenn man noch so oft vorgiebt, das man ihr entsagen wolle; und so ist die Anfangs so bescheiden auftretende Lehre, daß es keine andere Erkenntniß gebe, als die aus den Sinnen und der Erfahrung geschöpfte, gewöhnlich nur ein entschiedener, obwohl nicht in den Worten deutlich anerkannter, sondern verschleyerter Materialismus, wie es in Frankreich diese Wendung nahm, wo derselbe aber bald den Schleyer abwarf. — Indirect, obwohl ganz gegen seine Absicht, hat auch Newton zu der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts beytragen müssen; indem die Anhänger der neuen Denkart sich auf seine große Autorität beriefen, und nach solchen Entdeckungen in der Physik alles auch ohne Religion, durch jene zu leisten und aus ihr allein zu erklären möglich schien. Aber sowohl Newton als Bako würden sich mit Befremden und Unwillen von denen weggewandt haben, welche sie im achtzehnten Jahrhundert vergötterten. Dem ersten ist auch bey aller

übrigen Bewunderung von seinen philosophischen Nachfolgern, die Anhänglichkeit an das Christenthum als eine besondere Geistesschwäche, an einem sonst so großen Manne oft genug vorgeworfen worden. In vielen von seinen Aussprüchen über die Gottheit und ihr Verhältniß zur Natur, spricht nicht bloß ein begeistertes Gefühl, sondern es ist auch ein tiefer Sinn darin, und jenes eigenthümliche Gepräge, welches beweist, daß er selbst über den höchsten Gegenstand des Nachdenkens viel und auf eigene Wege nachgedacht hatte, wenn er auch nicht eigentlich Philosoph war, und von der Metaphysik nichts wissen wollte.

Im achtzehenten Jahrhundert waren die Engländer überhaupt vor allen andern Europäern, das herrschende Volk auch in der litterarischen Welt. Die ganze neuere französische Philosophie ist ausgegangen von der des Baco, Locke und andrer Engländer, doch entlehnten sie nur das System selbst in seinen ersten Grundzügen von diesen; es nahm aber bald in Frankreich eine ganz andre Gestalt an, als in England selbst. In Deutschland dagegen hat der neue Aufschwung der Litteratur in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vorzüglich durch die Poesie und Kritik der Engländer den ersten Anstoß und seine herrschende Richtung erhalten.

Voltaire war es vorzüglich, welcher die Philosophie des Locke und Newton zuerst in Frankreich ein-

führte. Sonderbar ist es, wie er die wundervolle Größe der Natur, so wie dieselbe sich jetzt von der Wissenschaft mehr und mehr enthüllt zeigte, ungleich seltner anwendet zur Verherrlichung des Werkmeisters, sondern meistens nur zur Erniedrigung des Menschen, und um diesen, als einen unbedeutenden Erdwurm, herabzusetzen gegen die Unermeßlichkeit aller dieser Sonnenwelten und Sternenheere. Als ob der Geist, als ob ein Gedanke, der eben diese ganze Sonnen- und Sternenwelt umfaßt, nicht etwas andres und größeres wäre, als sie; als ob Gott wäre wie ein irdischer Monarch, der unter den Millionen die er beherrscht, vielleicht die ihm nie zu Gesicht gekommenen Bewohner eines kleinen Dorfs, an der Grenze seines weitläuftigen Reichs zu vergessen, in Gefahr seyn könnte. Es hat überhaupt das achtzehnte Jahrhundert von der erweiterten Naturkunde, die es als ein herrliches Erbtheil von dem siebzehnten empfing, fast durchgehends nur einen die höhere Wahrheit zerstörenden Gebrauch gemacht. Ein eigentliches System des Unglaubens, überhaupt feste Grundsätze, eine bestimmte philosophische Meinung, oder auch nur eine bestimmte Form des philosophischen Zweifels findet sich bey Voltaire nicht. Wie die Sophisten des Alterthums, die Gewandheit und die Kunst ihres Geistes darin bewährten, daß sie zuerst die eine, dann die andre der ersten grade entgegengesetzte Meinung mit aller Be-

redsamkeit aufstellten und vortrugen, so schreibt auch Voltaire ein Buch gegen die Vorsehung, und ein andres dafür. Doch ist er hier in so weit redlich, daß man leicht gewahr wird, an welches von beyden Werken er am meisten mit Liebe gearbeitet. Ueberhaupt überließ er sich nach Laune und Gelegenheit in unzähligen einzelnen Angriffen und Einfällen seinem Witz und seiner Abneigung gegen das Christenthum, zum Theil auch gegen alle Religion. In dieser Hinsicht wirkte sein Geist wie ein ätzendes und zerstörendes Mittel zur Auflösung aller ernstern, moralischen und religiösen Denkart. Doch scheint es mir, daß Voltaire mehr noch als durch seine Religionsspöttereyen durch den Geist und die Ansicht geschadet habe, welche er über die Geschichte verbreitet hat. Wie in der Poesie so fühlte er auch hier wohl, woran es der Litteratur seiner Nation fehle. Seit dem Cardinal Retz hatte sich der Reichthum an historischen Denkwürdigkeiten, die lebhaft geschrieben, auch durch ihren Inhalt anziehend und merkwürdig waren, so sehr vermehrt, daß sie fast eine eigene Litteratur für sich bilden, und es ist dieß unstreitig eine der glänzendsten Seiten der gesammten französischen Litteratur überhaupt. Freylich fällt die Geschichte dadurch zu sehr in den Conversationston, sie zersplittert sich ins Einzelne, und löst sich endlich auch zum großen Nachtheil der historischen Wahrheit ganz auf in eine zahllose Menge von Anek-

boten. Wenn aber auch diese Fehler vermieden werden, wenn die Behandlung noch so geistreich ist, so ist es am Ende doch nur eine Gattung, es sind nur Vorarbeiten und Materialien zu einer Geschichte, nicht diese selbst in der vollen Bedeutung des Worts. Wenigstens ist von den geistvollsten Denkwürdigkeiten, noch ein großer Abstand bis zu der Kunst der Geschichtschreibung, so wie die Alten sie geübt, oder unter den Neuern Machiavell. Einige lebhafte Erzähler, einige gut gesammelte und zusammengestellte, auch in der Schreibart lobenswerthe Bearbeitungen der ältern Geschichte hatte die französische Litteratur aufzuweisen; eine wahrhaft classische Nationalgeschichte, ein großes historisches Originalwerk besaß sie nicht. Auch diesen Mangel der Litteratur seiner Nation fühlte Voltaire, und wollte ihn nach dem ihm eigenen, alle Fächer umfassenden Ehrgeiz selbst ersetzen. Daß ihm dieß von Seiten der Kunst nicht ganz gelungen, daß er als Geschichtschreiber und selbst in der Darstellung und Schreibart, wie sie der Geschichte angemessen ist, ich will nicht sagen, mit den Alten, sondern auch mit den besten Engländern, mit Hume und Robertson, die Vergleichung gar nicht aushalten kann, das wird jetzt selbst in Frankreich allgemein anerkannt. Desto allgemeiner hat sein Geist auf die Ansicht von der Geschichte überhaupt gewirkt, auch auf die Engländer, besonders auf Gibbon, und ist fast herrschende historische Denkart des

achtzehnten Jahrhunderts geworden. Das Wesentliche dieser von Voltairen ausgegangenen historischen Denkart besteht, in dem überall und bey jeder Gelegenheit und in allen möglichen Formen hervorbrechenden Haß, gegen die Geistlichen und Priester, gegen das Christenthum und alle Religion. In der politischen Ansicht herrscht eine wenigstens einseitige und für das neuere Europa oft gar nicht anwendbare Vorliebe für alles Republikanische, oft mit einer ganz unrichtigen Beurtheilung oder mangelhaften Kenntniß des wahren republikanischen Wesens und Geistes. Bey den Nachfolgern ging es bis zum entschiedenen Haß gegen alles Königthum und den Adel, überhaupt also gegen die ältere Staats- und Lebens-Einrichtung, die unter dem Nahmen Feudal-Verfassung jetzt unbedingt herabgewürdigt ward, ungeachtet doch Montesquieu noch ihren Werth anerkannt, und ihre Eigenthümlichkeit mit Geist charakterisirt hatte. Wie sehr dadurch vieles in ein falsches Licht gestellt, wie sehr die geschichtliche Wahrheit darunter leiden, und die ganze Vergangenheit verkannt werden mußte, das fängt man seit den letzten Jahrzehnden durch die Fortschritte einer gründlicheren Geschichtsforschung an einzusehen. Denn nachdem die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts sich in sich selbst vollkommen zerstört hatte, und die Religion, welche sie zerstören wollte, siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, ist auch in der Geschichte und

Vergangenheit alles mehr und mehr in sein natürliches Licht getreten. Doch bleiben noch viele Verfälschungen, historische Irrthümmer und Vorurtheile über die Vergangenheit zu berichtigen übrig; in keinem andern Gebiet ist es der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in dem Maaße gelungen, ihren Geist zu dem ganz allgemein herrschenden zu machen, und sich tief bis in das Innerste fest zu wurzeln, als grade in dem der Geschichte, wo die Absicht und das Falsche, dem der nicht selbst forscht, weniger in die Augen fällt, als wenn jener Geist unverhohlen als philosophische Lehre und Meinung auftritt.

Bey Voltaire kommt nun noch etwas Persönliches hinzu, was seine historische Ansicht noch auf andere Weise beengt und unrichtig macht. Er geht nicht undeutlich darauf aus, alle andern Zeiten vor Ludwig dem Vierzehnten als Zeiten der Finsterniß, und alle andern Nationen außer der seinigen, als einen Haufen von Barbaren darzustellen. Jener vielgepriesene Monarch erhält dadurch in den Dramen der Votairischen Welt- und Geistesgeschichte des Menschen die große Rolle, daß er zuerst über jenes Chaos von Barbarey, das auf den Ruin aller andern Zeiten und Nationen gegründet ist, sein schöpferisches: Es werde Licht, aussprechen muß. Doch werden die großen Schriftsteller unter Ludwig, und auch Locke und Newton im Grunde nur noch als die ersten ankündigenden Strahlen der anbrechenden Mor-

genröthe gepriesen. Die vollkommene Mittagssonne, diese ganze Lichtüberschwemmung der Aufklärung und Denkfreyheit war unstreitig nach Voltaire's Meinung einer etwas spätern und ihm näher liegenden Zeit vorbehalten. So sehr er indessen geneigt war, der Eitelkeit seiner Nation zu huldigen, so hatte er doch manchmahl Augenblicke von Laune oder Unzufriedenheit, wo er sich offenherziger, ja mit Bitterkeit über sie äußerte, wie in dem bekannten Ausspruch, daß ihr Charakter aus dem des Tiegers und des Affen zusammengesetzt sey. In andern gemäßigter abgefaßten und weniger bittern Urtheilen Voltaire's über seine Nation, sieht man allerdings, wie sehr er an Verstand über sie hervorragte, wie ganz er sie kannte, und durchschaut hatte; was er aber fast immer nur gelegentlich in solchen Anfällen von Offenherzigkeit mittheilt.

Zu der Entwicklung der Philosophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts hat Montesquieu vorzüglich wohl in so fern beygetragen, als er zu allen diesen im Einzelnen oft so vortrefflichen sinn- und lehrreichen politischen Bemerkungen und Gedanken seinen Lesern keinen festen Maaßstab und Mittelpunkt der Einheit gab, der freylich in den meisten Gebieten des menschlichen Thuns und Denkens damahls schon verlohren war. So ward denn allerdings auch durch diesen an Kenntniß, Geist und Denkkraft ausgezeichneten und großen Schriftsteller die allgemeine Erschüt-

terung aller Grundsätze nur vermehrt, indem ohne einen solchen leitenden Haltpunkt, der Geist des Zeitalters auf dem weiten Meere aller dieser politischen Kenntnisse und Einfälle doch nur umher geworfen ward, wie ein Schiff auf den Wogen ohne Compaß und Anker.

Die Veranlassung zu erhebenden Gedanken und Gesinnungen, selbst zu religiösen Gefühlen und Ansichten, sind in der Natur so vielfältig, und man möchte sagen, mit verschwenderischer Hand ausgestreut, daß es uns nicht befremden darf, wenn wir mehrere unter den eigentlichen großen Naturforschern Frankreichs, an der herrschenden irreligiösen Denkart keinen Antheil nehmen, oder sie doch weniger darin verstrickt, und wenigstens hie und da zu einer höhern und geistigern Ansicht sich aufschwingen sehen. So scheint mir Büffon, obwohl manche seiner Meinungen mit der positiven Religion nicht übereinstimmen, andre die Prüfung der Philosophie nicht bestehen mögen, so wenig er selbst ganz frey war von den materiellen Banden der damahls über alles sich erstreckenden durchaus physikalischen Ansicht der Welt und aller Dinge; dennoch unstreitig auch in Beziehung auf die Gesinnung und das religiöse Gefühl, wenigstens vergleichungsweise zu den Besserdenkenden des achtzehnten Jahrhunderts zu gehören. Unter den spätern darf ich nur an Bonnets redlichen Eifer erinnern.

Die gesellschaftliche Bildung und Lebenseinrichtung hatte sich in dem neuern Europa und besonders wohl in Frankreich allerdings in manchen Stücken so weit von der Natur entfernt, daß es vielleicht verzeihlich war, wenn ein rastlos forschender, unruhiger Geist jetzt gerade zu dem entgegengesetzten Extrem überging. Wie wenig indessen die ausschließende Naturverehrung und Bewunderung, auf den Menschen angewandt, für das Leben ein sicherer Leitfaden und Führer seyn könne, das kann Rousseaus Beyspiel am besten zeigen. In Rücksicht des Gefühls und des Eifers der ihn beseelte, steht Rousseau als Denker nicht nur weit über Voltaire, sondern auch wohl allen andern französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts voran, in dieser Hinsicht ganz einzeln und abgesondert von ihnen. Er hat demungeachtet auf seine Nation und sein Zeitalter vielleicht noch nachtheiliger gewirkt. Erst dann wenn eine starke Seele leidenschaftlich nach der Wahrheit strebt, sie auf falschem Wege suchend nicht finden kann, den Irrthum statt der Wahrheit ergreift, erst dann nimmt der Irrthum einen recht gefährlichen und furchtbaren Charakter an, und vermag auch die edlern Gemüther, wo es an Festigkeit in der allgemeinen Denkart fehlt, mit fortzureißen. Diese Festigkeit, und die alten Grundsätze zu erschüttern und aufzulösen, dazu hat Voltaire's Witz am meisten gewirkt, und dadurch hat er Rousseau den Weg gebahnt,

auch solche Gemüther durch seine begeisternde Beredsamkeit mit in den Strudel des Zeitgeistes hinein zureißen, welche durch die bloße Sophistik des Witzes sich nie hätte irre machen lassen. Zwar erregte Rousseau's Gemählde vom wilden Naturstande, und seine Theorie von einem rein demokratischen Vernunftstaate anfangs wohl mehr Erstaunen als Ueberzeugung. Da es ihm aber gelang, in der Erziehung der Stifter einer ganz neuen Epoche und Methode zu werden, und diese nun nach ihm häufig auf eine ähnliche isolirte Naturentwicklung des Einzelnen, ohne positiven Glauben, und ohne Rücksicht auf die Verkettung aller Einzelnen in ihrem bürgerlichen Zusammenhange, angelegt und wirklich ausgeführt wurde, so darf es uns nicht befremden, daß ein Menschenalter später auch die seltsamsten seiner politischen Natur-Ideen ausführbar schienen. So wie die erweiterte Naturkunde größtentheils nur zur Verderbung der sittlichen Denkart, zu Angriffen gegen den Glauben, oder wohl gar zur entschiedenen Gottesläugnung mißbraucht wurde, so ward auch von der so herrlich erweiterten Menschen- und Völker-Kunde im achtzehnten Jahrhunderts vielfältig eine ganz verkehrte Anwendung gemacht. Rousseau bewunderte und vergötterte am meisten die Wilden, worin ihm viele folgten. Wie sehr man aber auch die Schilderung der Reisebeschreiber von den amerikanischen oder andren Wilden verschönern und ausschmü-

cken mochte, um das Ideal eines wahrhaft unverkünstelten und ganz reinen Naturstandes herauszubringen; immer blieb die nicht bloß bey den Kannibalen, sondern auch bey den andern Wilden besonders in Amerika verbreitete Gewohnheit des Menschenfressens eine gewisse Störung für die Begeisterung der Bewunderer; bis endlich das Zeitalter, frey von allen Vorurtheilen, auf eine Höhe stieg, wo auch dieser an den gepriesenen Wilden noch haftende Fehler nicht mehr so bedeutend schien. Bey Voltaire und auch sonst bey vielen andern französischen Schriftstellern nach ihm, ist eine fast eben so weitgehende Vorliebe für das andere Extrem sichtbar, was der wilden Freyheit in der ganzen Völkerwelt und dem möglichen Menschen Zustande am meisten entgegensteht; für die Chinesen nähmlich, deren höchst policirte, und mit der regelmäßigsten Gleichförmigkeit durchgeführte Lebenseinrichtung ungefähr dem gleicht, was man späterhin mit einem eigenem Kunstworte, den Despotismus der Vernunft nannte. Einem Zeitalter, welches mehr und mehr eine wohleingerichtete Polizey an die Stelle der unnütz gewordenen Religion und sittlichen Begeisterung setzen wollte, und die Vervollkommnung einiger Fabriken als die einzige und höchste Bestimmung der menschlichen Gesellschaft, als den Gipfel der Aufklärung aber die sogenannte reine Sittenlehre ansah, die ohne alle Schwärmerey, einzig zur Beobachtung aller Polizey-

Gesetze, und zur allgemeinen Verbreitung eines wolthätigen Fabrikenfleißes hinführt; einem solchen Zeitalter mußte eine Nation unaussprechlich gefallen, welche eine solche reine Sittenlehre ohne Religion, der Angabe nach seit Jahrtausenden besitzt, und viele Jahrhunderte vor den Europäern gedruckte Zeitungen besaß; eine Nation, welche in Porcellan die saubersten Arbeiten und Darstellungen verfertigt, und das Papier, daß große Vehikel des Zeitalters, noch ungleich dünner und feiner zubereitet als selbst in Europa geschieht. Zu beklagen indessen wäre das neuere Europa, wenn es, wie man erst durch ein Experiment sich überzeugt hat, daß die Nachahmung der Karaiben doch für das jetzige Zeitalter nicht recht ausführbar sey, auch nur durch Erfahrung, wenn gleich eine vorübergehende, sich sollte überzeugen können, das jener Despotismus der Vernunft, daß die chinesische Einförmigkeit der Staats und Lebenseinrichtung nicht durchaus wohlthätig wirkend, noch für den Menschen angemessen, und an sich die rechte sey.

Voltaire und Rousseau haben die Denkart des achtzehnten Jahrhunderts am meisten und zuerst bestimmt; andere haben sehr mächtig mitgewirkt den Zeitgeist in der einmahl genommenen Richtung weiter fort zu bewegen, und die Philosophie der Sinnlichkeit, welche Locke veranlaßt hatte, aber viel entschiedener in den Grundsätzen und kühner in den Folgen,

weiter zu entwickeln, und zur allgemein herrschenden Denkart zu machen. Mit welchem Erfolge auch für das Leben, kann man an Helvetius sehen. Denn als dieser Eigennutz, Eitelkeit und Sinnengenuß als die wahren, alles bestimmenden Triebfedern, das einzige Reelle im Leben, und die allein vernünftigen Zwecke eines aufgeklärten Menschen darstellte, so fand man bloß, daß er das allgemeine Geheimniß der ganzen Welt verrathen habe. Nicht etwa der Geist, war diese Lehre, denn einen solchen außer der Materie gebe es nicht, unterscheide den Menschen vom Thier, sondern vorzüglich die Hände und Finger. Ein Vorzug, den allerdings der Affe noch einigermaßen mit dem Menschen zu theilen schien. Auch fing einigen Philosophen der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Affen jetzt in der That an, etwas zweifelhaft zu erscheinen, und man stritt darüber, ob nicht gewisse Stufenübergänge zwischen beyden möglich seyen, oder sonst Statt gefunden haben. Es wäre wohl zu wünschen, daß Rousseau, was er Anfangs im Sinne hatte, und nur aus persönlicher Rücksicht unterließ, gegen die Philosophie des Helvetius, um sie zu bekämpfen, öffentlich aufgetreten wäre. Nach seiner ganzen Art und Weise, würde der Streit ihn veranlaßt und angespornt haben, seine eigene Denkart und Philosophie viel bestimmter zu entwickeln, was gewiß sehr zum Vortheil von beyden gewesen seyn würde; denn es lag neben

allem Verderblichen, doch auch ein Keim und erster Grund zum Guten darin.

Die letzte Stufe in dem Gang der französischen Philosophie vor der Revolution, bezeichnet der genialische Diderot. Denn ich darf es wohl als bekannt voraussetzen, daß Diderot der eigentliche Mittelpunkt und Lebensgeist, nicht bloß der Encyklopädie, sondern auch des Systems der Natur, und vieler andern in einem ähnlichen Geiste geschriebenen, eigentlich atheistischen Werke gewesen sey. Er hat weit mehr im Verborgenen gewirkt als öffentlich; er stand darin über Voltaire und Rousseau, daß er freyer von schriftstellerischer Eitelkeit, und daß es ihm bloß um die Sache zu thun war. Was ihn beseelte, war ein wirklich fanatischer Haß, nicht bloß gegen das Christenthum, sondern gegen jede Art von Religion. Daß diese ohne Unterschied Aberglauben und bloß zufällig entstanden sey, aus dem Schrecken, welches die Naturrevolution, deren Spuren die Erde noch so deutlich zeigt, dem Ueberreste eines halb zerstörten Menschengeschlechts eingeprägt habe, ist die Lieblingsmeinung dieser Secte. In mehreren ihrer Schriften ist auch der Nahme des Atheismus nicht vermieden, und es ist ganz unverschleyert ausgesprochen, daß der Atheismus um das Menschengeschlecht recht glücklich zu machen, allgemein herrschende Denkart werden müße. Dieß hat sich nun in der Erfahrung, wo es theilweise versucht wor-

den durchaus nicht bestätigen wollen. Die wildeste Ausgeburth dieses atheistischen Systems, ist wohl jene bekannte mythologische Erklärung des Christenthums, nach welcher Christus bloß ein astronomisches Sinnbild, und historisch nie vorhanden war, die zwölf Apostel aber den Zeichen des Thierkreises entsprechen. Die Denkart, welche aus diesem System für das Leben hervorging, löst sich auf in dem bekannten, noch vor der Revolution schon deutlich genug ausgesprochenen Wunsch; daß man den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters möchte erwürgen können.

Vierzehnte Vorlesung.

Leichtere Geistesprodukte der Franzosen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Litteratur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rousseaus und Buffons Prosa. Volkslieder in England. Neueres italiänisches Theater. Kritik und historische Kunst der Engländer. Skeptische Philosophie und moralischer Glauben. Rückkehr zu einer bessern und höhern Philosophie in Frankreich. Bonald und St. Martin. William Jones und Burke.

In allen leichtern Gattungen von Geisteswerken der Einbildungskraft und des Witzes ward die französische Sprache seit Ludwig dem Vierzehnten fortdauernd reich angebaut. Doch waren auch hierin die älteren Zeiten die glücklichern. Kein andrer Lustspieldichter nach ihm hat den Moliere erreicht; Lafontaine's eigne Anmuth in einer kunstvoll nachlässig poetischen Art von Erzählung blieb unnachahmlich. Voltaire, der als Philosoph durch seine Denkart ganz der neuen Zeit angehört, und ihr den Weg bahnte, schließt sich in der

Poesie und Litteratur fast ganz an die ältere Epoche an, und bildet auf solche Weise den Uebergang und Vereinigungspunkt zwischen beyden. Im Lustspiel gelang es ihm ungleich weniger als im Trauerspiel; an Mannichfaltigkeit aber in vermischten, witzigen und flüchtigen Poesien jeder Art, that er es allen andern zuvor. Diese Richtung nahm jetzt vorzüglich die Gattung der kleinern Gedichte und Lieder in Frankreich; der gesellschaftliche Witz und Ton ward immer mehr darin herrschend, so wie hingegen in der lyrischen Poesie der Engländer der Gedanke, und ein oft in Beschreibungen übergehendes Naturgefühl. Je mehr die Poesie sich ganz auf die Gegenwart, und auf das gesellschaftliche Leben hinlenkt, je lokaler ist sie, und je mehr auch der Mode unterworfen. Viele Lustspiele, Romane, oder sonst gesellschaftliche Gedichte, aus dem Ende des siebzehnten oder dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die an sich geistvoll sind, und zu ihrer Zeit in Frankreich sehr berühmt waren, sind völlig veraltet mit den Sitten, dem Geist, der Zeit, die sie darstellten, und der sie dienten. Würde die Dichtkunst einer Nation sich ganz auf diese Gattungen und durchaus moderne Gegenständen beschränken; auf dramatische Sittengemählde ohne Dichtung, Erzählungen aus dem gesellschaftlichen Leben, und witzige Gelegenheitsgedichte, so würde es kaum möglich oder nöthig seyn, eine Geschichte oder Kritik von ihr

zu geben, eben so wenig als man die Ephemeren eines Sommerabends zum Gegenstande anatomischer Untersuchungen machen kann. Sie hätte alsdann keinen andern Zweck, als die leeren Zwischenstunden des gesellschaftlichen Lebens und Vergnügens auszufüllen, und wenn auch, um diesen Zweck zu erreichen und Wiederhohlungen zu vermeiden dabey bisweilen Gefühl und Leidenschaft angeregt, oder einige neue und geistvolle Gedanken ausgestreut würden; immer bliebe der Hauptzweck, ein bloßer Zeitvertreib zu seyn, derselbe, der auch ohne Poesie eben so gut und viel besser erreicht werden kann.

Allerdings gibt es in den gemischten und geringern Gattungen der Poesie, Hervorbringungen, welche eben so sehr den Stempel des Genies an sich tragen, als die ersten Werke der höhern Dichtkunst. Nur ist ihre Schönheit selten so allgemein; sie beruht oft fast ganz auf dem Ausdruck, und den Feinheiten desselben, die sich besser empfinden als beschreiben lassen. Ein Heldengedicht, ein Trauerspiel wird auch in einer fremden Sprache gefühlt, oft vielleicht mit sehr geringem Verlust, je vortrefflicher es an sich ist. Ich zweifle, daß jemahls ein Ausländer, wenn ihm auch die französische Sprache durch die vertrauteste Bekanntschaft ganz zur andern Natur geworden seyn sollte, in die gränzenlose Bewunderung mit seinem Gefühle ganz wird einstimmen können, mit welcher viele Fran-

zosen den Lafontaine erheben; das Naive, eine gewisse eigne Anmuth, ein Gepräge von Genie, erkennt ein jeder in ihm an, aber ein Franzose fühlt, und findet, und bewundert immer noch mehr darin, und dieses liegt in der Sprache, die ein Fremder doch nie bis zum völligen Gefühl aller Eigenheiten inne hat. Selbst Moliere's berühmtesten Charakterstücke sind für die Bühne und lebendige Darstellung jetzt schon völlig veraltet, und werden nur noch im Lesen bewundert. So hoch man sie aber auch als einzelne Werke und vielleicht mit Recht in der französischen Dichtkunst stellen mag, als Gattung und als Beyspiel für die Nachfolger haben sie nicht glücklich gewirkt. Die Charaktere von Labruyere oder Theophrast in dramatischer Einkleidung sind darum noch keine Poesie. Ist selbst die Rhetorik der Leidenschaften, wenn sie allein herrschend ist im Trauerspiel, der hohen Bestimmung desselben bey weitem nicht genügend; so ist die psychologische Zergliederung der Charaktere und Leidenschaften im Lustspiel ein noch viel weniger glückliches Surrogat für Poesie und Witz. Dieser Hang zur psychologischen Zergliederung wird dem höheren französischen Lustspiel im achtzehnten Jahrhundert häufig vorgeworfen. Leicht war von da der Uebergang zu den moralischen Abhandlungen in Form eines Lustspiels, welche Diderot zu unserm noch fortdauerndem Unglück erfunden hat.

Der ursprüngliche französische Charakter ist wohl ganz so leicht und fröhlich wie man ihn gewöhnlich schildert; in ihren Hervorbringungen des achtzehnten Jahrhunderts kann ich diesen fröhlichen Charakter aber durchaus nicht finden, auch wohl da, wo er ganz an seiner Stelle gewesen wäre. Dieß ist dem immer herrschender werdenden philosophischen und politischen Sectengeiste zuzuschreiben, indem aus dem Laufe der Begebenheiten selbst, es sich ganz natürlich erklärt, daß eine leidenschaftliche Rhetorik, immer mehr das Uebergewicht bekam, über jene altfranzösische fröhliche Poesie; wie sich denn unstreitig auch der Charakter der Nation im achtzehnten Jahrhundert wesentlich verändert hat. Zwar entsprach die herrschende Philosophie der Sinnlichkeit wohl der leichten scherzhaften Poesie einiger Dichter, aber sie führte manchen zu weit und über die Gränzen der Poesie hinaus. An und für sich ist der Materialismus der Dichtkunst ungünstig, und für die Fantasie ertödtend. Wer wirklich von der Lehre des Helvetius überzeugt ist, für den muß aller Zauber der Poesie verlohren gehen.

Auf der andern Seite standen die Freyheitsliebe und die Naturvergötterung, wie sie besonders bey Rousseaus Nachfolgern aus der neuen Philosophie hervorging, sehr im Widerspruch mit der Regelmäßigkeit der ältern französischen Dichtkunst des siebzehnten Jahrhunderts. Daher entstand auch ein geheimer in-

nerer Widerstreit und ein fortdauerndes Streben sich der strengen Herrschaft jener Regelmäßigkeit zu entziehen, was theilweise in eine förmliche Rebellion des Geschmacks ausbrach, und endlich eine völlige, wenn gleich nur vorübergehende litterarische Anarchie noch vor der politischen herbeyführte. Daher die Vorliebe für die englische Poesie. Schon Voltaire benutzte sie vielfältig im Einzelnen, oft insgeheim, während er sie im Allgemeinen, und öffentlich nicht selten verunglümpfte. Bey allen Bestrebungen der höheren Poesie besonders, ist dieser Einfluß der Engländer bis auf unsre Zeiten sichtbar. Die Versuche dem Trauerspiel mehr Freyheit der Bewegung, und mehr geschichtlichen Inhalt zu geben, ohne doch dabey das alte System ganz umzustossen, sind bis jetzt nur Versuche geblieben, und es ist noch nicht zu einem bestimmten Resultat gekommen. Die letzten Werke der höhern Dichtkunst, die in der Sprache für classisch gelten, sind Naturbeschreibende Gedichte von jener Gattung, welche den Engländern angehört. Eben daher mußte der Roman die Lieblingsgattung besonders für solche werden, deren Naturbegeisterung in den alten Formen sich gar nicht aussprechen konnte; denn diese Form, wenn man sie so nennen kann, war frey von allen den Fesseln, denen man sonst in der eigentlichen Poesie unvermeidlich unterlag. Wenn Voltaire seinen Witz und seine Philosophie darin einkleiden, Rousseau sei-

ne Begeisterung und Beredsamkeit darin niederlegen, Diderot seinen Muthwillen darin auslassen wollte, so wurde aus dieser Form alles, was diesen Schriftstellern von Genie daraus zu machen einfiel. Den ersten beyden folgten andere, indem sie einen ähnlichen Geist nur in einer mehr regelmäßig erzählenden Darstellung aus dem jetzigen Leben einzukleiden suchten. Ich darf nicht erst an solche Romane erinnern, in denen Voltaires Geist athmet, so wie er etwa im Candide sich darstellt. Andre folgten mehr dem Rousseau; wenigstens von ähnlicher Naturbegeisterung erfüllt, flüchteten Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand ihre Einbildungskraft und Darstellung in die amerikanischen Wildnisse, wo sie nun von jenen unerbittlichen Tyrannen des französischen Mutterlandes, dem Aristoteles und Boileau nichts mehr fürchten durften.

Voltaire, Rousseau und Diderot bedienten sich also oft des Romans ganz willkührlich, bloß als einer Form, um gewisse eigenthümliche Ideen, die sich in keine andre Form so gut fügen wollten, nieder zu legen. Betrachtet man aber den Roman als eine eigne Gattung der Poesie, und als regelmäßig erzählende Darstellung in Prosa, von Begebenheiten aus dem jetzigen gesellschaftlichen Leben; so haben auch in dieser Gattung die französischen Schriftsteller nicht selten die Engländer zum Vorbilde nehmen müssen, und kommen ihnen wohl nicht darin gleich. Als Erfinder und Darsteller nimmt

hier vielleicht Richardson die erste Stelle ein. Ist nun gleichwohl auch er veraltet, ist sein Streben nach dem Ideal und nach der höhern Dichtkunst nicht ganz gelungen, wird seine allzu große Ausführlichkeit peinlich und beschwerlich, so ist es vielmehr ein Beweis daß in der ganzen Gattung und in dem Versuch, die Poesie so unmittelbar an die Wirklichkeit anzuknüpfen, und in Prosa darstellen zu wollen, etwas nicht recht vollkommen Auflösbares, und etwas geradehin Verfehltes liegt. Unter den Nahahmern des Cervantes sind Fielding und Smollet immer noch die geübtesten; und selbst in den kürzern und einfachern Erzählungen ganz nach dem Leben, den Miniaturstücken dieser Gattung, die ihr eigentlich auch am besten gelingen, dürfte der Priester von Wakefield seinen Vorzug behaupten. Jene andere Art, die nicht mehr darstellt, oder bloß nach Laune, und endlich ganz in ein Spiel dieser Laune, der Empfindung und des Witzes sich auflöst, hat Sterne erst erschaffen.

Soll man Geisteswerke, die der Mode und dem täglichen Bedürfniß dienen, so wie andere Modewaaren beurtheilen, so scheinen mir auch in dieser Hinsicht, was die saubre Arbeit betrifft, die gewöhnlichen englischen Romane vor den französischen den Vorzug zu verdienen.

Ein anderer Vergleich, welcher den französischen Romanen in ihrer eigenen Litteratur nachtheilig ist,

und unstreitig auch der Entwicklung der Gattung sehr im Wege steht, ist der außerordentliche Reichthum an historischen Denkwürdigkeiten, Bekenntnissen, anziehenden Anekdoten- oder Brief-Sammlungen, die alle mehr oder minder sich der Natur des Romans etwas annähern. Mir ist nicht bekannt, daß irgend eine Erzählung von Marmontel ein so allgemeines Interesse erregt hätte, als seine Denkwürdigkeiten; und welcher andere französische Roman könnte wohl eine solche Wirkung hervorbringen wie Rousseau's Bekenntnisse!

Überhaupt wurde die Poesie im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich von der Prosa verdrängt, die sich während desselben, wenn auch mit einzelnen großen Abweichungen und Verirrungen, doch sehr reich und in den ersten Schriftstellern mit der höchsten Kraft der Beredsamkeit entwickelt hat. Voltaire's Styl in Prosa ist geistreich und witzig wie er selbst; er ist ihm und seiner Art durchaus angemessen. Sonst wird er, so viel ich weiß, von den strengern französischen Beurtheilern in der Sprache nicht für nachahmungswürdig gehalten, in der geschichtlichen Schreibart ist er es gewiß nicht. Diderots Art und Styl hat für manche Deutsche etwas Anziehendes, weil er etwas von jenem ästhetischen Kunstgefühl für die Schönheiten der bildenden Kunst hat, was bey den andern französischen Schriftstellern ganz vermißt oder doch so äußerst selten gefunden wird;

seine Sprache aber ist launenhaft und incorrect, und nicht von der reinen Anmuth, wie diese in den Werken des Witzes von den bessern französischen Schriftstellern erwartet wird. Am meisten werden im Styl mit Recht, Büffon und Rousseau als Darsteller und Redner bewundert. Kunstreicher im Einzelnen und auch im Periodenbau ist vielleicht der erste; nur wird es durch die Beschaffenheit seines Werkes herbeygeführt, daß er überall Episoden Raum giebt, um die Gedanken oder die Rhetorik die er im Vorrath hatte, auch da anzubringen, wo sie an sich nicht erfordert würden. Daß er in dem Artikel von den Tauben seine Theorie von der Liebe ausgeführt hat, mag natürlich scheinen. Weniger erwartet ist es aber, in dem Abschnitt von den Hasen eine ausführliche und auch an sich sehr rhetorische Betrachtung über die Völkerwanderung zu finden. Solche Freyheiten würde sich Aristoteles als Naturbeschreiber nicht erlaubt haben; in der strengen Angemessenheit bey der vollkommenen Klarheit der wissenschaftlichen Schreibart hat der Grieche den Vorzug, mit welchem zu wetteifern Büffons Ehrgeitz war. Ich würde daher denjenigen beystimmen, welche Rousseau den Vorzug geben, eben weil die Kunst im Einzelnen bey ihm weniger fühlbar ist als bey Büffon, und weil in seinen Werken mehr Einheit, wenn auch keine strenge Ordnung, doch ein eigner und sehr rednerischer Gang sich findet. Eben dadurch reißt er mehr fort als

durch einzelne Stellen. Wenn ich aber denen mit vollem Gefühl beystimme, welche Rousseau'n unter allen französischen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts für den Ersten an Kunst und Kraft der Rede halten, so kann ich doch auch denen meine Beystimmung nicht versagen, welche selbst von dieser hinreißenden Beredsamkeit bis zu Bossuets Größe noch einen sehr weiten Abstand finden.

Sollte das jetzige Verhältniß sich jemahls ändern, sollte dieses jetzt so herrschende Übergewicht der Prosa in der französischen Sprache und Litteratur sich vermindern, oder wenigstens doch daneben die Poesie in künftigen Zeiten wieder aufblühen, so würde ich glauben, daß dieß nicht durch die Nachbildung der Engländer, wie man bisher versucht hat, der sinkenden französischen Poesie aufzuhelfen, noch durch die Nachahmung sonst einer andern Nation geschehen wird, oder geschehen kann; sondern dadurch, daß man mehr zurückgeht im Geist, und die Poesie mehr zurückführt in die ältere französische Zeit. Die Nachahmung einer andern Nation führt nie zum Ziel, denn alles was diese in der Epoche ihrer vollendeten Entwicklung und auf der Höhe der Kunst hervorbringt, muß immer der nachbildenden fremd bleiben. Eine jede Nation darf aber nur zurückgehen auf ihre eigene ursprüngliche und älteste Poesie und Sage. Je näher der Quelle, je tiefer darausgeschöpft wird, je mehr tritt dasjenige hervor, was

allen Nationen gemeinsam ist. Die Poesie der Nationen, so wie diese selbst, berührt sich in ihrem Ursprung.

In England neigte sich die Poesie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch zum französischen Geschmack, der Einfluß desselben ist in Pope's correcter Sorgfalt sichtbar, wie in Addisons Versuch einer sogenannten regelmäßigen Tragödie. Indessen zogen doch beyde den Shakspeare und Milton wieder aus der Vergessenheit hervor; Pope's Übersetzung des Homer, so wenig sie der Einfalt des alten Sängers entsprach, vermehrte doch die allgemeine Vorliebe für den großen Dichter der Natur und der Vorzeit, und ist selbst ein Beweis von dieser Vorliebe. In Pope's eigenen Gedichten zeigt sich schon jene überwiegende Hinneigung zum Gedanken, welche das Lehrgedicht zur Lieblingsgattung der Engländer machte, und eine so große Anzahl von Versuchen in derselben erzeugte. Daß diese Gattung an sich etwas kaltes und unpoetisches hat, ist schon früher erinnert worden; daß sie sich bald erschöpfen muß, lehrt das Beyspiel der Engländer von neuem. Indessen waren die Gedanken und Betrachtungen bey ihnen oft auch mit Leidenschaft und Schwermuth gepaart, wie in des nächtlichen Young wilden Ergießungen. Gemäßigter und schöner sprach Thomson sein Gefühl aus, in der den Engländern eigenen Gattung des naturbeschreibenden Gedichts, die auch bey

andern Nationen so viel Nachfolge gefunden hat. Die Liebe zur Natur war es vorzüglich, welche auch dem Ossian so viele Freunde erwarb; und wenn auch nicht immer eine Ossianische Schwermuth und Youngsche Nachtgedanken, so ist doch allerdings wohl ein Geist der ernsten Betrachtung in den lyrischen Gedichten der Engländer im achtzehnten Jahrhundert weit herrschender, als in den französischen. Früh schon erwachte durch Percy und mit der Liebe zum Shakspeare, zugleich auch die Liebe zu den alten Balladen und Volksliedern; je größer nun der Reichthum derselben ist, den man aufgefunden hat, besonders der schottischen, je mehr scheint das Gefallen daran jede andere Gattung von Poesie verdrängt zu haben, den alltäglichen Hausbedarf von Romanen und Schauspielen ausgenommen. So fing also am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und im achtzehnten, die höhere Poesie in Frankreich an mit einer strengen zum Theil etwas willkührlichen Regel, und löste sich immer mehr auf in gesellschaftlichen Witz. In England begann sie mit ernsten Betrachtungen oder dichterischen Naturbeschreibungen, und endigte mit der allgemein verbreiteten Liebhaberey an den alten Volksliedern, einzelnen Anklängen von der verlohrnen Poesie einer noch ältern Zeit. Ob dabey jetzt noch Talente vorhanden sind, selbst im Stande auf eignem und neuem Wege zu dichten, ist mir nicht bekannt.

Die Poesie war überhaupt im achtzehnten Jahr-

hundert bey den meisten Nationen sehr in Abnahme, wenigstens gegen den Reichthum der ehemahligen Zeiten gehalten, selbst in Ländern wo die Poesie ganz in das Leben verflochten ist, wie in Spanien, oder wo der Geist der Kunst zum Charakter der Nation gehört, wie in Italien. Wenn aber auch in dem letzteren Lande für die höhere Poesie nichts neues hervorgebracht ward, was an die alten Werke reichte, so entwickelte sich dagegen das Theater jetzt desto mannigfaltiger. Im Metastasio, Goldoni, Gozzi, Alfieri, zeigen sich ganz vereinzelt alle diese Elemente eines poetischen Schauspiels, die auch bey uns, meistens aber in wunderlicher Vermischung die Bühne erfüllen. Im Metastasio finden wir die höchste musikalische Schönheit der Sprache; im Goldoni das gewöhnliche Leben, aber leicht und gefällig behandelt, Charaktere und Masken, und zwar nach italiänischer Sitte noch als wirkliche Masken, nicht wie bey uns in allerley Menschen verkleidet. In Gozzis fantastischen Volksmährchen, seinen Zauber und Spektakelstücken, sehen wir eine wahrhaft poetische Erfindungskraft; aber ohne die musikalische Ausbildung, ohne den Schmuck der Fantasie, wodurch die Poesie, die in ihnen liegt, erst ganz zur Erscheinung und zur Wirkung kommen würde; im Alfieri endlich ein Streben nach antiker Hoheit, was man schon als Streben, auch ohne bedeutendes Gelingen zu loben gewohnt ist.

Ich weiß nicht, ob man nicht auch von den neuern englischen Schauspielen in Vergleich mit den neuern französischen dasselbe rühmen kann, wie von den Romanen; das sie als poetische Manufakturwaare betrachtet, in Rücksicht der saubern, sorgfältigen und doch eleganten Ausarbeitung den Vorzug verdienen. Uns liegt das italiänische Theater näher, wegen der Aehnlichkeit mit dem unsrigen, wenigstens in der äußern Lage, und in der späten Entwicklung.

Die Kritik der Engländer und einige ihrer Schriften über Poesie, oder auch über bildende Kunst waren freyer, eigenthümlicher, und meistens auch gelehrter in der Kenntniß des Alterthums, als die französischen Schriftsteller dieser Gattung, entsprachen daher dem deutschen Geiste mehr. Doch hat die deutsche Kritik nur die erste Veranlassung von den Engländern Harris, Home, Hurd, Warton genommen, und sich bald durchaus selbstständig entwickelt, mehr vielleicht als irgend ein anderer Zweig unsrer Litteratur.

Wichtiger als alles was zu der dem Schönen gewidmeten Litteratur gehört, sind die großen Muster der Geschichtschreibung, welche England im achtzehnten Jahrhundert hervorgebracht, und aufgestellt hat. Sie haben darin alle andern Nationen übertroffen, wenigstens dadurch, daß sie die ersten waren, weßhalb sie auch den Geschichtschreibern der andern Nationen vielfältig zum Vorbilde gedient. Dem Hume wird

jetzt, wenn ich nicht irre, die erste Stelle unter den drey merkwürdigsten eingeräumt. So heilsam die skeptische Denkart dem historischen Schriftsteller für die Untersuchung der Thatsachen ist, wo sie fast nicht zu weit getrieben werden kann; so wenig ist doch diese Denkart, wenn ihre Zweifel alle sittlichen und religiösen Grundsätzen angegriffen, erschüttert und aufgelöst hat, demjenigen angemessen, der als der Geschichtschreiber einer großen Nation auftreten, und auch eine dauerhaft allgemeine Wirkung hervorbringen will.

Einseitige Grundsätze, eine Ansicht die nicht ganz die rechte ist, sind in diesem Falle noch besser und eher fruchtbringend, als gar keine, und als der ertödtende Mangel an Gesinnung, an Wärme und Liebe. Es bleibt alsdann nur der Hang zur Opposition gegen die herrschende Meinung, und zur Paradoxie übrig, als das einzige was dem historischen Werk bey dieser Sinnesart noch ein Interesse geben kann. Diese Neigung zur Opposition ist unverkennbar in Hume. Wie lobenswerth, wie heilsam es nun auch seyn mag, daß er, da übrigens in der Litteratur Englands der republikanische Geist der Whig-Parthey vielleicht für das fernere Wohl der Nation, auch jetzt noch wie damahls, viel zu allgemein herrschend ist, die Gegenseite ergriffen, und einen wichtigen Theil der englischen Geschichte mit Vorliebe für die unglücklichen Schicksale der Stuarts und für die Grundsätze der Tory's dargestellt; er bleibt

deßfalls doch mehr nur ein höchst merkwürdiger Partheygeschichtschreiber, in seiner Art und Ansicht allerdings der erste, als daß er ein wahres Nationalwerk von ganz allgemeinem Geist und Werth geliefert hätte. In den ältern Zeiten ist er ganz ungenügend, weil er für diese keine Liebe hatte, und sich nicht in dieselben zu versetzen weiß. In der Schreibart ist Robertson der anziehendste; sein Ausdruck ist gewählt, und auch obwohl geschmückt, dennoch klar und ohne Künsteley. Desto schwächer ist er von einer andern Seite, welche freylich die wichtigste seyn sollte, als Geschichtforscher in Rücksicht auf den Inhalt. Wie unzuverlässig, oberflächlich, voller Irrthümer er größtentheils in den Thatsachen sey, wird jetzt auch in England ziemlich allgemein anerkannt, so sehr man auch bey dem sinkenden und entarteten Geschmack in der Schreibart, die seinige als ein Vorbild aufzustellen nöthig findet. Nach meinem Gefühl ist er auch darin noch zu Wort- und Antithesenreich. Die Schönschreiberey und das Streben nach einer durchaus künstlerischen und rednerischen Behandlung in der Geschichte, scheinen mir etwas durchaus verfehltes und Irreleitendes zu seyn. Wollen wir die Geschichtschreibung als eine Kunst behandeln, so wird es schwerlich jemahls einer neuern Nation gelingen, darin die Alten zu erreichen, oder auch nur ihnen nahe zu kommen. Wir können sie aber vielleicht auf einem andern Wege übertreffen, wenn wir nähm-

lich die Geschichte mehr als Wissenschaft behandeln, wozu wir an Hülfsmitteln, Werkzeugen und Vorarbeiten so unendlich reicher ausgestattet sind, als sie es waren. Hat man dieses Ziel im Auge, so ist eine ganz einfache Schreibart die beste, wenn sie nur sorgfältig, überall angemessen, leicht und klar ist, ohne überflüssige Worte, gesuchte Kunst oder Nachahmung von rednerischen Wendungen und Prachtstücken. Sehr reichhaltig in Gedanken ist Gibbon; die Schreibart wird man im Einzelnen fast durchgehends vortrefflich ausgearbeitet finden, aber sie ist zu gekünstelt, und in ihrer Gleichförmigkeit das lange Werk hindurch, ermüdend. Sein Styl ist voll von lateinischen und französischen Wendungen und Worten; die englische Sprache, als eine von gemischter Natur, hat in Rücksicht der Worte und Wendungen, welche sie aus dem Lateinischen und Französischen, zu so vielen andern schon von Alters her aufgenommenen und eingebürgerten noch hinzu nehmen will, an und für sich keine ganz feste Gränzlinie. Jene halblateinische und gesuchte Manier der Schreibart, in welcher Gibbon sich auszeichnet, ward besonders durch den Kritiker Johnson verbreitet; jetzt scheint man wenigstens in den Grundsätzen davon zurückgekommen zu seyn, und betrachtet diese Manier nur als eine verfehlte, und als eine Verirrung gegen den Geist der Sprache. Im Innern ist Gibbon's Werk, so lehrreich und anziehend es

durch den Reichthum des Inhalts bleibt, ungenügend durch den Mangel an Gesinnung, und durch den Voltairischen Geist und Hang zur Religionsspötterey, der eines Geschichtschreibers so ganz unwürdig ist, und bey Gibbon's gesuchter und wie gedrechselter Eleganz im Styl nicht einmahl als leichter und natürlicher Witz, sondern bloß als das Streben darnach erscheint. Ungeachtet ich nun einiges Mangelhafte an diesen drey großen englischen Geschichtschreibern bemerkte, deren Verdienste außerdem hinreichend anerkannt sind, so erscheinen sie dennoch um so vorzüglicher, und als die Ersten ihrer Gattung, wenn man sie mit ihren Nachfolgern zusammenstellt. Man mag nun den mit allem Reichthum italiänischer Bildung ausgestatteten, aber dennoch trocknen und schwerfälligen Roscoe mit Gibbon, den anziehenden und angenehm, aber weniger edel und classisch schreibenden Coxe, der in der Geschichtforschung meistens eben so ungenügend ist, mit Robertson, oder den Staatsmann Fox mit Hume vergleichen; immer wird man finden, daß die historische Kunst in England eher im Sinken, als im Zunehmen zu seyn scheine. Ein Grund davon liegt vielleicht in dem Mangel einer festen und befriedigenden Philosophie, der selbst bey jenen Ersten sehr fühlbar ist. Ohne über das Woher und Wohin des Menschen überhaupt etwas zu wissen, ist es auch über den Gang der Begebenheiten, die Entwicklung der Zeiten, die

Schicksale der Nationen nicht möglich ein Urtheil, oder auch nur eine bestimmte Meinung und Ansicht zu haben. Ueberhaupt sollten beyde, Geschichte und Philosophie, immer so sehr als möglich verbunden seyn. Ganz getrennt von der Geschichte, und ohne den Geist der Kritik, welcher eben nur aus dieser Verbindung hervorgeht, kann die Philosophie nichts anders werden, als ein wildes Secten- oder ein leeres Formelwesen. Ohne den beseelenden Lebensgeist der Philosophie aber, ist die Geschichte nur ein todter Haufe unnützer Materialien, ohne innere Einheit, ohne eigentlichen Endzweck, und ohne Resultat. Der Mangel an befriedigenden Ueberzeugungen und Grundsätzen zeigt sich nirgends auffallender als in der sogenannten Geschichte der Menschheit, die besonders auch in England vielfach bearbeitet, und von da nach Deutschland verpflanzt ward. Aus dem großen Vorrath von Reisebeschreibungen nahm man die Züge um ein Gemählde aufzustellen von dem Fischer, dem Jäger, den wandernden Stämmen und den ackerbauenden oder städtebewohnenden und Handeltreibenden Völkern. Dieß nannte man Geschichte der Menschheit, und es enthielten diese Versuche auch manche im Einzelnen und an sich recht gute und brauchbare Bemerkungen. Dieß war selbst da der Fall, wo man den Menschen mehr in seiner körperlichen und natürlichen Beschaffenheit, so wohl die der weißen als der schwarzen, rothen und

selben Menschengattung betrachtete. Was war aber damit für die eigentliche Frage gewonnen, deren Beantwortung doch allein jenen Nahmen einer wahren Geschichte der Menschheit verdienen würde; die Frage, was der Mensch denn eigentlich sey, wie er ursprünglich beschaffen war und lebte, und wie er in den zum Theil beklagenswerthen Zustand gerathen, worin wir ihn jetzt sehen? Die Antwort auf diese, doch allerdings geschichtliche Frage, womit alle Geschichte anfängt und endigt, enthält nur die Religion und die Philosophie; nähmlich diejenige Philosophie, welche kein anderes Streben hat und keinen andern Zweck, als die Religion zu verstehen. In jener falschen Geschichte der Menschheit, einer würdigen Ausgeburth der verkehrten sinnlichen und materiellen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, liegt hingegen immer der Gedanke zum Grunde, daß der Mensch aus dem Schlamm empor gewachsen sey, wie ein Erdschwamm, nur daß er beweglich ist und Bewußtseyn hat. Doch hat er nach derselben Ansicht dieses freylich nur sehr allmählig erhalten und das Kunststück in solche Geschichten der Menschheit besteht eigentlich darin, aus der Thierheit Stufe für Stufe Verstand und Geist, sammt aller Kunst und Wissenschaft entstehen zu lassen. Je näher man dabey den Menschen von dem Orang-Outang, dem Lieblinge so vieler Philosophen des Jahr-

hunderts, entstehen lassen konnte, für so philosophischer galt es.

Die von Baco ohne seine Schuld veranlaßte, von Locke zuerst in den wesentlichen Grundsätzen aufgestellte Philosophie der Sinnlichkeit, welche sich in Frankreich nach allen ihren unsittlichen und zerstörenden Folgen entwickelte, eine eigentliche Secte wurde, und endlich einen vollkommenen und weit verbreiteten Atheismus erzeugte, nahm in England einen ganz andern Gang. Sie konnte in diesem Lande nicht die gleichen Folgen haben, weil das allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und von dem was diese erheischt, dem entgegenstand; welche durch eine solche Entwicklung desselben Systems wie in Frankreich allerdings und unausbleiblich würde zerstört worden seyn. Auch von Natur war der Geist der Engländer geneigt, mehr die paradoxe und skeptische Seite jener Philosophie zu ergreifen, als die materielle und atheistische. Schon Berkeley gerieth durch Locke's System auf die seltsamste Vorstellungsart, da er seinen religiösen Glauben dabey behaupten und damit vereinen wollte, und dieser zu tief in ihm gewurzelt war, als daß er ihn hätte aufgeben können. Wie die äußern Gegenstände in unsern Geist hinein kommen, so daß er Vorstellungen von ihnen haben kann, dieß schien der damahligen Philosophie unbegreiflich, und mußte ihr so erscheinen. Alles was wir an ihnen wahrnehmen und

empfinden, ist doch immer nur ein Eindruck, eine Veränderung in uns. Wir mögen ihn verfolgen, wie wir wollen, wir erhalten immer nur einen solchen Eindruck vom Gegenstande, nicht den Gegenstand selbst und an sich, der uns ewig zu fliehen scheint. Betrachten wir die Natur als selbst belebt, oder doch als ein Mittel, Werkzeug und das Wort des Lebens, so löst sich die Verwirrung, und alles wird klar. Daß zwischen zwey lebenden und auf einander wirkenden, geistigen Naturen, ein drittes, scheinbar todtes, als Mittelglied und Werkzeug, als Wort und Sprache dienen oder auch Hemmung und trennende Scheidewand seyn kann, das ist uns nicht unverständlich; denn in jedem Augenblicke fühlen wir es, weil wir selbst nicht anders leben und wirken, ja auch in uns selbst eigentlich niemahls allein sind, und mit uns selbst nicht ohne Werkzeug und Wort umgehen und im innern Zusammenhange bleiben können. Die einfache Ansicht aber, daß die Sinnenwelt nur das Wohnhaus des Geistes, ein Mittel und Werkzeug der Trennung und Verbindung für denselben sey, hatte man mit der Kenntniß und mit dem Begriff von der Welt des Geistes, und mit der lebendigen Ueberzeugung von deren Daseyn verlohren. Und so gerieth die sinnliche Philosophie über ihre ersten Grundsätze, ihre eigenen wesentlichsten Fragen und Antworten aus einer Verwirrung in die andre. Berkeley glaubte daher, daß es

ganz und gar keine äußern Gegenstände gebe, sondern Gott unmittelbar alle Vorstellungen und Eindrücke in uns errege. Von ähnlichen Zweifeln gerieth Hume auf eine ganz andre Ansicht, auf die skeptische, welche bey den unauflöslichen Zweifeln selbst stehen bleibt, und die Gewißheit aller Erkenntniß selbst läugnet. Er hat eigentlich durch seine alles durchdringende, und alles erschütternde skeptische Denkart den Gang der englischen Philosophie entschieden. Denn seit Hume ist nichts weiter geschehen, als daß man durch allerley Bollwerke den schädlichen praktischen Einfluß jener skeptischen Denkart abzuwehren und durch verschiedene Stützwerke, und Nothhülfen das Gebäude aller sittlich nothwendigen Ueberzeugungen aufrecht zu erhalten suchte. Der Begriff der Nationalwohlfahrt ist also nicht bloß bey Adam Smith, sondern in der gesammten englischen Philosophie der Hauptbegriff, der Mittelpunkt, und unsichtbare Herrscher des Ganzen. So lobenswerth und wohlthätig indessen die stete und allgemeine Beziehung auf diesen Mittelpunkt ist, zum entscheidenden Orakel in aller Erkenntniß und Wissenschaft ist dieser Begriff nicht zureichend. Schwach und gebrechlich sind jene Stützwerke, und selbst für das praktische Leben werden sie auf die Dauer nicht halten, weil dessen Gang immer früh oder später durch die innere Ueberzeugung und Entwicklung des Geistes bestimmt und beherrscht wird. Es sind die beyden Sur-

rogate, in Ermanglung der nicht zu erreichenden vollkommnen Gewißheit der Erkenntniß, für diese selbst, der gemeine und gesunde Menschenverstand, für die Sittenlehre aber das sittliche Gefühl und Mitgefühl. Der natürliche Verstand, wenn er sich auch nicht bloß für allgemein und gesund hielte, sondern es im vollkommensten Sinne wirklich wäre, würde doch in seinen Entscheidungen, wenn diese als das Letzte gelten, und nicht weiter untersucht werden sollen, vielmehr die Frage der Philosophie abschneiden, als lösen und beantworten. Aber die angebohrne Wißbegierde läßt sich nicht ausrotten, und die Frage nach dem rechten Grunde der Erkenntniß und aller Wahrheit, kehrt noch so oft abgewiesen, immer wieder. Das sittliche Gefühl und Mitgefühl, ist für die Sittenlehre allein ein zu schwankendes Wesen; wenn nicht ein ewiges Gesetz der Gerechtigkeit hinzukömmt, was doch nie aus der Erfahrung und dem bloßen Gefühl sich herleiten läßt, sondern nur entweder aus der Vernunft oder aus Gott. Dazu wird eine feste Ueberzeugung, ein bestimmter Glaube erfordert. Der Glaube aber, welchen die englischen Philosophen auf die Aussprüche des gesunden Verstandes, und auf die als gültig anerkannten oder doch geltenden sittlichen Grundsätze, und der Achtung würdigen Gefühle bauen, ist wie diese Grundlage selbst, worauf er gebaut ist, von sehr schwankender Art. Es ist nicht, was wir Glauben

nennen würden; eine Ueberzeugung und Erkenntniß fest und unerschütterlich, wie nur immer die Erkenntniß aus der Vernunft oder äußern Erfahrung, ja noch weit mehr als diese, nur aus einer ganz andern Quelle geschöpft, und auf einem ganz andern Wege erlangt, auf dem der innern Wahrnehmung und einer höhern Offenbarung und göttlichen Ueberlieferung. Es ist vielmehr dieser sogenannte Glaube des gesunden Menschenverstandes bey den englischen Philosophen ein gemachter, und an sich selbst nicht recht glaubender Nothglaube, der die Prüfung zur Zeit der Gefahr so wenig bestehen kann, als der todte Gewohnheitsglauben der ganz Gedankenlosen. So ist also diese Nation kraftvoll und frey in ihrem ganzen Seyn und Leben, die selbst in der Poesie mehr die Tiefe liebt als die flüchtige äußere Erscheinung, in der Philosophie durch sich selbst auf eine eigne Weise gebunden; so daß in diesem Gebiete sich ihr Geist in der neuen Zeit weniger eigenthümlich entwickelt hat, ja weniger auf den Grund durchdringend erscheint als selbst bey einigen unter den bessern französischen Schriftstellern. Sind einige Philosophen in England eigne Geisteswege, abgesondert von jener allgemeinen Bahn gegangen, so hat dieß meistens keinen bedeutenden, oder doch keinen allgemeinen Erfolg gehabt; auch sind die mir bekannten Versuche der Art an sich nicht sehr merkwürdig oder ausgezeichnet.

So ist also die philosophische Denkart in England einem Menschen zu vergleichen, der ein vollkommen gesundes Aussehen, aber im Innern eine Anlage zu einer gefährlichen Krankheit hat, weil der erste Anfall derselben durch Palliative zurückgedrängt, und der volle Ausbruch verhindert, eben deßhalb das Uebel auch nicht an der Wurzel gehoben ward. Ganz unterdrücken aber ohne innere Heilung von Grund aus, läßt sich die Krankheit des philosophischen Irrthums und Unglaubens wohl nun einmahl nicht. Ich halte daher für sehr wahrscheinlich, ja fast für gewiß, daß der philosophischen, und was damit nothwendig zusammenhängt, der moralischen und der religiösen Denkart Englands, noch eine große Krisis bevorsteht.

Sieht man nicht auf die nächsten praktischen Folgen, sondern bloß auf den innern Gang des Geistes selbst, so möchte man fast geneigt seyn, den ganz vollendeten und offenbaren Irrthum für weniger schädlich zu halten, als den halben und verkleideten. Denn hier bleibt der natürlichen Selbsttäuschung die Gefahr verborgen; aus der Tiefe des äußersten Irrthums kömmt der Geist oft um so eher zu sich selbst, und erhebt sich aus dem Abgrunde, in den er versunken war, mit desto größerer Kraft und Anstrengung.

Eine solche, sehr merkwürdige Rückkehr zur Wahrheit und wahren Philosophie hat besonders in Frankreich Statt gefunden. Nachdem die Altäre, auf wel-

chen vor kurzem noch die angebethete Göttinn des Zeitalters, die Vernunft unter der Person einer Schauspielerinn, oder sonst auf ähnliche Weise, treffender als man vielleicht dachte, dargestellt und gefeyert worden, wieder gereinigt und der Religion zurück gegeben waren, nachdem sich auch jene neue Kirche, ohne allen bestimmten Glauben, die Gott- und Menschenliebhaberey, oder Theophilantropie, in ihr Nichts aufgelöst hatte, erhoben sich von allen Seiten die Stimmen der unterdrückten Wahrheit. Ich meine hier nicht ausschließend jenen berühmten Schriftsteller, der seine glänzende und überströmende Beredsamkeit ganz der Religion widmete. Denn so sehr es an sich lobenswerth, so sehr es ganz an der rechten Zeit, so nothwendig es für die nächste Wirkung in dem damahligen Frankreich war, wenn Chateaubriand das Christenthum vorzüglich von der liebenswürdigen Seite und in seinen wohlthätigen Folgen schilderte, so ist dieser Redner doch mehr nur bey der äußern Erscheinung der Religion, und bey dem Glanze derselben stehen geblieben, als daß er in den innern Geist, das eigentliche Wesen und in die Tiefen derselben ganz eingedrungen wäre.

Auch noch von andern Seiten her suchte man die Denkart des Zeitalters in Frankreich zu erweitern und eine höhere Philosophie zu begründen. Selbst dem Versuche, den Geist deutscher Forscher dort bekannter und einheimischer zu machen, haben sich kenntnißreiche

Schriftsteller und berühmte Talente gewidmet. Diesem Versuche scheinen jedoch bis jetzt noch fast unübersteigliche Hindernisse im Wege zu stehen; vielleicht weil man dabey gleich zu sehr ins Allgemeine der ganzen Literatur gegangen ist, statt sich auf die zuerst nothwendige und wesentliche philosophische Belehrung der Nation zu beschränken. Unstreitig würde auch eine noch so reiche Erweiterung im Einzelnen und von außen her nicht zum Ziel führen, so lange nicht im Mittelpunkt die höhere Wahrheit und Ueberzeugung fest steht, und von innen heraus wieder gefunden wird. Dieß kann auch durch einen aus bloß politischen Gründen aufrecht erhaltenen, äußern Gewohnheitsglauben nicht bewirkt werden. Der Gang und die Entwicklung der innern Ueberzeugung ist das, worauf es eigentlich ankömmt.

Was mir daher in der neuesten französischen Litteratur als das wichtigste und wesentlichste erscheint, das ist die Rückkehr zur höhern sittlichen, gereinigten platonischen und christlichen Philosophie, wie sie selbst in Frankreich hie und da aus dem tiefsten Abgrunde des herrschenden Atheismus Statt gefunden hat. Einigermaßen hat dieselbe schon vor der Revolution, selbst in der Zeit des größten Verderbens begonnen; nur daß erst nach der allgemeinen Rückkehr dieses Beginnen eine vollkommene Wirkung hatte und haben konnte. Einzelne ganz vom Zeitalter abgesonderte und besser denkende Philosophen hat es immer gegeben,

wie sehr auch der herrschende Zeitgeist im Allgemeinen verderbt seyn mochte. Ich nenne hier zuerst den Hemsterhuys, der obwohl von Geburth kein Franzose, doch in dieser Sprache schrieb; und zwar so schön und harmonisch, ohne Zwang in der Art und mit der Anmuth der Alten, daß auch von dieser Seite seine sokratischen Gespräche dem edlen Platonischen und philosophisch christlichen Geiste entsprechen, der ihren Inhalt ausmacht. Am meisten wird aber jene Rückkehr durch zwey höchst merkwürdige und ihrer Absicht nach ganz ausschließlich christliche Philosophen bezeichnet; von denen der eine, St. Martin noch vor der Revolution unter dem Nahmen des unbekannten Philosophen, viel geschrieben hat, der andere aber, Bonald seit derselben der beste und tiefsinnigste Vertheidiger der altfranzösischen, monarchischen Verfassung geworden ist. Beyde enthalten neben dem Guten und Vortrefflichen allerdings auch noch manche wesentliche und sehr bedeutende Irrthümer. Nicht bloß durch einige französische Vorurtheile und dadurch daß sie, obwohl gegen das Zeitalter kämpfend, doch noch zu sehr in demselben und besonders in ihrer Nation befangen sind, daher von andern Zeiten und Nationen unrichtige Begriffe hegen oder völlige Unkenntniß verrathen. Auch dem Wesentlichen der Ansicht selbst ist dieses Irrige beygemischt. Bey St. Martin liegt es vorzüglich darin, daß er die Religion, als innere Wahrnehmung und Erleuchtung

und eine heilige nur den Erleuchteten mittheilbare Ueberlieferung, zu sehr von ihrer wesentlichen Form und von der äußern Kirche trennt. Dieß mag in dem Zustande kurz vor der Revolution und während derselben einige Entschuldigung finden; an sich ist es verwerflich, und dem großen und guten Zwecke hinderlich, den er doch selbst mit der ganzen Kraft seines Wesens will. Er bekannt sich zu jener orientalisch christlichen Philosophie, welche wie ich schon früher bemerkte, nach der Reformation, ungeachtet sie von den Schulen und Lehrstühlen verdrängt ward, sich dennoch im Verborgenen immer fortpflanzte und in geheimer Ueberlieferung erhielt. Wie wenig der genannte Schriftsteller selbst das Verdienst der Erfindung an dieser von ihm angenommenen Philosophie haben, wie manches Mangelhafte auch derselben, so wie er sie aufgefaßt, beygemischt seyn mag; immer bleibt es höchst merkwürdig, daß mitten in dem damahls von Atheismus erfüllten Frankreich, ein unbekannter, einzelner Philosoph auftrat, der sich ausschließend der Widerlegung eben dieser atheistischen Philosophie widmete und als Gegensatz gegen dieselbe eine göttlich offenbarte, auf heilige alte Ueberlieferung gegründete, mosaische und christliche Philosophie verkündigte. Eben so merkwürdig ist es, wenn im Anfange unsers Jahrhunderts, während Andere unter der Wiederherstellung der Religion nur die politische Nothwendigkeit und

Aufrechterhaltung des äußern Gewohnheitsglaubens im Sinne hatten und gehabt haben, jetzt ein gelehrter Rechtskenner und Staatsphilosoph auftrat wie Bonald, und im Ernste und aus der vollsten Ueberzeugung den Versuch wagte, die Theorie der Gerechtigkeit einzig auf Gott und die des Staats auf die Lehren des Christenthums zu gründen. In philosophischer Hinsicht könnte man ihm dabey den einzigen Vorwurf und Tadel machen, daß er Vernunft und Offenbarung zu sehr vermengt und fast identificirt, mithin die letztre nicht hinreichend in ihrer Würde erkannt habe. Indessen in Frankreich hatte man beyde bisher nicht bloß ganz getrennt und entgegengesetzt, sondern völlig außer Berührung kommen lassen. Viele Vertheidiger der religiösen Denkart haben eben deßwegen weniger für ihre gute Absicht gewirkt, weil sie alle Philosophie ohne Ausnahme verwarfen, da doch die dialektische Vernunft und falsche Philosophie einmahl angebohren und nicht zu vertilgen, auch nicht anders zu heilen ist, als durch die wahre. Bonald befindet sich in dem entgegengesetzten Extrem, daß er das Christenthum gar zu vernünftig machen und fast ganz in Vernunft auflösen will. Die Wahrheit selbst, wenn sie den Irrthum zerstören will, neigt sich oft etwas zu stark und einseitig zu der entgegenstehenden Ansicht hinüber. Nach solchen Verirrungen, wie die des achtzehnten Jahrhunderts waren, ist es nicht zu verwundern, wenn der Geist

anfangs noch unsicher und schwankend selbst auf dem bessern Wege einherschreitet, wie es in verschiedener Weise auch den beyden größten französischen Denkern unserer Zeit, St. Martin und Bonald ergangen ist.

Eine solche Rückkehr von innen heraus konnte in England nicht Statt finden. Die großen äußern Gegenstände, der Welthandel und die brittische Verfassung, Indien und der Continent verschlangen dort in dem thätigsten Lande den Geist, der vorzüglich nur in eben dieser Thätigkeit ausgezeichnet ist. Es bleibt ihnen dort im eigentlichsten Verstande keine Zeit übrig für das tiefere Denken und die Philosophie, in der sie aus dieser Ursache sogar den Franzosen beynahe nachstehen müssen. Indessen hat es doch zu unserer Zeit auch in England nicht an großen Schriftstellern, Forschern und Rednern gefehlt, welche auch ihrerseits auf eigenthümlichem Wege diese große Rückkehr bezeichnen, und als Zeichen der Zeit allein stehen in ihrem Lande. Noch hat William Jons keinen Nachfolger gefunden unter den Seinigen, der ihm gleich käme in der großen Art, wie er alle orientalischen, besonders aber die indischen Alterthümer und in ihnen die der Menschheit und der heil. Schrift aufzufassen wußte. Schon dieser Weg, wenn er nur mit Geist und Kraft verfolgt würde, müßte frey unt weit hinausführen über alle Vorurtheile und gewöhnliche Beschränkungen der brittischen Denkart. Für ganz Euro-

pa aber und nach der fruchtbaren Benutzung zu urtheilen, für Deutschland insonderheit wurde der große Staatsmann und Redner Burke ein neues Licht aller politischen Weisheit und moralischen Erfahrung; rettend für das Zeitalter, das fortgerissen war von den Stürmen der Revolution, und ohne eigentliche Philosophie tiefer eingreifend in das innere Wesen der Staaten, in die religiösen Bande des bürgerlichen Lebens und des Nationaldaseyns, als es kaum je noch eine Philosophie vermochte.

Funfzehnte Vorlesung.

Rückblick. Deutsche Philosophie. Spinosa und Leibnitz. Deutsche Sprache und Poesie im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz, schlesische Schule. Entartung des Geschmacks nach dem westphälischen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutsche Dichter aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweyte. Klopstock; Messiade und nordische Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaaße in die deutsche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottsched und sogenanntes goldnes Zeitalter. Erste Generation der neuern deutschen Litteratur oder Periode der Stifter.

Es könnte scheinen, als sey es überflüssig, jetzt noch gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts wie gegen den Schatten eines schon Abgeschiedenen, zu kämpfen. Dem ist aber in der That nicht so, wie sehr man auch nach dem äußern Scheine so urtheilen möchte. Ein Uebel ist darum noch keinesweges ganz

vernichtet, weil es weniger sichtbar wird. In England ist es nie ganz zum Ausbruch gekommen, daher auch nie aus dem Grunde geheilt worden. Dort wie in Frankreich giebt es einzelne, ruhmvolle Ausnahmen, und Zeichen der Zeit; herrliche und erfreuende Symptome der Rückkehr und der nie versiegenden Kraft der Wahrheit. Aber ist die Denkart überhaupt, besonders die der Gelehrten und der Naturforscher deßhalb schon verändert? Keinesweges; wir sehen unter den letztern in Frankreich immer noch das alte System herrschen, welches die Welt überhaupt und alle Erscheinungen derselben ganz körperlich aus der Zusammensetzung der eingebildeten Atome oder Molecülchen, immer aber nur aus der Materie erklärt, oder vielmehr erklären will. Denn es bleibt eine solche Erklärung überall unbefriedigend, und auszuführen unmöglich; unter allen Hypothesen ist auch für die Wissenschaft, der Materialismus die willkührlichste und grundloseste, so wie für Sittenlehre, Nationalkraft, Begeisterung und Religion, in ihren Folgen schlechthin zerstörend. Kommen auch diese Folgen jetzt weniger an das Licht, und nicht öffentlich und gradezu in Ausübung, weil man durch die Erfahrung einmahl gewitzigt ist, diese Folgen zu umgehen sucht, oder ganz bey Seite läßt, so ist es doch schon an sich schmerzlich, wenn wir Männer, die als Naturforscher Verdienste haben, und die eine bedeutende Stelle einnehmen in allem was den Menschen

betrifft, und was eigentlich Wahrheit genannt zu werden verdient, in aller höhern Erkenntniß so tief unter dem Nullpunkte stehen sehen. Dieses ist ungeachtet der allgemeinen Rückkehr der öffentlichen Meinung zu dem Wege der Wahrheit, und ungeachtet der ausgezeichneten eignen Kraft, mit der einige Wenige diesen Weg wandeln und zur Bahn bilden, noch jetzt der Fall im Auslande. In Deutschland aber hat die allgemeine Krankheit des Jahrhunderts die falsche Philosophie und epidemische Vernunftwuth zwar einen ganz andern Gang, auch ganz andre zum Theil gemässigtere, oder doch eben weil sie künstlicher waren, praktisch nicht so schädliche Formen angenommen. Ganz irren würde man sich aber, wenn man glaubte, das Uebel sey nur hier bey uns nicht vorhanden gewesen, oder wenn man darum, weil es in andrer Gestalt auftrat, nicht anerkennen wollte, daß es im Wesentlichen dasselbe war.

Wenn die deutsche Philosophie anfangs nicht in solche heftige Ausbrüche und Extreme gerieth wie die französische, so ward sie davor nicht etwa durch das allgemeine verbreitete und herrschende Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und dessen was diese erforderte, bewahrt wie in England; denn ein solches konnte hier bey der künstlich verwickelten Reichsverfassung in der getheilten Nation nicht Statt finden, oder doch nicht den gleichen Einfluß haben. Höchstens hatte diese, in

ihrer Verwicklung den rechtlichen Formalitäten günstige, ja sie bis zur Spitzfindigkeit ins Einzelne verfolgende und verfeinernde, sonderbar künstliche Staatsverfassung die Wirkung, mit den Formalitäten zugleich den Geist der Rechtlichkeit selbst einigermaaßen zu dem allgemein anerkannten zu machen, offenbare Theorien des entschiedenen Unrechts wie die von Machiavell oder Hobbes, wenigstens nicht leicht öffentlich aufkommen zu lassen, bis die Praxis auch in Deutschland mit dem fortschreitenden Zeitalter immer kühner ward, und der furchtsamen Theorie den Weg zeigte. Was die deutsche Philosophie von den größern Verirrungen anfangs abhielt, war vorzüglich daß in ihr mehr Reminiscenzen aus der ältern Philosophie und mehr Verbindung mit dieser zurückblieben, deren Faden man in England und Frankreich fast völlig abgerissen und verloren hatte. Besonders Leibnitz wirkte in dieser Hinsicht wohlthätig auf Deutschland. War gleich auch er einem Arzte zu vergleichen, der mit Palliativen und nicht von Grund aus das Uebel heilt, sondern nur dessen gewaltsamen Ausbruch für den Augenblick zurückdrängt; seine Philosophie enthielt dennoch, da er eben so sehr Gelehrter als Denker war, zurücklenkende Reminiscenzen dieser Art in Menge, und je mehr seine Hypothesen selbst nur das, nur äußerst sinnreiche und künstliche Auswege waren, um uralte Schwierigkeiten zu lösen, je mehr enthielten

sie Stoff und Veranlassung, wenigstens auf die Zukunft, für den der einmahl tiefer in alle Labyrinthe des Denkens und in alle Geheimnisse der Erkenntniß einzudringen, den Muth, den Geist und den Beruf haben würde. Der Zeit nach gehört er jenem Uebergange an, von der Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts zu der Denkart des achtzehnten, einem von den entscheidenden Wendepunkten des menschlichen Geistes. Da er und seine Philosophie aber fast nur auf Deutschland, wenig auf Frankreich, auf England gar nicht gewirkt haben, so habe ich ihn auf diese Stelle verspart und dort mit Stillschweigen übergangen, so wie seinen Gegner Spinosa, weil auch dieser in seinem Vaterlande und in England wenig, in Frankreich fast gar nicht, bedeutend und vorzüglich nur in Deutschland gewirkt hat. Spinosa's großer Irrthum, die Welt und Gott nicht zu unterscheiden, allen einzelnen Wesen aber die innere Selbstständigkeit und Bestandheit abzusprechen und in ihnen allen nichts zu sehen, als die verschiedenen Kraftäußerungen des Einen, ewigen, alles umfassenden Wesens, hebt eigentlich die Religion auf, weil er Gott die Persönlichkeit, und dem Menschen die Freyheit abspricht, überhaupt aber das Unsittliche, Unwahre und Ungöttliche für einen bloßen Schein erklärend, den wesentlichen Unterschied zwischen dem Guten und Bösen aufhebt. Dieser Irrthum liegt gleichwohl der bloß natürlichen Vernunft

so nahe, daß er vielleicht der älteste seyn kann, der auf die ursprüngliche Wahrheit gefolgt ist, nur daß Spinosa den Pantheismus in eine mehr wissenschaftliche Form gebracht hat. Denn auch der wissenschaftlichen Vernünft, wenn sie durch eigne Kraft allein die Erkenntniß der Wahrheit ergreifen will, ist dieser Abweg so natürlich, daß Descartes, von dessen System Spinosa zunächst ausging, nur durch seinen Mangel an Tiefe und Entschiedenheit des Geistes vermieden hat, in den gleichen Abgrund zu gerathen, an dessen Rande er schon stand. Man muß auch hier den Irrthum selbst von der Person unterscheiden. Oft ist der, welcher einen neuen Weg des Irrthums zuerst veranlaßt, welcher diesen selbst vollendet, und am entschiedensten und kühnsten ausspricht, bey weitem weniger verwerflich als seine Nachfolger, oder die auf gleichen Irrwegen, nur unentschiedener einherschwanken. Spinosa's Sittenlehre ist zwar, so wie er selbst kein Christ war, nicht die christliche, wohl aber ist sie so edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja sie hat vielleicht Vorzüge vor dieser. Was ihn stark macht im Vergleich mit Gegnern, die seine Tiefe nicht verstehen, oder nicht fühlen, und mit solchen die ohne es selbst recht deutlich zu wissen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, ist nicht bloß die wissenschaftliche Klarheit und Entschiedenheit seiner Denkart, sondern auch daß alles in dieser so aus einem Guß war, weil er fühlte,

wie er dachte, und ganz von seinem Gefühle beseelt war. Man kann es nicht Naturbegeisterung nennen, wie der Dichter, der Künstler oder der Naturforscher sie fühlt: noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände diese einen Gegenstand ohne Glauben und wirklichen Gott? Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt ist es, was ihn immer bey all seinem Denken begleitet, und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt. Jeder entschiedene Irrthum, der das Ganze betrifft, ist wohl im Grunde gleich verwerflich und es möchte scheinen, daß hier keine Stufenfolge Statt finde. Vergleichen wir dennoch diesen Irrthum des Spinosa mit dem Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, so ergiebt sich noch ein großer Unterschied. Jene materielle Philosophie, wenn sie noch so heißen kann, welche alles aus dem Körper erklärt und die Sinnlichkeit für das Erste hält, ist ein Irrthum der fast unter die Region des Menschlichen herabsinkt. Selten wird daher auch bey einzelnen Individuen selbst, die einmahl bis in diese Tiefe herabgesunken sind, eine Rückkehr zu hoffen seyn, so leicht es geschehen mag, daß eine Nation, ein Zeitalter, wenn sie die sittlichen Folgen jener Philosophie der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erblickt haben, sich mit Abscheu davon zurückwenden. Die hohe Geistigkeit jenes andern Irrthums, in den Spinosa führt, könnte dagegen scheinen, mehrere Mittel und

Wege übrig zu lassen, um sich wieder zu erheben zur Wahrheit. Auf der andern Seite ist ein Irrthum aber um desto verderblicher, je mehr er geeignet ist, auch die edelsten und geistigsten Gemüther zu ergreifen; die unmittelbaren Folgen sind dann nicht so praktisch schädlich, aber das Verderbliche wurzelt um so fester im Innern, und wirkt früher oder später, auch auf das Ganze einer Nation oder eines Zeitalters zerstörend; wie im menschlichen Körper eine Krankheit, welche die edelsten Lebenstheile ergriffen hat.

Leibnitzens Philosophie bezieht sich fast ganz auf die des Spinosa. Sie ist überhaupt fast durchaus eine streitende Philosophie, und wenn auch dieß nicht immer der äußern streitenden Form nach, doch überall eine der übrigen Philosophie seines Zeitalters mehr entgegenwirkende, ihr antwortende, die Zweifel lösende, die Mängel verbessernde, sich an den Zeitgeist und das Zeitbedürfniß anschließende, keine unabhängige, aus sich selbst hervortretende, und in eigner Machtvollkommenheit einherschreitende. Der litterarische Zweifler Bayle, Locke der Stifter der Sinnlichkeitslehre, waren Leibnitzens Hauptgegner, andrer mehr persönlichen Streitigkeiten nicht zu gedenken. Der vornehmste aber von allen ist Spinosa, mit dem er so oft, ja fast immer auch da, wo er ihn nicht nennt, wie mit einem unsichtbaren, gefürchteten Gegner kämpft. So hat er auch wohl von denen Philosophen, mit welchen

er übereinstimmt, manche die weniger bekannt waren nicht genannt, und die eigentlichen Quellen aus denen er geschöpft hatte, verschwiegen. Das Daseyn einer unendlichen Geisterwelt, von der die Sinnenwelt nur die äußere Hülle ist, entschieden anzuerkennen, das war nicht in seinem Charakter. Seine Hypothese dagegen, daß die sinnlichen Gegenstände nur ein verworren wahrgenommenes Chaos seyen von einfachen geistigen Grundwesen oder Monaden, die nur in einem schlummernden Zustande noch nicht bis zum vollkommnen Bewußtseyn entwickelt wären, schließt sich viel zu sehr an die Atomenlehre Epikurs und der neuern Atheisten an, und ist doch nur eine Art von verunglücktem Mittelweg zwischen dieser und der vollen Anerkennung der geistigen Welt. Sein Versuch, die Hauptschwierigkeit der damahligen Philosophie von dem Zusammenhange zwischen Geist und Körper, durch die Annahme zu lösen, daß der Werkmeister beyde, etwa wie ein Künstler zwey Uhren, ursprünglich in Uebereinstimmung gebracht, ist nur ein sinnreiches Kunststückchen, wobey eben das vorausgesetzt wird, daß die Welt nichts anders sey, als ein künstliches Uhrwerk. Seine berühmte Theodicee oder Rechtfertigung Gottes, wegen des vielen unläugbar in der Welt vorhandenen Uebels und Bösen, beantwortet diese der natürlichen Vernunft sich immer aufdringende Frage, mit der klugen Gewandheit eines geübten Diplomatik

kers, der es sich zur Pflicht macht, die Seite, welche seinem Monarchen die vortheilhafteste ist, überall herauszukehren, uud zu benutzen; wo sich hingegen etwa eine scheinbare oder wirkliche Schwäche finden sollte, die der Gegner benutzen könnte, dieselbe sorgfältig zu verschweigen, oder dem Auge zu entziehen sucht. Es fällt jeder bloßen Vernunft-Philosophie unmöglich, die Frage von dem Ursprung des Bösen und von der Unvollkommenheit der Welt zu beantworten, ohne entweder das Böse wider allen gesunden Verstand ganz zu läugnen, oder dessen Vorhandenseyn Gott selbst zuschreiben zu müssen, wogegen sich jegliches Gefühl empört. Die Antwort Leibnitzens aber, gegen die Voltaire seinen ganzen Spott gerichtet hat, daß diese Welt unter allen möglichen die beste sey, hat in unsern Tagen ihr Gegenstück gefunden, in der Ansicht eines berühmten Denkers, der weil er alles aus dem Ich herleitet, dem zu Folge dafür hält, die Welt sey nur dazu hervorgebracht, daß das Ich sich daran stoßen und im Kampf dagegen die eigne Kraft entwickeln soll, zu welchem Endzweck denn jede Welt, wie sie übrigens auch beschaffen seyn möge, tauglich, und also immer gut genug sey. Aber weder diese äußerst spartanische, noch jene künstlich diplomatische Antwort können dem Gefühl oder der Philosophie genügen.

Besonders in Leibnitzens Vorstellung von Raum und Zeit zeigt es sich, wie vergessen die Ansichten der höhern

Philosophie schon damahls waren, oder doch wie weit abstehend von der herrschenden Denkart. Die ältere Philosophie erkannte in Raum und Zeit den unendlichen Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen, und den lebendigen Pulsschlag in dem Meere der ewigen Liebe. Selbst der natürliche, ja der ganz sinnliche Mensch geräth in ein Erstaunen, welches sich nie abnutzt, und ihn unmittelbar in die Region des Göttlichen erhebt, wenn er daran denkt; wie er diesen unermeßlichen Raum in Gedanken zwar nicht ermessen, aber doch umfassen und also in sich begreifen kann. Da eröffnet sich ihm eine unendliche Tiefe in seinem Innern, wie die Fülle des Lebens, wenn er von diesem Punkt der Gegenwart zurücksinkt in die Vergangenheit, und dann hinausschaut in die Zukunft. Leibnitz sah in Raum und Zeit nur die Ordnung der neben einander bestehenden, oder auf einander folgenden Dinge. So traten nichtssagende und todte Begriffe, immer mehr an die Stelle des lebendigen und richtigen Gefühls, in allem was den Menschen über die Sinnenwelt zu erheben, am meisten geeignet ist. Leibnitzens Philosophie ward in Deutschland durch Wolf, eine in den Schulen herrschende Secte; damit ist sie hinreichend charakterisirt. Eine Secte, die in das Leben eingreift, ist unterschieden nach der Richtung die sie nimmt, nach den Wirkungen die sie hat. In die Schule eingeschlossen, äußert sich der Sectengeist im-

mer nur auf die gleiche Weise, als ein todtes Formelwesen, mögen nun Aristoteles oder Descartes, Leibnitz oder Kant die Meister heißen, und den Nahmen herleihen, um die Begriffe zu stempeln, welche ehemahls in ihrem Geiste wohl Gedanken waren, jetzt aber nur als leere Formeln herumgetrieben werden. Indessen ward doch dadurch wenigstens der noch schädlichere Sectengeist jener das Leben selbst ergreifenden und zerstörenden atheistischen Philosophie der Sinnlichkeit von Deutschland abgehalten; auch blieb das todte Formelwesen, die Pedanterey nicht von langer Dauer. Leibnitz, obwohl meistens lateinisch oder französisch schreibend, hatte dennoch das wissenschaftliche Studium der deutschen Geschichte und deutschen Sprache ganz von neuem belebt; und selbst Wolf hatte in seinen deutschen Schriften für die Bildung der Sprache ein verdienstvolles Beyspiel gegeben. Bald folgten ihm darin andre nach; obwohl noch in der Schule jener Philosophie gebildet, doch als Selbstdenker von allgemeiner Geistesbildung auf zum Theil eignen Wegen. Diese nebst einigen bessern Dichtern arbeiteten die Sprache zuerst aus der Barbarey hervor, in welche sie versunken war, bis alsdann Klopstock in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, der Stifter einer ganz neuen Epoche ward, und der eigentliche Meister und Vater der jetzigen deutschen Litteratur.

Ehe ich aber diese zu schildern versuche, ist nothwendig noch einen kurzen Rückblick zu werfen auf den Zeitraum, welcher in der Mitte liegt zwischen der altdeutschen und neudeutschen Litteratur. Zwar hat das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert nur wenige große Schriftsteller in deutscher Sprache hervorgebracht, aber diese wenigen sind desto merkwürdiger. Wie die alte Ritterpoesie und die Kunst des Mittelalters in den Streitigkeiten des sechszehnten Jahrhunderts in Vergessenheit gerathen, wie in den Bürgerkriegen dieses, und des siebzehnten Jahrhunderts selbst die Sprache verwildert sey, das ist schon erwähnt worden. Was noch ein Gegenmittel gegen diese einreißende Verwilderung gewährte und einen Ersatz für den Verlust alles Alten wenigstens in der Sprache, das war die deutsche Bibelübersetzung. Es ist bekannt, daß alle gründlichen Sprachforscher diese als die Norm und den Grundtext eines in hochdeutscher Sprache classischen Ausdrucks ansehen, und nicht bloß Klopstock, sondern noch viele andere Schriftsteller von der ersten Größe haben ihren Styl vorzüglich nach dieser Norm gebildet, und aus dieser Quelle geschöpft. Es ist bemerkenswerth, daß überhaupt in keine neuere Sprache so viele biblische Wendungen und Ausdrücke aufgenommen worden und ganz ins Leben übergegangen sind, wie in die deutsche. Ich stimme denjenigen Sprachforschern vollkommen bey, welche dieß für sehr glücklich halten,

und glaube eben daher einen Theil von der fortdauernd sich erhaltenden geistigen Kraft, dem Leben und der Einfalt herleiten zu müssen, die das Deutsche in unsern besten Schriften vor allen andern neuern Sprachen so sichtbar auszeichnet. Was der Katholik, was der neuere protestantische Gelehrte an Luthers Bibelübersetzung zu tadeln findet, betrifft in der That nur einzelne Stellen, wo er entweder nach seinem besondern Sinn, anders als die alten Lehrer der Kirche es verstanden, gedeutet und übersetzt hat, oder auch für das Einzelne geschichtliche, naturhistorische, geographische, und andere Hülfsmittel zum richtigen Verständniß entbehrte. Je mehr man aber in der neuern Zeit vor etwa dreyßig Jahren die Versuche wiederhohlte, auch die Bibel durch vernünftig auflösende Uebersetzungen in ein Noth- und Hülfsbüchlein der Aufklärung zu verwandeln, ein Beyspiel, welches selbst unter angeblichen Katholiken Nachfolge gefunden hat; jemehr hat man, nachdem man von dieser Modethorheit zurückgekommen war, die Vortrefflichkeit dieser altdeutschen Bibelübersetzung anzuerkennen sich bewogen gefühlt. Zwar gehört sie nicht eigentlich Luthern allein an, sie ist bekanntlich nur durch Auswahl des Besten aus so vielen schon vor ihm vorhandnen Uebersetzungen entstanden, wobey ihm, was die Erklärung selbst betrifft, noch mancher seiner gelehrten Freunde, besonders Melanchthon beygestanden. Nichts desto weni-

ger bleibt ihm selbst, was die Kraft der Sprache, und den eignen Geist, diese große und starke Art des deutschen Ausdrucks betrifft, ein unverkennbares Verdienst. Denn auch in seinen eignen Schriften findet sich eine Beredsamkeit, wie sie im Lauf der Jahrhunderte unter allen Völkern nur selten in dieser Kraft hervortritt. Freylich hat dieselbe auch alle die Eigenschaften an sich, die man einer durchaus revolutionären Beredsamkeit immer wird nachsehen müssen. Aber nicht bloß in solchen halb politischen, das öffentliche Leben heftig ergreifenden, und in den innersten Fugen erschütternden Schriften, wie die an den Adel deutscher Nation, findet sich diese Luthern eigne Kraft revolutionärer Beredsamkeit, sondern auch in allen seinen übrigen Werken. Denn fast in allen sehen wir seinen innern großen Kampf lebendig uns vor Augen gestellt. Es liegen so zu sagen zwey Welten mit einander im Streit in dieser durch Gott und durch die Natur so starken, so reich ausgestatteten Männerseele, und wollen sie beyde an sich reißen. Es ist überall in seinen Schriften, wie ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen einem unerschütterlich festen Glauben, und seiner eben so unbezwinglich wilden Leidenschaft, zwischen Gott und ihm selber. Welche Wahl er nun an diesem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von seiner großen Geisteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt so wie damahls das Urtheil nicht anders als verschieden und

ganz entgegengesetzt ausfallen. Was mich selbst und mein Urtheil über ihn anbetrifft, so darf ich es wohl kaum erst erwähnen, daß mir seine Schriften wie sein Leben, keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir sehen, wie eine große erhabene Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht, und sich zum Verderben neigt. Was Luthers Geisteskraft und Größe, abgesehen von dem Gebrauch und der nachmahligen Entwicklung seiner Denkart betrifft, so scheint es mir in der That, daß noch keiner seiner modernen Anhänger und Bewunderer, ihn von Seiten der Kraft, die er wirklich hatte, nach Würden anerkannt und gepriesen habe. Die andern, welche zu ähnlichen Zwecken mit ihm wirkten, waren meistens nur gelehrte, mäßigdenkende und aufgeklärte Männer von der gewöhnlichen Art. Er war eigentlich der, auf den es ankam, und auf dessen Seele es gelegt war, was aus dem Zeitalter werden sollte; er war der alles entscheidende Mann des Zeitalters und der Nation.

Luther war durchaus ein Volksschriftsteller. So merkwürdige, umfassende, vielwirkende, durch Geisteskraft außerordentliche Volksschriftsteller hat kein anderes Land, in dem neuern Europa gehabt, als Deutschland. Es war auch, wie sehr die gelehrten und gebildeten Stände in Deutschland denen andrer Ländern in manchen Zeiten nachstehen, ihnen kaum

gleich kommen, oder sie doch erst später übertroffen haben mögen, in keinem andern Lande das Volk von jeher im Innern mit solcher geistigen Kraft ausgerüstet, als Volk das erste, ja das einzige in Europa, an welchem sich diese in den Tiefen der Menschheit ruhende Naturkraft so offenbart und bewährt hätte, als das deutsche. Es ist ein alter Spruch, daß die Gewalt der Könige von Gott eingesetzt sey; aber auch das ist eine Bemerkung aller Zeiten, das aus dem Rufe des Volks, die Stimme Gottes sich vernehmen lasse. Beydes ist wohlverstanden, vollkommen wahr; Wehe denen, welche diese Gottesstimme mißdeuten oder verwirren wollen. Mitleiden verdienen diejenigen, welche einer leeren, todten Politik ergeben wähnen, sie könnten das Volk leiten, nach ihren eigennützigen, kleinlichen Absichten lenken; da das Volk, klüger als sie denken, und als sie selber sind, jene Absichten recht wohl bemerkt, und sich so leicht nicht leiten läßt. Des größten Verbrechens aber machen sich wohl diejenigen schuldig, welche jene in ihrem Ursprung ehrwürdige Naturkraft des Volkes, muthwillig nur zum Spiel der Zerstörung in Bewegung zu setzen sich erkühnen; eine Kraft, die in ihren Wirkungen immer furchtbar seyn wird, sobald sie von ihrem einzigen wahren Ziel, dem Gehorsam und Glauben Gottes abgewichen ist. Beschränkt ist auch das Urtheil derer, welche glauben, diese Kraft, weil sie dieselbe nicht zu achten wis-

sen, sey gar nicht vorhanden, oder könne vertilgt werden, wo sie doch von Alters her und ursprünglich, wie in Deutschland vorhanden ist, weil sie wie manche andere verborgene Kraft der Natur, nur in seltnern Fällen sich äußert.

Nicht bloß die Religion war wie in Luthers und andrer Werken im protestantischen Deutschlande Gegenstand und Angelegenheit der Volksschriftsteller, sondern auch die Dichtkunst fiel vorzüglich ihnen anheim, ja sogar die Philosophie. Ich erwähne hier nur als die merkwürdigsten, den bekannten Meistersänger von Nürnberg, und dann jenen zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges unter den Nahmen des teutonischen Philosophen in den protestantischen Ländern und dem übrigen Europa berühmten christlichen Schwärmer und Seher.

An Volksliedern und Volksdichtungen besitzt Deutschland einen großen Reichthum. Die Volksdichtung überhaupt ist von zwiefacher Art; theils sind es Lieder, einzelne, verlohrne Anklänge von der untergegangenen Poesie einer ältern Helden- und Ritter-Zeit, wenn deren Ueberlieferung durch spätere Revolutionen unterbrochen, oder bey einer neuen bürgerlichen Einrichtung des Lebens verdrängt und vergessen worden ist. Theils aber wird die Dichtkunst in solchen Zeiten auch vom Volke, für sein Bedürfniß und nach seiner Art selbst geübt, obwohl nicht ohne Erfindung und

Geist, doch im Aeußern handwerksmäßig, und das ist eben das Eigenthümliche des spätern deutschen Meistergesanges. Ein Handwerker in der Poesie wie im Leben ist dieser Meister von Nürnberg, Hans Sachs, nicht bloß der fruchtbarste, sondern auch wohl der kraftvollste in seiner Art, besonders reich an Witz und von gesundem Verstand, und wenn man von andern Nationen anführen will, was diese bey sich in der Litteratur ihrer ältern Zeit gar nicht hintansetzen und wohl zu achten wissen, wenigstens erfinderischer als Chaucer, reicher als Marot, poetischer als beyde. Für die Sprache enthält er einen reichen, noch gar nicht benutzten Schatz.

Eben dieß gielt auch von Jakob Böhme, jenem teutonischen Philosophen, der von den gewöhnlichen Litteratoren meistens übel behandelt wird. Worin sein gutes, und auch sein irriges bestand, davon bekennen sie wohl selbst, nichts zu verstehen; aber auch von dem äußern Verhältniß des Mannes, wie er zu seinem Zeitalter stand, und durch welchen Zusammenhang damahls, diese und ähnliche Meinungen sich verbreiteten, davon wissen und ahnden sie gar nichts. Wie wenig es an sich das rechte Verhältniß sey, wenn unter den Gelehrten und Gebildeten, und in der eigentlichen Litteratur nur todte Formeln auf der Oberfläche sich umhertreiben, die tiefere und lebendige Philosophie aber entweder einer geheimen Ueberlieferung oder einzelnen wahrhaft, oder bloß schwärmerisch Begeisterten

ten aus dem Volk anheimfällt, das habe ich schon früher erwähnt. Aber so war es nun einmahl zu jener Zeit im protestantischen Deutschland, und auch in England. Man nennt Jakob Böhme einen Schwärmer. Wenn es aber auch gegründet seyn sollte, daß die Fantasie einen bey weitem größern Antheil an den Hervorbringungen seines Geistes hatte, als ein erleuchteter Verstand; so muß man es gestehen, daß es eine sehr dichterische Fantasie war, die wir in diesem sonderbaren Geiste gewahr werden. Wollte man ihn desfalls bloß als einen Dichter betrachten und mit andern christlichen Dichtern, welche übersinnliche Gegenstände darzustellen versucht haben, mit Klopstock, Milton oder selbst mit Dante vergleichen, so wird man gestehen müssen, daß er sie an Fülle der Fantasie und Tiefe des Gefühls beynahe übertrifft, und selbst an einzelnen poetischen Schönheiten und in Rücksicht auf den oft sehr dichterischen Ausdruck ihnen nicht nachsteht. Was man auch in Rücksicht auf Philosophie mangelhaftes oder irriges in den Lehren des Jakob Böhme zu bemerken glaubt, die Geschichte der deutschen Sprache darf ihn nicht mit Stillschweigen übergehen, denn in wenigen Schriftstellern hat sich noch zu jener Zeit der ganze geistige Reichthum derselben so offenbart, wie in diesem; eine bildsame Kraft, und aus der Quelle strömende Fülle, welche sich zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges zuletzt in dem Maaße kund giebt, und welche

die Sprache in der jetzigen Zeit künstlicher Ausbildung, äußerer Abglättung und Nachbildung fremder Kunst- und Sprachgestalten nicht mehr besitzt.

Ebenfalls zur Zeit jenes dreyßigjährigen Krieges, der in seiner Nachwirkung so ertödtend, während er noch wüthete, aber für die Geisteskraft noch gewissermaßen erregend und belebend war, bahnte der allgemeinen deutschen Geistesbildung, der Dichtkunst und Sprache der Schlesier Opitz einen Weg, den nach ihm viele betraten. Er schloß sich zunächst an die Holländer an, die damahls einen Hugo Grotius besaßen, unter allen Protestanten nicht nur die gelehrtesten und aufgeklärtesten, sondern auch in der Dichtkunst gebildet waren, und nach dem Vorbilde der Alten eingerichtete Trauerspiele in der Landessprache besaßen, noch geraume Zeit vor den berühmten Tragödiendichtern Frankreichs unter Ludwig XIV. Doch was Opitz von fremden Nationen, von den Holländern, oder im Schäferroman von den Spaniern entlehnte, darin liegt sein Werth nicht; auch seine dramatischen Versuche in freyen Uebersetzungen oder Nachbildungen aus den Griechen oder den Italiänern haben keinen wesentlichen Erfolg gehabt. Selbst bey seinen eigenthümlichen lyrischen, vermischten und lehrenden Gedichten muß man, um ihn richtig zu beurtheiten, mehr auf das sehen, was er hätte werden können nach seiner Natur, und nach dem was er wollte und im Sinne hatte, als nach dem was er

wirklich geworden ist. Man ist gewohnt, ihn den Vater der deutschen Dichtkunst zu nennen; es scheint mir aber als ob wenigstens seit Klopstock, von den undankbaren Söhnen nur sehr wenige mit diesem ihren vermeinten Vater einigermaßen näher bekannt wären. Er war, wenn je ein anderer, ganz eigentlich zum heroischen Dichter bestimmt. Das hatte er auch im Sinne, für die deutsche Nation zu werden. Aber in einem unruhigen Leben von den damahligen Zeitverhältnissen umhergeworfen, starb er in noch frühem männlichen Alter, und ließ seine Absicht, und seine Poesie unausgeführt. Wohl aber spürt, wer dieß zu fühlen weiß, in derselben überall jene Denkart und große Seele, die eigentlich den Heldendichter macht; und auch in der Sprache ist eine kunstlose naive Einfalt bey der Würde und innern Stärke, die nach meinem Gefühl späterhin nur selten, oder eigentlich nie ganz so wieder erreicht worden ist, und in deren Rücksicht ich Opitz bey weitem den Vorzug vor Klopstock geben würde, der doch in seiner Zeit so hoch über allen andern steht.

Neben Opitz ist unter den schlesischen Dichtern dieser Zeit, besonders noch Flemming ausgezeichnet, der was ihm Freundschaft, Leidenschaft und Liebe im eignen Leben gewährten, was er auf einer denkwürdigen Reise über das damahls noch wenig bekannte innere Rußland nach Persien und bey seinem dorti-

gen Aufenthalte sah und erfuhr, mit glühendem Gefühl und mit einer oft orientalisch farbenreichen Fantasie in seinen Liedern und Gedichten darstellt; nur in der Sprache ist er ungleicher als Opitz. Vom Uebel war aber schon, daß diese Dichter nicht eigentlich allgemeine Deutsche, sondern nur schlesische Provinzial-Dichter zum Theil wirklich waren, zum Theil als solche wenigstens angesehen wurden. Je mehr seit dem unglücklichen Bürgerkriege, dessen Flamme durch die Theilnahme von halb Europa, und durch die Arglist fremder Staatskunst genährt, dreyßig Jahre lang Deutschland verheerte und verwüstete; je mehr seit dem noch unglücklichern Frieden von 1648 die Kraft der deutschen Nation gebrochen war, je mehr ging auch der deutschen Poesie der Stoff aus, und endlich sank sie fast ganz herab zu bloßen Gelegenheitsgedichten, und zu einer entarteten üppig spielenden Künsteley, wie meist immer geschieht, wo sie keinen rechten Gegenstand mehr hat, und das wahre Leben schon entflohen ist. Diesen unechten Geschmack brachte Hoffmannswaldau auf, Lohenstein machte ihn, eben weil er nicht ganz ohne Talent war, allgemein herrschend. Es war dieser Zeitraum von 1648 bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die eigentliche Epoche der Barbarey, und eine Art von Zwischenreich und chaotischem Mittelzustand in der deutschen Litteratur, wo die Sprache selbst zwischen einem seynsollenden Halbfranzösisch, und

einem verwilderten Deutsch schwankend, zugleich verkünstelt war und doch gemein. Auch in Rücksicht des politischen Zustandes, war die Zeit unmittelbar nach dem westphälischen Frieden für Deutschland die schmachvollste und unglücklichste. Mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, erhob sich Deutschlands Kraft von neuem; Oesterreich erstieg wieder den höchsten Gipfel der Macht und des Ruhms, mehrere der ersten Thronen in Europa wurden von deutschen Fürstenhäusern bestiegen, während eines derselben in Deutschland selbst zur königlichen Würde emporstieg. Dieß alles mußte wenigstens allmählig günstig und erweckend auch auf den Geist, auf Bildung und Sprache wirken. Mehrere Fürsten waren selbst durch das Interesse des Staates aufgefordert, die Wissenschaften zu befördern. Es wirkte auch, aber nur sehr langsam und anfangs schwach, denn die Hindernisse waren groß, Sprache und Kunst selbst auf falschem Wege verirrt. Die ersten in Gedanken und Sprache bessern lyrischen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts waren doch größten Theils auch wie ihre Vorgänger im siebzehnten, auf dieselbe Gattung galanter Hof- Staats- Fest- und Gelegenheitsgedichte beschränkt. Die, welche in der Sprache die sorgfältigsten waren, Hagedorn und nach ihm Uz, ahmten allzu oft nur französische oder englische Dichter obschon nicht unglücklich nach, seltener nur sprachen sie sich selbst aus, in Gedichten eigner Erfindung, und in Lie-

dern eignen Gefühls. Diejenigen, welche durch einen höhern Schwung wie Haller, oder durch eine glückliche Leichtigkeit und Fruchtbarkeit wie Gleim, am meisten Dichter genannt zu werden verdienen, sind in der Sprache nichts weniger als correct, oft entschieden fehlerhaft. Sehr groß bleibt dennoch ihr Verdienst, wenn man, was sie für die Sprache und deren Ausbildung thaten, mit dem Abgrunde von Barbarey zusammen hält, aus dem sie dieselbe wieder herausarbeiten mußten, und sie darnach beurtheilt. Noch größer erscheint dieß Verdienst, wenn man auch die ungünstigen Umstände und Verhältnisse mit erwägt. Einige von jenen ersten Bearbeitern der deutschen Sprache und Dichtkunst starben früh, wie Kleist, dem auch so vielleicht die Palme unter allen gebührt, Kronegk und Elias Schlegel; andere gingen ins bürgerliche und praktische Leben über, ließen sich im Auslande nieder, oder wurden doch sonst zerstreut. Es fehlte an einem vereinenden Mittelpunkte, den man allgemein aber vergeblich von Friederich dem Zweyten erwartete. Man pflegt in den neuesten Zeiten diesen König von Preußen wohl damit zu entschuldigen, daß man sagt, deutsche Sprache und Gelehrsamkeit seyen, wie er auf den Thron kam, in einem solchen Zustande gewesen, daß man sich nicht verwundern dürfe, wenn ein so geistvoller Monarch sich mit Ekel und Geringschätzung davon weggewandt habe. Im Allgemeinen aber ist dieß

nicht gegründet; wie viel hätte ein König vermocht für deutsche Sprache und Geistesbildung zu thun, zu dessen Zeit Klopstock, Winkelmann, Kant, Lessing und neben diesen Geistern von erster Größe, so manche andere verdienstvolle Männer, zum Theil in seinen eignen Staaten gebohren, der Wissenschaft und der Kunst lebten! Wo möchte wohl je eine Regierung mehrere Männer von solcher Größe auf einmahl finden, um einen Gelehrten Verein zu bilden; und was waren es denn für Ausländer, denen der König den Vorzug gab, den einzigen Voltaire ausgenommen? Ein Maupertuis, ein la Metrie, gewiß eben nicht die auserlesensten der französischen Litteratur. Man darf es daher Klopstocken nicht verargen, wenn er mit einem Selbstgefühl, das ihm wohl erlaubt war, durch jene Vernachläßigung deutscher Kunst und Sprache sich selbst so zu sagen, persönlich beleidigt fand. Er hat dieß bitter empfunden, und oft geahndet, indem er, freylich sehr zu des Königs Nachtheil, denselben in dieser Beziehung mit Caesar zusammenstellt. Zu dessen Zeit ward auch in Rom mehr griechisch, schlecht oder gut geredet und geschrieben, als nur irgend französisch im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Classische Geisteswerke hatte die römische Sprache damahls auch eben so wenig, oder doch nicht bessere aufzuweisen, als die neuere deutsche Litteratur vor 1750. Gleichwohl hielt Caesar es der Mühe werth, seiner Sprache die sorgfältigste Aufmerksam-

keit zu widmen, ja selbst Forscher und Sprachlehrer in ihr zu seyn. Dadurch ward er der erste Redner seiner Zeit und einer der ersten Schriftsteller in seiner Sprache, was in einer fremden in dem Maaß zu seyn, noch niemanden gelungen ist. Für das Ganze war es vielleicht ein Gewinn, wenn jener, damahls so allgemein ersehnte deutsche Gelehrten Verein nicht zu Stande kam. Manches einzelne würde sich glücklicher und schneller entwickelt, dagegen aber die deutsche Litteratur überhaupt vermuthlich einen beschränktern Geist und Umfang, und statt des allgemein deutschen zu sehr einen besondern Provinzialcharakter erhalten haben. Sie hätte eine etwas schnellere Entwicklung zu theuer erkauft, mit dem was ihr bis jetzt noch am meisten ihren eigenthümlichen Werth giebt, dem Reichthum und der Freyheit. Der ganze Standpunkt aber, von welchem jene Entschuldigung Friedrichs des Zweyten ausgeht, ist nicht der rechte. Wenn die Könige mit der Begünstigung der Wissenschaften überall warten wollen, bis es Schriftsteller in Menge giebt, bis diese durch sich selbst hinlänglich berühmt, und vielleicht schon in ihrer Kraft erschöpft und abgelebt sind; so bleibt ihnen freylich nichts übrig, als die erprobtesten unter den Schriftstellern, die unschädlichsten und invalidesten in einer Art von Verpflegungsanstalt, unter dem Namen einer Akademie der Wissenschaften zusammen zu thun. Wollte man aber den Geist einer

Nation wahrhaft bilden und leiten, so müßte man grade der noch jugendlichen und nicht ganz entwickelten Talente sich bemeistern, ihnen freyen Spielraum gönnen, und reichliche Hülfsmittel der Entwicklung, dagegen aber auch die wahre Richtung auf das geben, was in einem nationalen und großen Sinn allgemein nützlich zu heißen verdient. Klopstocken ist für seine Person jenes Gefühl um so eher zu verzeihen, da er unstreitig fähig gewesen wäre, nicht bloß in der Dichtkunst, sondern in allen Theilen, und in dem ganzen Gebiete der Litteratur einen neuen Geist und einen wohlthätigen Einfluß zu verbreiten. So viel Böses Voltaire in Frankreich, eben so vieles und mannichfaltiges Gutes hätte Klopstock nach seinem umfassenden Geiste in Deutschland wirken mögen, wenn ihm Raum und Gelegenheit, Macht und Hülfsmittel dazu gegeben worden wären.

Klopstock stand ganz einsam, und fast allein damahls in der deutschen Welt mit seinem hohen Nationalgefühl, welches nur von wenigen mitempfunden, von niemanden verstanden ward. Es blieb ihm also nur übrig, es in seiner Poesie nieder zu legen. Mit der Messiade beginnt eigentlich der höhere Aufschwung der neuern deutschen Litteratur; so unermeßlich ist das Verdienst derselben, besonders in Sprache und Ausdruck, obwohl dieß Gedicht meistens nur dem Nahmen nach im Allgemeinen bewundert wird, wenigstens im Gan-

zen nie wahrhaft wirksam, in das lebendige Gefühl übergieng. Der Plan leidet an denselben Schwierigkeiten, die noch kein Gedicht von dieser Art, und über solche Gegenstände ganz hat lösen können. Am glücklichsten ist Klopstock überhaupt als Dichter wohl in den elegischen Stellen. Jede Regung, jede Stufe, Tiefe und Mischung der elegischen Gefühle, weiß er als Meister darzustellen; und hier reißt er den Mitempfindenden fort, der ihm gern folgt, wie weit auch der Dichter jenem Strome, und dem Gange seiner Empfindung sich überlassen mag. Selbst für einen der gefallnen Geister, den Abbadona, weiß er daß innigste Mitgefühl zu erregen. Es ist aber noch ein anderes Element in seiner Poesie, außer jenem elegischen Gefühle, was oft störend wirkt. Dieses ist die rhetorische Kunst, die ihn bisweilen zu Uebertreibungen verleitet; daher er oftmahls in der Prosa mit erzwungener Kürze, Sentenzen, einzelne Gedanken und Wendungen bis zur Unverständlichkeit abschärft und zuspitzt, in dem epischen Gedicht aber, in den entgegengesetzten Fehler kunstreicher, aber allzulanger Reden sich ergießt. Sind schon im Virgil und Milton die Reden nicht gespart, und oft von einer beträchtlichen Länge, so trifft der gleiche Vorwurf die Messiade in noch ungleich höherm Maaße. Geben wir ihm als Dichter auch zu, daß alle diese himmlische Personen sich der menschlichen, ja der deutschen Sprache bedienen dür-

fen, so wird doch niemand sich leicht überreden können, daß diese geistigen Naturen sich so gar weitläuftiger Reden unter einander bedienen sollten.

Daß nicht bloß die Nation, sondern auch der Dichter selbst unbefriedigt war, und mit sich selbst nicht Eins über das Ganze der Messiade, das kann auch der große Abstand bestätigen, welcher die zweyte Hälfte des Gedichts von der ersten unterscheidet.

Es lag in Klopstocks Geist ein erhabener Begriff von einer neuen und besonders deutschen Poesie. Mit mächtiger Hand stellte er gleichsam die äußersten Endpunkte hin zu diesem großen Entwurf, den er freylich nicht ganz ausführen konnte; auf der einen Seite das Christenthum in der Messiade, auf der andern die nordische Mythologie und altgermanische Vorzeit erfassend, als die beyden Hauptelemente aller neuern europäischen Geistesbildung und Dichtkunst. Die nordische Mythologie und Edda fingen dänische Forscher und Dichter damahls schon an, wieder an das Licht zu ziehen, und von neuem zu beleben. Ein Verdienst, woran denn auch Klopstock Theil nahm; nur daß einzelne lyrische Gedichte und abgerissene Anspielungen nicht eben geeignet waren, eine bis dahin bloß den Freunden des nordischen Alterthums bekannte Mythologie wieder in die lebendige Poesie einzuführen; was nur durch ausgeführte darstellende Werke geschehen kann, wie es die dänischen Dichter thaten.

Von Klopstocks Herrmann, nebst dem Messias dem größten seiner Werke, gilt auch was über die Wahrheit und Mannichfaltigkeit des elegischen Gefühls in seiner Poesie schon gesagt worden ist, so wie über den Mißbrauch des rhetorischen Scharfsinns. Als dramatisches Gedicht war es freylich in die Ferne hinaus gedichtet, für eine künftige mögliche Bühne, nicht für die damahls wirkliche, die zu jener Zeit, wie auch später, eher zu allen andern Vergnügungen, Zwecken, Uebungen und Versuchen gebraucht ward, nur nicht zu den poetischen. Es waren nur die beyden äußersten Endpunkte der neuen deutschen Poesie, welche Klopstock ergriff und aufstellte; alles was in der Mitte lag zwischen dem Christlichen und Nordischen, und eben aus dieser Vereinigung hervorgegangen ist, war ausgelassen; das ganze Mittelalter, die tausend, oder etwa zwölf hundert Jahre, von Attila bis auf den westphälischen Frieden, wenn man diesen, wie billig auch in dieser Hinsicht als eine Epoche, und als die Gränzlinie ansehen will, wo die Poesie in der Geschichte aufhört. Es fehlte also grade die Region, welche sich jederzeit als die fruchtbarste für die neuere Dichtkunst bewährt hat, und in welcher sie auch, wenn sie einen historischen Gehalt haben, und national seyn soll, nicht eben ganz ausschließend, aber doch vorzüglich verweilen und sich ansiedeln muß. Diese große Lücke, welche Klopstock noch gelassen hatte, auszufüllen, da-

hin wirkten ganz besonders zwey Schriftsteller; Bodmer, als Gelehrter, Wieland als Dichter. Bodmer liebte den alten romantischen Rittergesang und zog die altdeutschen Reichthümer in dieser Gattung zuerst wieder an das Licht; doch auf eine Art, die für das erste noch nicht so allgemein wirken konnte. Wielands Poesie ging ganz auf das Romantische, was Klopstock unbearbeitet gelassen hatte. Allerdings hätte ein historisch romantisches Gedicht nach Art des Tasso, wenn auch nicht grade aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, doch sonst irgend aus dem reichen Dichter-Vorrath des Mittelalters gewählt, noch mehr zu diesem Zweck wirken müssen, als ein Stoff, wie der des Oberon, welcher fast ohne historischen Boden, mehr zu einem bloßen Spiel der Fantasie nach Ariosts Weise sich eignete. Aber auch so, und ungeachtet einiger Unvollkommenheiten und allzu modernen Einmischungen, war diese Erregung des romantischen Gefühls von hohem Werth. Schade nur, daß der Dichter diese Bahn der fröhlichen Wissenschaft der alten Rittersänger, und überhaupt die Poesie so bald verließ. Dieses ist der größte Vorwurf welchen man dem Dichter des Oberon zu machen hat, daß derjenige, welcher der deutsche Ariost, oder doch der Nebenbuhler des italiänischen hätte werden können, statt dessen es vorzog der Nachahmer eines Crebillon in Prosa zu seyn; ungeachtet es doch so einleuchtend ist, daß er in dieser, auch was

Sprache und Ausdruck betrifft, nie so glücklich war als in Gedichten, unter denen, wie ich glaube, vorzüglich der Oberon seinen Ruhm wohl dauerhafter auf die Nachwelt bringen wird, als alle seine griechischen Romane.

Unter den übrigen Dichtern der ersten Generation ist Geßner der eigenthümlichste. Seine Dichtung aber, sich entfernt haltend von aller bestimmten und lokalen Wirklichkeit, und doch auch ohne alle entschiedene Dichtung und Mythologie, schwebt zu sehr im Unbestimmten, und wird eben dadurch einförmig und wirkungslos. In der Sprache ist er sehr lobenswerth, nur daß auch hier in der sonderbaren Entäußerung von Reim und Metrum bey einer solchen Poesie sich dieselbe Hinneigung zum Formlosen und Unbestimmten offenbart.

In einer Rücksicht wirkte Klopstocks Lehre und Beyspiel beynahe ungünstig auf die deutsche Sprache. Daß er in ihr die alten Sylbenmaaße zu üben und anzuwenden versuchte, war wohl an sich nicht tadelnswerth. Um eine Sprache aus dem Zustande gänzlicher Verwirrung herauszureissen, sind strenge, kunstreiche auch fremde Formen sehr heilsam, um nur aus dem gewöhnlichen nachlässigen Gange mit einem Mahle, wenn auch anfangs nicht ohne einige Anstrengung und Gewalt heraus zu kommen. Auch ist der alte Hexameter dem deutschen Ohre schon vertraulich geworden.

So sehr man indessen die Versuche in fremden Formen als Kunstübungen für die Sprachbildung in Schutz nehmen mag, die ihr unstreitig viel verdankt; für ein eigenthümlich episches Nationalgedicht würde die Wahl eines fremden Sylbenmaaßes immer nicht zu empfehlen seyn; denn hier ist die erste Bedingung die, daß das Gedicht nicht bloß dem Sinn sondern auch dem Ohre leicht faßlich sey, und in der Sprache einheimisch wie von selbst in Gesang übergehe. Bey dem Hexameter tritt noch die besondre Schwierigkeit ein, daß, wenn er freyer und weniger streng behandelt wird, diejenigen unbefriedigt bleiben, denen doch eigentlich dadurch ein Fest bereitet werden soll; strebt aber der Dichter dabey nach der höchsten rhythmischen Kunst, so kann dieß besonders in einem längern Gedichte schwerlich gleichförmig durchgeführt werden, ohne daß der Inhalt darüber hintangesetzt würde und selbst die Sprache hier und da Gewalt erleide. Klopstocks Messiade war freylich schon ihrem Inhalte nach nicht für die ganz allgemeine Verständlichkeit und Wirkung bestimmt, sondern auf eine kleine Sphäre beschränkt; um so eher ließe sich jene Wahl des Sylbenmaaßes, wenn auch nicht rechtfertigen, doch einigermaaßen entschuldigen.

Gegen die Natur und den Geist der Sprache aber war es, wenn der vortreffliche Dichter dabey so weit ging, daß er den Reim haßte, ja sogar verbannen wollte, worin ihm seine Absicht jedoch nicht ge-

sungen ist. Eine Gewohnheit die neun hundert, oder tausend Jahr alt ist, denn so lang war es damahls, daß der Reim in hochdeutscher Sprache geübt ward, und durch die so lange Uebung tief eingewurzelt in die ganze Structur der Sprache, diese ist so leicht nicht auszurotten. Allein es ist auch nicht bloß Gewohnheit, sondern der Reim geht aus dem ursprünglichen Wesen der deutschen Sprache selbst hervor. Klopstock hat geglaubt, die allerältesten deutschen Gedichte und Lieder seyen bloß rhythmisch, und ohne Reim gewesen. Allein das letzte ist nicht gegründet; es ist zwar nicht grade unsre Art zu reimen, durch einen vollkommen gleichen Endfall am Schluß der Verse, was darin herrscht. Aber jene unvollkommneren, aber doch sehr regelmäßig bestimmten Anklänge und Reime zwischen den bedeutenden Sylben und Worten, auch in der Mitte oder am Anfang der Verse; in der Weise, welche in den isländischen und altskandinavischen Gedichten herrscht, und unter dem Nahmen der Alliteration bekannt ist, war in der gesammten germanischen Sprache herrschend, und alle noch vorhandenen altsächsischen Lieder, sowohl die in England als die in Deutschland gedichteten, sind in dieser besondern Art und ältern Form der Reimverse abgefaßt. Der Uebergang von dieser Weise zum vollkommenen Reim war sehr leicht. Es darf daher nicht befremden, wenn wir alle deutsche Mundarten schon in frühen Zeiten ihrer Entwicklung,

sich desselben bedienen sehen. Es hängt dieses selbst mit dem noch jetzt geltenden Grundgesetz der deutschen Aussprache und Sprache zusammen. Es besteht dieses von allen Sprachforschern dafür anerkannte Grundgesetz darin, daß wir auf die bedeutenden Sylben, besonders die Stammsylben ein Gewicht legen, was mit der Bedeutung und Wichtigkeit selbst steigt; wir messen die Sylben nicht, sondern wir wägen sie. Wir accentuiren nicht bloß zur äußern Verständlichkeit für den Zuhörenden, sondern in das Wort selbst versenkt, fühlen wir gleich die bedeutenden Wurzellaute heraus, bey diesen als bey der Hauptsache verweilend, ohne auf die flüchtigen Nebensylben einen Werth zu legen. Auf diesem, nach dem innern Gehalt sich abwägenden längern oder kürzern Verweilen bey den bedeutenden Sylben, beruht alle eigenthümliche Schönheit der deutschen Aussprache, selbst der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutscher Lieder und Gedichte. Es giebt daher bey uns nicht Längen oder Kürzen wie bey den Alten, die unter sich für gleich angesehen werden, sondern unter den bedeutenden Sylben eine gar nicht zu bestimmende Menge von Abstufungen der Bedeutung und des Gewichts. Dieses ist das unübersteigliche Hinderniß, und der eigentliche Grund, warum es bey der Anwendung der rhythmischen Kunst nach den Grundsätzen der Alten in unsrer Sprache immer nur bey einer unvollkommnen Aehnlichkeit und Annäherung bleibt;

nie zu einer völligen Gleichheit kommen kann; denn um diese zu erreichen, müßte man die Sprache und selbst die Aussprache in ihren innersten Elementen zerstören und zerrütten. Eben dieses Grundgesetz unsrer Sprache aber führt auf einem eignen Wege auch zum Reim. In Sprachen ganz ohne Rhythmus, wie die französische, ist der Reim unentbehrlich, schon durch das Bedürfniß einer fühlbaren Begränzung, Absonderung und Verbindung des Verses; hierbey kommt der Reiz des Unerwarteten, was doch vollkommen glücklich zutrifft, aber ganz von selbst so zu kommen scheint, sehr in Anschlag. In lebhaft accentuirenden Sprachen, wird der Reim wie in der italiänischen und spanischen, leicht die Gestalt eines bloß musikalischen Sylben- und Wortspieles annehmen. In der deutschen Sprache, obwohl sie dem Stamm und der Quelle näher und frischer entsprossen, sich nicht ohne Rhythmus bewegt, führte dennoch jenes Grundgesetz der Aussprache, jenes Verweilen bey den Wurzellauten und bedeutenden Sylben dahin, die Anklänge zwischen diesen zu bemerken, zu empfinden, zu suchen, und endlich zum Reim zu gestalten. Auf diesem eigenthümlichen Wege gelangte die deutsche Sprache zum Reim, und wenn gleich weder die französische, noch die italiänische, oder spanische Art zu reimen, auf unsre Sprache ganz anwendbar ist, so ist der Reim selbst doch ihrer Natur

gemäß, und wird, so lange sie nur besteht, nie aus ihr verdrängt werden können.

Dank verdient daher Wieland, wenn er das Spiel des Reims, wie es in jener fröhlichen Wissenschaft der Provenzalen, und in dem alten Ritter- und Minnegesang herrschend war, auch der deutschen Poesie zu erhalten suchte, und in Schutz nahm gegen den allzu einseitigen Eifer jener feyerlichen Eloahsänger, und ungereimten Bardenschaar, denen Klopstock, zum Theil freylich ohne es zu wollen, das Daseyn gab.

Ihn führte grade sein tieferes Forschen in der Sprache, weil er überall sich selbst Bahn machen wollte, hier und da zur Einseitigkeit und Paradoxie. In den letzten Fehler aus gleichem Grunde zu gerathen, davor war Adelung gesichert. Es hätte sich nach so vortrefflichen Vorarbeiten, wie schon für die Sprachforschung vorhanden waren, allerdings mehr erwarten lassen. Indessen bleibt was Adelung für die Sprache gethan, bey allen Mängeln und Fehlern, die man ihm in neuern Zeiten nachgewiesen hat, für den gemeinen Gebrauch und den ersten Anfang nicht ohne allen Werth und für seine Zeit nicht ohne Verdienst. Sein Hauptvorurtheil bestand darin, daß er die Reinheit der hochdeutschen Sprache, so wie er sie im Raume sehr eng auf die ehemahlige Markgrafschaft Meißen beschränkt, also auch in der Zeit den echten Geschmack sehr eng umzäumen wollte, auf eine kurze Epoche,

die er wohl etwas zu früh als das glückliche, obwohl schnell entschwundne, aber desto vollkommnere goldne Zeitalter der deutschen Litteratur anpries. Was ihm dabey eigentlich den Stab bricht, das ist seine Antipathie und Ungerechtigkeit gegen eben den Schriftsteller jener Zeit, der ohne allen Vergleich der größte und erste ist, gegen Klopstock; der nicht bloß als Dichter, der Sprache Meister, sondern ungeachtet einzelner Fehlgriffe und Paradoxien, auch als Forscher tiefer in den Geist derselben eingedrungen war, als Adelung selbst.

Wie relativ überhaupt der Begriff eines goldenen Zeitalters, wenigstens in Rücksicht auf unsre Litteratur, wie geneigt man sey, es nur immer rückwärts zu verlegen, das kann das Beyspiel eines Schriftstellers, aus eben jener so beneidenswerth und glücklich erscheinenden Zeit bestätigen, der wirklich so urtheilte. Gottsched verlegt in einem seiner Gedichte diese glückliche goldne Zeit bis in die Epoche Friedrichs, des ersten Königs von Preußen. Die Schriftsteller, welche er als die classischen in dieser Zeit preist, die also für die deutsche Litteratur ungefähr das seyn sollten, was Virgil für die römische, Corneille und Racine für die französische waren, sind vorzüglich Besser, Neukirch und Pietsch. Diese Dichter sind freylich jetzt nicht mehr so allgemein bewundert, als Gottscheds Lob es vermuthen ließe; er war aber dennoch so fest überzeugt, daß mit ihnen der menschliche Geist seinen höchsten

Gipfel, besonders aber die deutsche Dichtkunst ihre Vollendung erreicht habe, daß er meynt, das Zeitalter sey schon etwas im Sinken, und man spüre schon einigen Abgang von dem ganz reinen und eigentlich goldenen Geschmack. Dieß schrieb er im Jahre 1751, in demselben Jahre also, wo die ersten Gesänge der Messiade erschienen sind; mit welcher Erscheinung mir vielmehr, zwar kein solches alleingültiges und allein vortreffliches, goldnes Zeitalter, allerdings aber der neue Aufschwung der deutschen Litteratur zu beginnen scheint. Die schon oben genannten ersten, bessern und guten Dichter, die zum Theil noch vor Klopstock bekannt geworden waren, hatten meistens nur Lieder, oder sonst vermischte lyrische Gedichte hervorgebracht. Durch diese kann eine Litteratur, so sehr ihr solche, wenn sie schon übrigens im Wesentlichen reich ist, zur Zierde gereichen, unmöglich zuerst und allein begründet werden. Dazu wird ein großes Nationalwerk ernsten Inhalts erfordert, sey es nun geschichtlich, oder ein episches Gedicht, womit eine Litteratur wohl am glücklichsten beginnt. Es ist wahr, daß die deutschen Schriftsteller von der ersten Generation meistens alle eine vorzügliche und sehr lobenswerthe Sorgfalt auf die Reinheit der Sprache gewandt haben, weil der vorhergegangene Zustand das Bedürfniß einer solchen Sorgfalt allgemein fühlbar machte. Doch waren die ersten Anstrengungen auch hierin so wenig mit einem

gleichförmigen Erfolge gekrönt, daß ich nicht erst daran zu erinnern brauche, wie wenig auch Klopstock's Ausdruck in der Prosa, dem in seinen Gedichten zu vergleichen ist, oder wie weit Lessing's erste Jugendwerke, die in jene Zeit fallen, von seiner spätern reifen Schreibart abstehen. Selbst für die Sprachentwicklung läßt sich daher schwerlich eine solche Absonderung eines privilegirten Zeitraums in der deutschen Litteratur annehmen und rechtfertigen. Ich getraue mir den ganzen Zeitraum von 1750—1800 hindurch, fast von Jahr zu Jahr Werke zu nennen, die auch für die Sprache als erweiternd, ja als vortrefflich anerkannt werden müssen; ganz fehlerfrey, auch in dieser Hinsicht, möchten wohl gar keine zu finden seyn. Eben so wird man aber überall keinen Mangel haben an Beyspielen einer nachläßigen und ganz tadelhaften Schreibart, und zwar von nicht unbekannten Schriftstellern.

Es bietet sich eine andre Eintheilung dar, für die deutsche Litteratur, die sich als fruchtbarer bewähren dürfte. So bald man dieselbe in dem genannten, unstreitig sehr fruchtbaren Zeitraume von 1750—1800 geschichtlich betrachtet, so kann man allerdings die verschiedenen Generationen der Schriftsteller sehr deutlich unterscheiden. Diesen Unterschied aufzufassen ist um so wichtiger, da eine jede von diesen Generationen ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel hat, wovon der

Grund meistens in dem äußern Verhältnisse und in der Zeit selbst lag. Dieß muß man beobachten, damit man nicht Eigenschaften von einem Schriftsteller verlangt, die er in seinen Verhältnissen nicht wohl haben konnte, oder ihm Fehler zum Vorwurf macht, die eigentlich nicht sowohl ihn, als seine ganze Zeit treffen.

Zu der ersten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und erste Wirkungszeit in die funfziger Jahre fällt bis in den Anfang der sechziger. Die wichtigsten Dichter dieser Generation habe ich schon geschildert. Alle, welche in ihrer Art nicht ohne Verdienst sind, einzeln zu nennen, würden mir die Gränzen dieser Vorträge nicht erlauben. Anführen will ich wenigstens, daß der gelehrte Jesuit, Denis, nebst vielen andern Verdiensten sich auch das erwarb, die gereinigte Sprachbildung jener Zeit, besonders nach Klopstocks ernstem Geschmack, in dem Vaterlande seiner Wahl, dem damahls unter Maria Theresia nach überstandenen Gefahren, glücklich wieder aufblühenden Oesterreich einzuführen und anzupflanzen.

Von den Prosaisten gehören zu dieser ersten Generation einige Philosophen, die ich später nennen werde, selbst Kant in Rücksicht auf die Zeit seiner Geburth, die Epoche seiner Bildung und seiner ersten schriftstellerischen Versuche; vorzüglich aber Lessing und Winkelmann.

Die Schriftsteller dieser ersten Generation, tragen im Allgemeinen noch viele Spuren an sich von der ungünstigen Lage, in welcher die vernachlässigte deutsche Sprache und Kunst sich damahls befand, aus welcher sich beyde erst herausarbeiten mußten, und von den vielen innern und äußern Hindernissen und Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten. Wie sehr dieß selbst bey Winkelmann der Fall war, obgleich seine ersten, öffentlichen Versuche schon glücklicher auftraten, hat man uns, vielleicht mit zu weniger Schonung seines Andenkens, durch die Bekanntmachung seiner Briefe aufgedeckt. Kant ist die Spuren und Nachwirkungen dieses langen, harten, mühseligen und arbeitsvollen innern Kampfes nie ganz los geworden. Lessings Jugendversuche, besonders die dichterischen, sind nur als ein Tribut zu betrachten, den auch der Mann von Genie dem Zeitalter, in welchem er gebohren wird, auf eine oder die andre Weise zu entrichten pflegt. Die Poeten jener Zeit versetzen uns überhaupt, Klopstock ausgenommen, noch allzuoft in die ältere Epoche der galanten Gelegenheitsgedichte und auf Bestellung gemachten Carmina. Klopstock entwickelte sich als Dichter am freysten und schnellsten, doch läßt sich bezweifeln, ob er nicht in der Wahl seiner Werkzeuge und Gegenstände, in der Anlage seines Planes manche Mißgriffe, die selbst die herrliche Ausführung nicht ganz verdecken und vergüten kann,

würde vermieden haben, wenn er sich seinen Weg nicht ganz hätte selbst bahnen müssen, wenn er schon große Vorarbeiten und Versuche auf dem gleichen oder doch verwandten Wege vor sich gehabt hätte, in der eignen Sprache und aus einer nicht gar zu entlegenen Zeit. Dieß waren die nachtheiligen Wirkungen, welche jene Schriftsteller der ersten Generation, eben dadurch, daß sie die Ersten waren, nach der damahligen, anfangs sehr ungünstigen äußern Lage der deutschen Litteratur trafen. Aber auf einen starken Geist wirkt das Ungünstige der äußern Lage, was den Schwächern niederdrückt, oft vielmehr zu desto größerer Anspannung und Erhebung der Kraft. Besonders dahin, daß er diese mit ganzem Ernst desto mehr concentrirt auf ein hohes Ziel seiner Begeisterung, und auf ein großes Werk seines Lebens richtet. Dieses Concentriren aller Kraft auf ein großes Ziel, findet sich außer Klopstock vorzüglich auch bey Winkelmann, und auf andre Weise selbst bey Kant. Späterhin hat sich unsre Litteratur, besonders aber die Poesie vielfältig zu sehr vereinzelt und leichtsinnig zersplittert. Durch diesen Ernst, durch dieses hohe Streben sind denn auch die vorzüglichsten jener ersten Generation die eigentlichen Stifter unsrer neuen deutschen Litteratur geworden; nebst Klopstock und Lessing gilt dieß vorzüglich auch von Winkelmann, durch den die Neigung zu der Betrachtung des Kunstschönen eine so entschiedene und

charakteristische, vielleicht oft zu ausschließende, vorherrschende Eigenschaft derselben wurde. Es ist eine bloß künstlerische und ästhetische Ansicht, vorzüglich seit jener Zeit, ohne daß er selbst die Schuld davon trüge, in der deutschen Litteratur und Denkweise fast die allein herrschende geworden, die oft auch da gefunden wird, wo allerdings noch eine andre, sittlich nationale Beziehung oder religiöse Gesinnung den Vorrang behaupten und das Erste seyn sollte.

Sechszehnte Vorlesung.

Blick auf das Ganze. Epoche der genialischen Schriftsteller. Richtung der Poesie auf die Natur und lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutsche Kritik. Lessing und Herder. Vorherrschende aesthetische Ansicht. Lessing als Philosoph. Denkfreyheit und Aufklärung. Kaiser Joseph der Zweyte. Charakter der dritten Generation. Kantische Philosophie. Goethe und Schiller. Aussicht in die Zukunft. Fichte und Tieck. Welthistorische Bedeutung der deutschen Litteratur. Schluß.

Die neudeutsche Litteratur ist einer noch unaufgelösten Dissonanz zu vergleichen. Es dürfte vielleicht nicht schwer seyn, im Allgemeinen anzugeben, wo die Harmonie derselben zu suchen sey, und worin sie allein gefunden werden könne. Was würde es aber fruchten, wenn man das entfernte Ziel aufstellte, ohne zugleich auch die Wege anzuzeigen, welche dahin leiten, alle die täuschenden Abwege, welche vorbey und in die Irre führen, und die Hindernisse, welche noch auf dem We-

ge, welcher der rechte ist, entgegen stehen! Ehe sich an die Auflösung des Problems denken läßt, müssen wir das Problem selbst in seiner ganzen Mannigfaltigkeit auffassen und kennen lernen, und müssen allen den Fäden des noch ziemlich verschlungenen Ganzen folgen, ehe wir hoffen dürfen, diesen gordischen Knoten unserer Litteratur zu lösen.

Dazu sind diese historische Betrachtungen bestimmt, welche je näher wir der jetzigen Zeit rücken, um so weniger bey der Charakteristik des Einzelnen verweilen, um so mehr nur auf den allgemeinen Gang der Entwicklung und den herrschenden Geist der Litteratur sich beschränken müssen. Zu einer ganz vollständigen Geschichte der neuern deutschen Litteratur würde es vielleicht noch zu früh seyn. Manches wird erst dann ganz im rechten Lichte erscheinen, wenn alle seine Folgen sich noch mehr entwickelt haben. Hie und da fehlt es auch noch an Aktenstücken die wichtig seyn würden für die Geschichte deutscher Geistesbildung.

Die vornehmsten Dichter der ersten Generation habe ich schon zu schildern versucht. Von den Philosophen und andern Prosaisten zu reden verschiebe ich noch, um der Ordnung der Zeit so treu als möglich zu folgen, da die philosophischen Bestrebungen und Ansichten der beyden wichtigsten unter ihnen, Lessings und Kants erst etwas später in die allgemeine Denkart wirksam eingegriffen haben.

Nachdem die lange Fehde zwischen Oesterreich und Preußen endlich durch einen dauerhaften Frieden beschlossen worden war; genoß Deutschland auf lange Zeit einer auch für die Wissenschaften und Geistesbildung wohlthätigen Ruhe. Zwar schien es einmahl, als würde diese von neuem unterbrochen werden, aber die Gefahr war vorübergehend, und Deutschland blühte mächtig empor im Genuß des Friedens und seiner Kraft, wenn gleich es der wahren Ursache seines damahligen glücklichen Zustandes sich nicht überall deutlich bewußt war.

Die ersten Stifter der deutschen Litteratur, gereinigten Sprache und Dichtkunst, welche theils noch etwas vor Klopstock, theils unmittelbar nach ihm zu gleichen Zwecken wirkten, hatten in einer viel ungünstigeren äußern Lage, die größten Hindernisse zu bekämpfen gehabt. Viele derselben hatten sie besiegt, ihre großen ewig ruhmwürdigen Vorarbeiten hatten den Weg gebahnt, selbst ihre Mißgriffe und Mängel konnten den mit Geist nachfolgenden zur Belehrung dienen, und als erste Stufe um eine höhere Vollkommenheit zu erreichen.

Nicht wundern darf es uns daher, wenn wir die zweyte Generation deutscher Dichter und Schriftsteller, deren erste Entwicklung meistens in die siebziger Jahre fällt, sich mit größerer Kühnheit emporschwingen, und mit mehr Leichtigkeit bewegen sehen. Sie benutzten und

erndteten, was die Ersten, die Stifter gesäet hatten. Als Dichter bezeichnen diese Epoche, Goethe, Stolberg, Voß, Bürger; es könnten diesen noch einige andere Nahmen hinzugefügt werden, die als Dichter entweder gleichzeitig mit jenen, etwas früher oder später, ungefähr in derselben glücklichen Zeit emporblühten, an Genie ausgezeichnet, wenn auch durch die Natur ihrer Werke, oder durch äußere Verhältnisse nicht zu so allgemeinem Ruhm gelangt. Außerdem reihten sich jenen wahren Dichtern noch manche andere an, welche mit einer genialischen Kraft prahlten, die sie eigentlich nicht besaßen, und dadurch jene Epoche und den Nahmen des Genis selbst, wenn dieß durch den Mißbrauch jemahls möglich wäre, beynahe in übeln Ruf und Mißcredit gebracht hätten. Um sich aber zu überzeugen, daß jene Epoche eine der glücklichsten für den Aufschwung des deutschen Geistes, und wirklich reich war an genialischer Kraft, darf man sich nur erinnern, daß Jakobi, Lavater, Herder, Johannes Müller, nach der Zeit ihrer ersten Entwicklung, und auch nach dem Charakter ihrer Schriften ganz dieser Epoche angehören; Männer deren Ruhm zum Theil nicht auf Deutschland beschränkt, auch in dem übrigen Europa sich verbreitet hat. Die Schriftsteller dieser zweyten Generation sind wie im Geist und der ganzen Art, so auch in Sprache und Styl durchaus verschieden von den vorigen. Ihre Schreibart ist voll Seele, Feuer

und Leben; sinnreich begeistert oder witzig; immer eigenthümlich und neu, oft sehr kunstvoll im Einzelnen. Die Gleichförmigkeit aber im Ganzen, die strenge Ordnung, daß rechte Maaß, fehlen oft, ja sogar die nothwendige Sorgfalt für Reinheit und Richtigkeit der Sprache findet sich nicht überall. Dieß gilt selbst von Herder und Johannes Müller, an umfassender Kenntniß den reichsten, durch mannigfaltige Uebung den gewandtesten jener Epoche. Fast möchte es also scheinen, als hätten die Anhänger der ersten Epoche Recht darin, wenn sie behaupten, die Reinheit der Sprache werde wo nicht ausschließend, doch in einem höhern Maaße bey jenen ersten deutschen Schriftstellern gefunden. Doch ist auch dieß nicht allgemein gegründet; bey einigen Schriftstellern, und besonders Dichtern, bey Voß, Stollberg, in vielen Werken von Goethe, findet sich diese Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit; wie nur irgend bey einem Dichter oder Schriftsteller der ersten Zeit. Bey Voß geht die Sorgfalt für die Sprache sogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden sich in einigen der leichtern, der frühern oder der spätern Werke von Goethe einzelne Vernachläßigungen, so ist dagegen in seinen edelsten Gedichten die Sprache so schön, als sie es im Deutschen nur seyn kann, und zwar mit einer kunstlosen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopstock nicht hat.

Nicht nur bereichert wurde die Sprache durch das Genie dieser Schriftsteller und Dichter, die sich, auf der Bahn, welche die ersten gebildet hatten, nun noch ungleich kühner und freyer bewegten, sondern in einzelnen Werken auch durchaus in fleckenloser Reinheit und schöner Vollkommenheit dargestellt. Die Poesie nahm jetzt eine ganz neue Richtung. Früherhin hatte sich dieselbe in zwey Partheyen getheilt, nachdem man entweder Wieland oder Klopstock vorzüglich zum Vorbilde nahm. In den Gedichten der Einen floß alles über von Musen und Grazien, von Liebe und Rosen, Amorinen und Zephyren, Nymphen, Dryaden und Hamadryaden. Die andern suchten den Nachhall der alten Bardenlieder bald auf dem Eistanz oder der Bärenjagd zwischen Felsen und Klippen zu ergreifen, oder sie wandelten mit Eloah unter Wolken, auf Sonnenbesäeten Himmelsbahnen; und ließen sie sich je zur Erde herab, so war es in Donner, Sturm und Ungewitter gleich der Posaune des Weltgerichts. Zwischen diesen beyden Extremen einer einförmigen Erhabenheit, und jener allzusüßen, halb griechischen, halb modernen Zärtlichkeit in der Mitte, strebten die neuen Dichter nach einer kräftigen Wirklichkeit und Natur. Sie suchten ihre Poesie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen, als seyen so einzelne, abgerissene aber kräftige Handzeichnungen, recht nach dem Leben, dasjenige wodurch auch die Dichtkunst am mei-

sten wirken, und was sie vorzüglich leisten solle. Den Homer als einen großen Dichter der lebendigen Natur, suchten sie alle sich besonders anzueignen; wetteiferten bald ihn auch in die deutsche Sprache zu übertragen. Oder sie erweckten auch mancherley Erinnerungen altdeutscher Geschichte, Kunst und Gesangsweise; freylich war nicht immer noch eine genaue umfassende Kenntniß der altdeutschen Geschichte und Denkart, Sprache und Kunstweise mit diesem Streben verbunden. Es waren meistens nur Anklänge, deren mehrere doch an sich vortrefflich, oder auch in ihren Folgen sehr fruchtbar waren. Der einzige Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand ward der Stammvater eines ganzen unübersehlichen Geschlechts von in Blech gekleideten Rittern und Reiterschaaren, welche noch in unsern Tagen die altdeutsche Freyheit und ein edles Faustrecht wenigstens auf der Bühne erhalten. So sehr indessen dieses Werk nicht bloß aus jugendlichem Uebermuth und wie mit Absicht, nicht bloß völlig regellos, sondern sogar formlos genannt werden muß, wie unvollkommen selbst die Geschichte des dargestellten Zeitalters darin aufgefaßt seyn mag, es bleibt ein reichhaltiges dichterisches Gemälde von dauerhaftem Werth; mehr als irgend ein anderes von den übrigen Jugendwerken desselben Dichters, wo er seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart anknüpfen wollte.

Im Ganzen ward die Dichtkunst durch diese neue

Richtung vielleicht zu sehr von der hohen Idee, welche Klopstok von ihr aufgestellt hatte, in das Einzelne zerstreut und zersplittert, zu sehr in die Sphäre des Wirklichen herabgezogen, und eben durch diesen Drang nach der unmittelbaren Wirkung und Gegenwart zu frühzeitig und zu ausschließend auf die Bühne hingelenkt. Mir wenigstens scheint es, als müßte die Bühne bey einer Nation um so glücklicher aufblühen und sich entwickeln, je später dieß geschieht. Vielleicht verdankt selbst die griechische Bühne ihre Vortrefflichkeit zum Theil diesem Umstande. Schwerlich kann ein Theater jemahls gedeihen, wenn nicht Litteratur und Poesie besonders die ernsteren Gattungen derselben, schon mannichfaltig angebaut, und eben dadurch höhere Geistes- und Kunstbildung fest begründet sind. Dazu war wohl ein glücklicher Anfang damahls in Deutschland gemacht, aber durchgeführt war der Entwurf, und allgemein verbreitet eine solche Denkart noch nicht. Lessings Kritik trug zufälliger Weise auch dazu bey, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bühne zu lenken. Ob er als Kunstrichter, ungeachter aller Kenntnisse und des großen Scharfsinnes, welchen er besaß, für die deutsche Bühne durchaus vortheilhaft gewirkt habe, ist wohl schwer zu entscheiden. Aus den ungelenken Uebersetzungen von Corneille oder Voltaire, gerieth man jetzt in die Diderotsche Gattung der moralischen Familiengemählde, und hielt lange Zeit selbst die Prosa für ein

Erforderniß einer recht natürlichen Darstellung; damit um so eher auch die Sprache von allen Banden befreyt, dem formlosen Inhalt entsprechen könnte. Doch das ging vorüber: die Verehrung Shakespears, zu welcher besonders auch Lessing mitgewirkt hatte, blieb, und mit ihr ein höherer Begriff von Natur in der Darstellung, als der in den Familiengemählden nach Diderots Art herrschende.

Lessing war als Kunstrichter mehr dazu geeignet einzelne Punkte in ein helles Licht zu setzen, besonders aber eingewurzelte Vorurtheile zu wiederlegen und auszurotten, als einem Werke der Kunst, einem einzelnen Künstler oder einer gesammten Gattung nach dem ganzen Verhältniß zu der allgemeinen Geistesbildung ihre rechte Stelle und ihren wahren Werth in dem Stufengange der Kunstentwicklung anzuweisen. Ein Werk von hoher Vollkommenheit so zu betrachten und zu bewundern wie etwa Winkelmann, dazu hatte er nicht Ruhe genug. Und dieß gehört doch wesentlich zu einer vollständigen Kenntniß und Beurtheilung der Kunst oder einer Art derselben nach dem Ganzen ihrer Geschichte und Entwicklung. Nur in den vollkommnen Werken wird das Wesen einer Kunst, nur durch eine ruhige Betrachtung wird die Vollkommenheit solcher Werke ganz erkannt; nicht durch Tadel des Einzelnen oder der unvollkommnen verfehlten Hervorbringungen. Lessings Kritik geht mehr auf die Grundsätze

als auf die Charakteristik des Vollkommenen; und mehr auf die Widerlegung der falschen Grundsätze, als auf die Begründung der wahren. Er ist auch in der Kritik mehr Philosoph als Kunstbetrachter. Die Biegsamkeit der Fantasie fehlt ihm, mit welcher Herder sich in die Poesie aller Zeiten und Völker zu versetzen weiß. In der Philosophie der Geschichte ist es eben dieser Sinn für das Poetische in dem Charakter der Sage einer Nation, die Gabe sich in ihre individuelle Denk- und Lebensweise zu versetzen, was Herdern eigenthümlich auszeichnet; selbst als Theologe war es die Poesie der Hebräer, die ihn am meisten anzog. Man könnte ihn den Mythologen unsrer Litteratur nennen, wegen dieses allgemeinen Sinnes für Poesie, dieser Gabe, die alte Sage zu empfinden, sich in alle Gestalten und Hervorbringungen der Fantasie mitempfindend zu versetzen; die selbst einen hohen Grad von Fantasie voraussetzt. Nur kritische Genauigkeit und philosophische Tiefe darf man von diesem an Geist, Gefühl und Fantasie reichen, aber seiner Naturanlage nach durchaus aesthetischen Schriftsteller nicht erwarten.

Seit Winkelmann ward überhaupt eine fast über alle Gegenstände sich verbreitende künstlerische und aesthetische Ansicht immer mehr, ja man kann sagen ausschließend herrschend. Nicht bloß die natürliche Neigung des deutschen Geistes zur Kunst und Poesie ver-

anlaßte dieß, sondern auch die gänzliche Entfernung der meisten hier sich entwickelnden Talente von einem öffentlichen Wirkungskreise, mußte dazu beytragen. Es blieb dem deutschen Geiste meistens nur die Wahl zwischen den zwey Wegen der innern von dem bürgerlichen Leben mehr abgesonderten, oder doch erst später wieder dahin zurückkehrenden Thätigkeit, der künstlerischen und der philosophischen. Die erste war Anfangs überwiegend herrschend, selbst zum Nachtheil der letztern; indem manche Schriftsteller, weil sie ihr ganzes Leben, oder doch den größten Theil desselben, der Betrachtung der Kunst, oder der Beschäftigung mit ihr, und ihren Grundsätzen gewidmet hatten, die Anlage zur Philosophie, die sie besaßen, nicht ganz oder doch nicht hinreichend entwickelten, um auch von dieser Seite wirksam zu werden. Selbst in Winkelmann ist eine solche, und zwar sehr edle Anlage ganz unverkennbar; allen seinen hohen Kunstideen liegt eine platonische Begeisterung zum Grunde, die er an der Quelle geschöpft hatte und die herrschende Denkart bey ihm war. Unter allen Arten der Philosophie stimmt diese wohl am meisten mit der Kunstbetrachtung überein; doch ist dieser Platonismus so stark in ihm, daß er ihn nicht selten über alle Kunstbetrachtung hinausführt. Besonders in den spätern Schriften nimmt dieser philosophische Hang zu, und ich weiß nicht, ob es nicht ein großer Gewinn für die deutsche Philosophie gewe-

sen wäre, wenn sie mit einem solchen Platoniker begonnen hätte, wie Winkelmann es hätte seyn können.

Lessing legte, da sein Geist die Höhe der männlichen Reife erreicht hatte, die antiquarischen Untersuchungen, Theater und Kunstkritik, denen er sein früheres Leben gewidmet hatte, gleich wie Jugendübungen bey Seite. Die philosophische Erforschung der Wahrheit ward das Ziel aller seiner spätern Bestrebungen, denen er sich mit einem Ernst, einer Begeisterung für die Sache hingab, wie vorher keinem andern Geschäft. Denn in jenen andern Fächern, in denen er früher geglänzt hatte, scheint er oft mehr nur wie zum Spiel sich seiner genialischen Kraft zu überlassen, besonders gegen schwächere Gegner, als daß es ihm um die Sache selbst, und aus eigner Wahl so ernst gewesen wäre. Wie sehr es seiner Natur auch ein Bedürfniß gewesen seyn mochte, sich in den mannigfaltigsten Kunst- und Geisteswegen zu üben, sein eigentlicher Beruf war unverkennbar die Philosophie. Nur daß er darin zu weit über seinem Zeitalter stand, um allgemein verstanden zu werden: was um so schwerer war, da seine Philosophie gar nicht zur Reife und vollkommnen Entwicklung kam, es also bey seiner ganz unsystematischen Art sich mitzutheilen, bloß bey gelegentlichen und indirecten Aeußerungen und hingeworfenen Zügen und Umrissen, wie von einer Skizze blieb.

Von den Philosophen der ältern Schule hatte

Sulzer nach damahls herrschender Art sein Denken und Forschen vorzüglich der Kunst gewidmet; Mendelsohn gesucht, die allgemeinen Wahrheiten der Religion philosophisch zu begründen; Garve gehörte zwar nicht der Leibnitzischen Schule, aber doch in Rücksicht seiner ganzen Art jener ältern Zeit an. Er widmete sich besonders der Moralphilosophie der Engländer und der Alten; aber zum sichern Beweise nach dem Erfolg, den er hatte, daß eine solche mehr nur auf das Wahrscheinliche und Annehmliche begründete und gebildete Moral und Philosophie des Lebens ohne eine tiefere Begründung und allgemeine Erkenntniß dessen, was denn eigentlich an sich wahr und gewiß ist, dem deutschen Geiste nicht genug thun könne. Wielands philosophische Romane trugen dazu bey, unter einem sokratischen Gewande, besondes unter den höhern Ständen eine Moral zu verbreiten, welche im Grunde epikurisch war. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die allgemeine Denkart; wenigstens war diese etwas allzunachgiebige und unmännliche Sittenlehre eben keine passende Vorbereitung für die schweren und erschütternden Kämpfe, welche dem Zeitalter und der Nation bevorstanden.

Kant war noch nicht berühmt geworden. Ganz abgesondert von den übrigen ging Lavater seinen eignen Weg. Man hat von ihm nur die Thorheit seiner Physiognomik und einige ähnliche ergriffen, die erste weit verbreitet, wegen der andern ihn im Allgemeinen als Schwärmer

verspottet. Sein philosophischer Tiefsinn ist fast gar nicht anerkannt und verstanden worden; er konnte ihn freylich auch nur in einzelnen Aeußerungen kund geben, und nicht zur Methode gelangen, weil sein Weg des lebendigen Glaubens von dem der damahligen Schulphilosophie so ganz entfernt war. Er ist aber meines Bedünkens, unter den Suchenden des achtzehnten Jahrhunderts, wie ich diejenigen nennen möchte, welche den Spuren der verlohrnen Wahrheit unermüdet nachgingen, neben Lessing der vortrefflichsten und der merkwürdigsten einer.

Was Reimarus aus der ältern Schule für die Erkenntniß der natürlichen Religion aus der Vernunft öffentlich schrieb, ist von der gewöhnlichen Art. Ungleich wichtiger aber ist jener ausführliche Angriff desselben auf die geoffenbarte Religion in seinen Folgen geworden; welchen Lessing, eben weil er mit Ernst in die Untersuchung, und auch in das Historische, wenigstens mit dem Willen gründlich zu seyn, eingieng, glaubte bekannt machen zu müßen; in der Ueberzeugung, es sey die Zeit gekommen, alle Zweifel nicht länger zu verschweigen, sondern hervorzuziehen, damit sie desto besser beantwortet werden, und die Wahrheit ans Licht kommen möchte. — Lessings Philosophie ging gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion. Die gewöhnlichen Fragen und Streitigkeiten, in denen damahls die Philosophie noch von Descartes und Locke

her befangen war, und sich unnütz abarbeitete, hatten kein Interesse für ihn. Dagegen berührt er in der Erziehung des Menschengeschlechts und in den Freymaurergesprächen, wie in allen seinen philosophischen Streitschriften Punkte, welche die eigentlichen Hauptgegenstände der höhern Philosophie viel näher angehen, welche aber den damahligen Denkern fast ganz aus ihrem Gesichtskreise entschwunden waren. Er war in Beziehung auf die Philosophie dem achtzehnten Jahrhundert völlig entwachsen. Leibnitz war unter den Nahestehenden fast der einzige, der ihn noch berührte, und er sah ihn in einem weiten Abstande von seinen damahligen Nachfolgern. Um so mehr, je tiefer er ihn durchdrang, da er das Studium des Spinosa damit verband. Wenn jede Metaphysik seicht zu nennen ist, welche diesen größten unter allen Gegnern nicht nur nicht zu wiederlegen weiß, sondern ihn umgehen und ignoriren möchte, so ist wohl nicht zu läugnen, daß Lessing auf seine Art tiefer, wenn gleich nicht so systematisch als Kant in das Innere der Philosophie eingedrungen ist. Wäre sein Leben nicht so frühzeitig geendet, wäre er überhaupt sparsamer mit seiner Kraft, und geordneter in der Anwendung derselben gewesen, so würde dieß gewiß auch öffentlich bewährt und allgemein anerkannt seyn. Die deutsche Philosophie würde sich vielleicht glücklicher entwickelt haben, wenn Lessings freyer und kühner Geist dazu fortdauernd mitgewirkt hätte,

als es nachher durch Kant allein geschah. Lessing äußerte seine eigentlichen philosophischen Gedanken fast gar nicht öffentlich: alles was er etwa gelegentlich davon hinwarf, fiel auf als eine allen Ausdruck übersteigende Paradoxie. Ein Spinosist aber, wie man nach Lessings Tode von ihm behauptet hat, war er in der That nicht; außer in so fern ein Denker sich vorübergehend hinneigen kann zu einem Irrthum, den er noch nicht zu wiederlegen im Stande ist, und der für ihn vielleicht die Brücke und der Uebergang zur Wahrheit werden soll. Der entscheidende Beweis dafür ist, daß Lessing an die Seelenwanderung glaubte, und unter allen besondern Lieblingsmeinungen scheint diese besonders tief bey ihm gewurzelt zu haben. Diese Meinung aber ist mit Spinosa's System ganz unverträglich, da weder eine Verwandlung der Individuen noch eine persönliche Fortdauer derselben nach diesem System Statt findet. Vielmehr scheint aus diesem Umstande deutlich hervorzugehen, daß Lessing überhaupt zu der ältern orientalischen Philosophie sich hinneigte, wie er es auch deutlich genug zu erkennen giebt. Man muß also denen fast Recht geben, welche glauben, daß man sich vor der Schwärmerey gar nicht sorgfältig und ängstlich genug hüten könne, um rein davon zu bleiben; denn da weder Leibnitzen all sein Wissen, noch Lessingen sein heller Verstand ganz vor dem bewahren konnte, was je-

nen Leuten für Schwärmerey gilt, so muß es auf einer gewissen Höhe schwer seyn, es zu vermeiden.

Doch von dieser heimlichen Schwärmerey des geistvollen Forschers ging eigentlich nichts in die allgemeine Denkart über. Desto mächtiger und allgemeiner wirkten seine Zweifel und das Beyspiel seiner Kühnheit; und so arbeitete er, ohne es zu wollen, eigentlich nur jener Denkart in die Hände, der er so entschieden abgeneigt war, und die er so oft bekämpft hatte. Lessing hat in einem gewissen Sinne das beschlossen, was durch Luther begonnen war; er hat den deutschen Protestantismus bis zu Ende durchgeführt. Als bestimmtes System und geschlossene Parthey konnte der Protestantismus in Deutschland, bey dieser unbedingten Denkfreyheit, wie es sich bald kund gab, nicht länger bestehen. Lessingen selbst aber hatte die hohe Kühnheit seines Forschergeistes zurückgeführt zum Glauben an die älteste Philosophie, und zur Anerkennung der Tradition und ihrer gesetzlichen Kraft in der Kirche.

Lessing hatte in dem ganzen protestantischen Deutschland unstreitig eine auflösende Wirkung. Ob diese gänzliche Auflösung der bis dahin geltenden Denkart und des protestantischen Glaubens vielleicht späterhin gute und glückliche Folgen gehabt hat, oder noch haben wird; ob die Surrogate der Wahrheit zerstört werden sollten, um ein desto tieferes Bedürfniß nach der ganzen Fülle derselben, eine Rückkehr zu ihr, auf Ueberzeugung und ei-

genes Gefühl gegründet herbey zu führen, das ist eine andre Frage. Die nächsten Wirkungen waren von sehr gemischter Natur. Die aufgestellte und anerkannte Denkfreyheit ward weniger zum Aufbauen, zu wissenschaftlichen Entdeckungen und Untersuchungen als zum Zerstören angewandt. Die Vorurtheile unter dem einschmeichelnden Nahmen der Aufklärung auszurotten, war die allgemeine Losung. Dieß geschah auch unstreitig in vielen Dingen von geringerer Wichtigkeit, die eine leichte Entscheidung gestatten. Für die höhern Angelegenheiten und Ueberzeugungen fehlte es ganz an einem festen Maaßstabe, um Vorurtheil und Wahrheit, Glauben und Unglauben zu unterscheiden. Welch ein Mißbrauch mit dem allgemeinen Losungsworte getrieben, wie verschiedene Dinge darunter bezweckt und verstanden wurden, das kann man leicht inne werden, wenn man sich nur vergegenwärtigt, welch einen ganz andern Sinn, Denkfreyheit und Aufklärung bey dem tiefen Denker, dem redlichen Zweifler, dem Philosophen Lessing, und welch einen ganz andern, etwa bey Basedow, Nikolai oder Weißhaupt hatte. Daß diejenigen, welche unaufhörlich Duldung predigten, gegen die anders Denkenden selbst nicht immer die duldsamsten waren, ist schon erinnert worden. Doch ist das wohl mehr für eine sich oft kund gebende Eigenheit und Schwäche des so leicht mit sich selbst in Widerspruch gerathenden menschlichen Geistes zu halten, als gerade jenen aus-

schließend zum Vorwurf zu machen. Traten selbst Zweifelsucht, Unglauben und entschiedene Abneigung gegen die Religion in Deutschland ungleich bescheidner und weniger kühn auf als in Frankreich, ja als selbst bey einzelnen Individuen in England, so trug eben diese gemäßigte, der Vernunft schmeichelnde, das Gefühl und den Glauben nicht so gradezu angreifende Form des Unglaubens dazu bey, die Denkart selbst desto schneller und allgemeiner zu verbreiten.

Selbst die allgemeine Friedensruhe, der blühende Wohlstand von Deutschland war so wie der Entwickelung der allgemeinen Geistesbildung, so auch der Verbreitung einer neuen Denkart sehr günstig. Ungeachtet die Wissenschaften und Künste sich nicht überall einer positiven und zureichenden Ermunterung zu erfreuen hatten, so mußte doch das Selbstgefühl überhaupt schon dadurch geweckt und erhöht werden, daß Deutschland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und nach derselben mehr wahrhaft große Regenten besaß, als das ganze übrige Europa. Friedrich und Maria Theresia, waren auf verschiedenen Wegen der Stolz ihrer Völker; noch größern Erwartungen wuchs Kaiser Joseph dem mütterlichen Thron zur Seite entgegen. Er entsprach diesen lange genährten Erwartungen durch eine thatenreiche Regierung. In Rücksicht der deutschen Kunst- und Geistesbildung schlug die Hoffnung des patriotischen Klopstock abermahls fehl.

Als Beherrscher so vieler und großer nichtdeutscher Länder wäre Kaiser Joseph vielleicht mehr berufen gewesen, ein großes wissenschaftliches Institut für ganz Europa, als für Deutschland insbesondere zu stiften. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit meine Ueberzeugung geäußert, daß dieß zu thun, selbst dem Interesse seines Staats angemessen, und gewiß für den nachherigen Gang der öffentlichen Meinung und die ganze Entwicklung des Zeitalters von sehr entscheidendem Einfluß gewesen seyn würde. Es unterblieb, oder geschah doch nicht in dem Maaße und in der Ausdehnung, wie es hätte geschehen können, weil der Kaiser vorzüglich nur die praktische Seite der Wissenschaften achtete. So entfernt aber war er von einer allgemeinen Gleichgültigkeit oder Geringschätzung gegen dieselbe, daß er vielmehr einige praktische Theorieen damahliger Zeit im Fache der Gesetzgebung, Justiz oder innern Verwaltung und der Finanzen, die jetzt meistens nur als Hypothesen noch erkannt werden und ein Interesse haben, weit über ihren wahren Werth schätzte. Wie natürlich nun einem thatenreichen Monarchen jene praktische Ansicht der Wissenschaft auch seyn mag, so darf doch das Beyspiel dieses ausgezeichneten Regenten andern Regierungen hierin nicht zur Richtschnur dienen. Denn, wenn es gewiß und jetzt allgemein anerkannt ist, daß der Geist und die Geistesbildung einer Nation für den Staat und den Regenten nicht minder

wichtig ist, als die physische Macht und der äußere Ruhm und Glanz, so muß alles was darauf Einfluß haben kann, wenn es auch gar keine Beziehung auf den unmittelbaren Nutzen zu haben scheint, schon an und für sich als äußerst wichtig betrachtet werden.

Ich wende mich jetzt zu der dritten Generation in der neudeutschen Litteratur, deren Charakter von den vorhergehenden sehr auffallend verschieden ist. Den allgemeinen Charakter dieser verschiedenen Epochen und Generationen in der neuen deutschen Litteratur sich deutlich vor Augen zu stellen, das ist das sicherste Mittel, manche sonst störende Widersprüche zu lösen, und manche streitende Meinungen in Uebereinstimmung zu bringen, wo die letztern nähmlich auf Mißverständnissen beruhen, oder Eigenheiten betreffen, und nicht aus einer wesentlichen Grundverschiedenheit der Denkart hervorgehen. Das ganze äußere Verhältniß, der herrschende Geist derjenigen Epoche, in welcher die erste Entwicklungs- und Bildungszeit eines Schriftstellers fällt, bestimmt oftmahls den Charakter desselben, und behält in jedem Fall einen entscheidenden Einfluß auf seine ganze nachherige Laufbahn.

Zu der dritten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und Bildung in die letzten achtziger oder in die neunziger Jahre fällt. Die äußern Begebenheiten und der herrschende Zeitgeist haben hier allerdings auch auf die deutsche Litteratur einen sehr merk-

lichen und entscheidenden Einfluß gehabt; nicht bloß auf die Schriftsteller, sondern auch auf das Publikum. Früherhin bestand das Publikum der deutschen Dichter und Schriftsteller fast nur aus einer Anzahl von einzelnen Kunstfreunden und zerstreuten Dilettanten. So war es, wie Klopstock und seine Zeitgenossen anfingen, und nur langsam war dieß kleine Häuflein deutscher Kunstfreunde angewachsen. Mit der Revolution nahm das Schreiben und Lesen außerordentlich zu, von dem politischen Gebiete verbreitete es sich bald auch über das philosophische, und jedes andre litterarische. Wie zweckwidrig es auch oft getrieben worden ist, welchen schädlichen Einfluß es auch hier und da mag gehabt haben; die allgemeine Theilnahme ward doch mehr und mehr erweckt, und selbst wenn man lebhafter als sonst Parthey nahm, war es ein Gewinn für den Geist, der sich oft im Kampf am besten entwickelt. Sollte ich diese Epoche im Allgemeinen mit einem Worte bezeichnen, ohne daß ich fürchten dürfte, mißverstanden zu werden, so würde ich sie die revolutionäre nennen, wenn es anders erlaubt ist, ein solches Wort in einem zwar gültigen, aber doch etwas eignem und von dem gewöhnlichen abweichenden Sinn zu nehmen. Zwar muß es allgemein den deutschen Schriftstellern zum Ruhme nachgesagt werden, daß wenigstens die ersten und ausgezeichneten unter ihnen von dem demokratischen Schwindel der ersten Revolutionsjahre ganz frey

und rein blieben. Ich wüßte eigentlich nur Einen zu nennen, von dem man bedauern muß, daß er durch andre und durch sich selbst getäuscht, in diesen Strudel für die Welt und für die Litteratur verlohren gieng. Wenn einige der Bessern nicht ganz frey blieben von den trügerischen Hoffnungen jener Zeit, so ward ihre Rechtlichkeit bald inne, daß sie getäuscht waren, und sie ersetzten reichlich den vorübergehenden Irrthum. Ich nehme jene Bezeichnung also vielmehr in dem Sinne, wie man treffend gesagt hat, Burke habe ein revolutionäres Buch gegen die Revolution geschrieben. Dieß ist so zu verstehen, daß er darum die Erschütterungen des Zeitalters mit so hinreißender Beredsamkeit geschildert hat, weil er die Gefahr ganz kannte und die Größe des bevorstehenden Kampfs, und ergriffen davon, selbst in einen Zustand des Kampfs und der innern Erschütterung gerieth. Dieser Zustand des äußern nicht bloß, sondern noch vielmehr des innern Kampfs ist, was ich als das Unterscheidende und Charakteristische der Dichter und Schriftsteller dieser dritten Generation betrachte. Ich darf um meinen Begriff zu bewähren und ganz deutlich zu machen, nur einen großen Schriftsteller und Dichter dieser Generation nennen, dessen reiche Laufbahn schon vollendet vor uns liegt. Wir sehen Schillern in seinen ersten leidenschaftlichen Jugendwerken durchgehends in dem gewaltsamsten Zustand eines solchen innern Kampfs; wir sehen ihn sogar er-

füllt von jenen schwärmerischen Hoffnungen, von jener kühnen Opposition gegen alles Bestehende, welche der Revolution vorangiengen. In einigen seiner Jugendgedichte sprechen sich die leidenschaftlichsten Zweifel aus; ein Unglauben, der aber bey solchem hohen Ernst und glühendem Feuer in einem jugendlichen Geiste nicht sowohl Tadel verdient, als Mitgefühl erregt, und die Hoffnung, daß ein so tief erschütterndes Bedürfniß und ein so mächtiger Drang nach Wahrheit in einer starken männlichen Seele nicht lange werde unbefriedigt bleiben können. Welche gewaltsame Uebergänge sehen wir später in Schillers reifer Laufbahn; welchen steten Kampf mit sich und der Welt, mit der Philosophie des Zeitalters und mit seiner eignen Kunst! Rastlos in sich und unruhig umhergeschleudert, sehen wir ihn aber auch hier und da von der äußern großen Erschütterung des Zeitalters ganz ergriffen und sie mitempfindend. Dieses ist es, was ich unter jenem Beywort verstanden wünschte, und was ich im größern oder geringern Maaße bey allen ausgezeichneten Schriftstellern jener Epoche finde.

Die Dichter und genialischen Schriftsteller der zweyten Generation lebten in einer uns fast sonderbar erscheinenden Sorglosigkeit, da wir jetzt gewohnt sind, selbst die ersten Symptome der herannahenden Gefahren und Erschütterungen schon in jener Zeit zu finden. Sie aber waren unbekümmert um alle politischen Verhältnisse und Bege-

benheiten nicht nur, sondern sogar um die ganze übrige und äußere Welt, nur sich und ihrer Kunst lebend, und sich ihrer genialischen Kraft erfreuend. Der einzige Johannes Müller macht hier eine Ausnahme, dessen Geist ganz auf diese Gegenstände gerichtet, von der einsamen Höhe seiner Alpen freylich die heraufziehenden Gewitterwolken früher und deutlicher erkennen mußte, als die unten im friedlichen Thal oder in dem Gewirre der Städte wohnenden. Statt jener künstlerischen, glücklichen Sorglosigkeit sehen wir die Schriftsteller der spätern Generation, aus den achtziger oder neunziger Jahren, alle in dem Zeitalter befangen; sich ganz ihm hingebend, mit ihm im heftigsten Kampf, oder doch auf eine oder die andre Weise ihr ganzes inneres Thun auf das Zeitalter beziehend. Ich will nur einige Extreme anführen. Wodurch anders ist der unentbehrlichste und fruchtbarste aller Schriftsteller des Zeitalters, diesem so zum Bedürfniß geworden, wie der angewöhnte Gebrauch eines die Augenblicke verkürzenden Reizmittels, als dadurch, daß er die schwache, mitleidige Seite des Zeitalters zu fassen, und sich derselben ganz zu bemeistern wußte? Ein Schriftsteller der in folgenden Zeiten vielleicht merkwürdig erscheinen wird, als Beleg von dem Verfall der Sitten und des Geschmacks in der jetzigen. Das gerade entgegenstehende Extrem von dieser Benutzung der schwachen Seite des Zeitalters, bietet uns ein berühmter

Philosoph dar, der in seinem eigenen Ich den Punkt des Archimedes gefunden zu haben glaubte, um die Welt in Bewegung zu setzen und das Zeitalter völlig umzukehren. Will man noch ein anderes Beyspiel von einem Verhältniß des Schriftstellers zum Zeitalter, was die Mitte hält zwischen jener Schmeicheley gegen die Schwächen desselben, und diesem etwas kühnen Unternehmen, es nach eigner Willkühr neu gestalten und auf den Kopf stellen zu wollen, so erinnere man sich an jenen Lieblingsschriftsteller der Nation, der es eben dadurch ist, daß er den ganzen Reichthum eines so verwickelten Zeitalters, alle Dissonanzen und Anklänge desselben, mit Witz und Gefühl, mit einer eignen Manier von Laune, aber in einer so dissonanzvollen, gemischten, buntscheckigen Schreibart zum Vorschein bringt, wie das Zeitalter selbst bey seinem Reichthum in seiner chaotischen Beschaffenheit sich darstellt.

Die Fehler, welche den in die geistige Revolution mit eingreifenden Schriftstellern, schon als solchen eigen sind, mögen die genannten und angedeuteten Denker und Dichter in reichem Maaße treffen. Deßhalb darf aber Männern, die so energisch in Kunst und Wissenschaft eingewirkt haben, wie Schiller, Fichte und andre, die in redlicher Kraft den Kampf des Zeitalters mit bestanden, und zur großen Entwicklung bedeutend mitgewirkt haben, diese ihre Geisteskraft

und ein wesentliches Verdienst nicht abgesprochen und verkannt werden.

Andre wandten sich weg von dem unmittelbaren Anblick dieses chaotischen Zustandes der jetzigen Menschheit, sich in das Gebiet der Fantasie flüchtend, und in ihren Spielen sich ergötzend, oder sich in die Arme der Natur werfend, und der von dem Zustande des Menschen ganz getrennten Betrachtung und Wissenschaft derselben. Noch andre Suchende ergriffen mit Begeisterung das Große der vergangenen Zeiten, sich ganz in sie versenkend und da die Auflösung hoffend für das Räthsel der unsrigen. Viele der Edelsten, wandten sich unbefriedigt von der Außenwelt und auch von der Wissenschaft zurück zur Religion, die dem Zeitalter fast fremd geworden war, und zu dem lange verkannten Christenthum. Es hat auch auf diesem Wege nicht gefehlt an einzelnen Mißgriffen und Mißverständnissen. Daß aber, was dem Zeitalter gebricht, und auch in uns selbst fehlte, nur auf diesem Wege gefunden werden könne, daß wird jetzt kaum irgend jemand noch in Abrede seyn.

Nur bis hieher will ich das Gemählde fortführen, da ich wohl fühle, wie schwer es ist, eine Zeit zu schildern, der man selbst angehört. Wenn ein äußerer Kampf allgemein wird, in irgend einem Gebiete der menschlichen Thätigkeit, der bürgerlichen, wie der geistigen, so wird, je mehr der Kampf sich verwirrt, der Fall eintreten, daß einiges Unrecht alle trifft; oder

sollte auch ein Theil an und für sich entschieden Unrecht haben, so wird doch wahrscheinlich auch derjenige, der gegen jene vollkommen Recht hat, abgesehen davon und für sich selbst, neben dem Recht auch wohl einiges Unrechts schuldig seyn. Dieß bringt der allgemeine chaotische Zustand so mit sich. Sieht man aber auf die Kunst und die Entfaltung des Geistes in seinen Werken, so gehen wohl aus dem höchsten innern Kampf plötzlich die vortrefflichsten Werke hervor, oft aber auch sind es nur Geburten eben dieses innern Kampfes. Man erinnere sich an den weiten Abstand der Räuber, des Don Carlos, des Wallenstein, in dem Stufengange des angeführten Dichters. Im Ganzen ist harmonische Vollendung und Schönheit nicht die Frucht eines innern geistigen Kampfes, so lange er noch dauert; wohl aber ist er, einen großen Gedanken-Reichthum zu entwickeln, geeignet. Dieser Ideenreichthum ist der eigentlich unterscheidende Vorzug der geschilderten dritten Epoche der deutschen Litteratur. Doch würden sich einzelne Werke allerdings anführen lassen, die als solche nicht bloß kunstreich vollendet, sondern von harmonischem Gefühl beseelt, und auch in der Sprache schön sind.

Wie sehr man nun auch der Meinung seyn mag, daß über diesen in heftigem Kampf begriffenen Zeitraum unserer Litteratur eine Art von Amnestie ausgesprochen werden müsse, deren alle Partheyen bedürfen; wie

sehr man in Rücksicht der Kunst, des Schönen und der Sprache, den größten und glücklichsten Dichtern der ersten und der zweyten Generation den Vorzug geben mag: in Rücksicht auf jenen darin entwickelten Ideen-Reichthum bleibt dieser Zeitraum sehr merkwürdig, und wessen Bildung und Entwicklung in diese Zeit von 1788—1802 fiel, der wird sie ungeachtet jener nachtheiligen Verhältnisse nicht leicht aufgeben, oder mit einer andern vertauschen wollen.

Am entschiedensten wirkte in dieser Zeit die Kantische Philosophie. Daß dieselbe für die Denkart, und für den Glauben schädlich gewesen sey, kann ich im Allgemeinen nicht finden. Dieser war ohnehin schon von andern Seiten her in seinem innersten Grunde erschüttert. Wurden ja bey einigen die Zweifel vermehrt, oder erst rege gemacht, so führten diese Zweifel von der ernsten und tiefen Art ihre Heilung mit sich. Nicht zwar in dem hinfälligen Gebäude des sogenannten Vernunftglaubens; aber es lagen außerdem viele und mannichfaltige Veranlassungen in der Kantischen Philosophie zerstreut, von wo aus ein ernstlich Suchender auf eine oder die andre Art die höhere Ueberzeugung, wenn er sie verlohren hatte, oder darin irre geworden war, wieder finden, oder doch sich ihr wieder nähern konnte. Man muß nur bedenken, wie weit doch auch selbst in Deutschland die Philosophie des Zeitalters eingewirkt hatte, um den

Unglauben an alles Höhere weit zu verbreiten, so wird man finden, daß die Kantische Philosophie in dieser Hinsicht eher wohlthätig gewirkt, wenigstens einigen als Uebergang gedient hat zur Wahrheit, oder doch als erster Anlaß zur Rückkehr. Schädlich freylich war es, daß die Kantische Philosophie so bald eine Secte ward. Doch war es ein vorübergehendes Uebel, so wie auch die Barbarey in der Sprache. Kants eigener Styl hat Stellenweise ein Gepräge von Charakter, etwas ganz Eigenthümliches, und neben dem philosophischen Scharfsinn auch Geist und Witz. Aber im Ganzen, und besonders im Periodenbau, trägt seine Schreibart überall die Spuren seines mühselig nach der Wahrheit ringenden, zwischen Zweifeln umherschwankenden Geistes. Dazu kam die unglückliche Terminologie. Doch jetzt hat sich jene Barbarey und philosophische Chiffernsprache größtentheils wieder ganz verlohren; nur bey wenigen unter den ausgezeichneten Schriftstellern werden aus Vernachlässigung noch einzelne Spuren davon gefunden. Einzelne philosophische Schriften der spätern Zeit ließen sich anführen, die in der Sprache tadelfrey sind.

In Kants Philosophie finden sich noch viele von den Mängeln seiner Vorgänger im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wieder. Mit eben so todten Begriffen von Raum und Zeit, wie die Leibnitzischen, beginnt er, schlägt sich dann immer zwischen seinem

eignen Ich und der äußern Sinnenwelt herum, wie fast alle Philosophen seit Descartes, und giebt sich endlich der Erfahrung anheim, wie Locke. Weil diese aber über alles Sittliche und Göttliche keinen Aufschluß geben kann, so baut er, auf eine Art die der Weise der engländischen Philosophen nicht unähnlich ist, nun aus den Bruchstücken der zerstörten Vernunft-Erkenntniß jenen Vernunftglauben zusammen, der aber noch allzuviel von der Art eben dieser erst von ihm selbst so gewaltig angegriffenen Vernunft mit sich führt, um an sich selbst recht glauben zu können; daher er dann auch bey andern keinen Glauben, noch dauerhafte Wirkung fand. Kants Sittenlehre und Rechtslehre hat zwar den Antheil, welchen die praktische Vernunft in diesem Gebiethe haben soll, vorzüglich entwickelt; beweist aber in einem noch höhern Maaße, als das Beyspiel der Stoiker, welch ein starres Wesen eine aus der praktischen Vernunft allein hergeleitete Sitten- und Rechtslehre bleiben muß, wenn kein anderes Element hinzugenommen wird; nicht bloß für den innern Menschen ungenügend, sondern auch für das Leben in vielen Fällen ganz unanwendbar, ja wenn es ganz consequent durchgeführt würde, auf die seltsamsten und ganz verkehrten Folgen führend. Auch von dieser starren Kantischen Sittenlehre ist man bald zurückgekommen.

Das Größte was Kant geleistet hat, bleibt immer, wie er gezeigt, daß die Vernunft in sich selbst

streitend und an und für sich leer und ohne Inhalt sey; mithin nur in ihrer Anwendung auf die Erfahrung und im Gebiete derselben gültig, eine Erkenntniß von Gott oder göttlichen Dingen durch sie zu erreichen, also nicht möglich sey. Statt aber nun anzuerkennen, daß diese nur durch innere Wahrnehmung erlangt werde, daß die höhere Philosophie eine Erfahrungswissenschaft sey, statt der Vernunft auch hier im Gebiete der übersinnlichen Erfahrung dieselbe zweyte, ordnende und dienende Stelle anzuweisen, stellte er statt dessen dennoch die Vernunft, obwohl unter der ihr gar nicht anstehenden Maske des Glaubens wieder auf den Thron. Hätte er sich jener einfachen alten Annahme gefügt, hätte er den Weg der innern Wahrnehmung durch den Geist der Kritik, mittelst einer, wie im Gebiete der Erfahrung dienenden Vernunft zur wissenschaftlichen Bahn geebnet, so hätte er dadurch, wie er es wollte, was Baco für die Physik, dasselbe für die Philosophie werden können, um sie statt der eitlen Wortstreitigkeiten zu einer sichern, lebendigen Erfahrungswissenschaft zu erheben, oder vielmehr wiederherzustellen.

Allein für ihn gab es gar keine innere Wahrnehmung, überhaupt nichts Uebersinnliches, als den leeren Raum der von allem Stoff entkleideten Vernunftbegriffe. In diesen war er ganz befangen und verwickelt, und so blieb ihm denn nichts als jener gezwun-

gene Ausweg eines erkünstelten Glaubens; weil er zwischen seinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt ewig schwankend, zu keiner Wahl und Entscheidung zwischen beyden kommen konnte. Seine Nachfolger waren kühner, entweder alles aus dem eignen Ich herleitend, oder eben so entschieden die äußere Welt ergreifend. Die angeblich reine Vernunfterkenntniß, welche Kant hatte zerstören wollen, erstand also unter einer doppelten Gestalt wieder auf, als Kunstwerk der Ichheit, und als unbedingte Weltwissenschaft. Ganz natürlich erfolgte dieß, da Kant nicht nur die Quelle aller höhern Wahrheit unberührt gelassen, sondern auch in der Aufdeckung des innern Widerstreits, der innern Leerheit der von ihm in ihrer anmaßlichen Alleinherrschaft bekämpften Vernunft nicht auf den letzten Grund und dem ersten Ursprung des Uebels gekommen war.

Jene beyden Hauptformen des Irrthums, die aus der Kantischen Philosophie hervorgingen, hier noch weiter zu verfolgen, und die gegenwärtige Entwicklung der deutschen Philosophie ausführlich darzuzustellen, würde mich über die Gränzen meines Planes führen. Lebende Dichter, wo eine Reihe von vollendeten Werken ihre ganze Laufbahn uns vor Augen stellt, können eher mit aufgenommen werden in das geschichtliche Gemählde der neuesten Zeit. Nicht so die Philosophen, deren Denkart sich stets anders entwi-

ckelt; deren System noch im Werden begriffen ist. Ich will hier also nur die allgemeine Bemerkung hinzufügen, daß bey einem so tiefen Forschen, als seit Kant in Deutschland rege geworden, bey einer solchen Kenntniß der ältern Philosophie, wozu wir wenigstens die Hülfsmittel und Vorarbeiten vollständiger und besser als andre Nationen besitzen, von jedem Irrthum der Uebergänge zur Rückkehr und Wahrheit, viele gegeben sind; dieß findet bey speculativen Irrthümern um so leichter Statt, je mehr dieselben entschieden und vollendet auftreten. Eine solche Rückkehr aus den durch Kant veranlaßten Irrthümern hat in mehreren Fällen schon ganz entschieden Statt gefunden. Sollte ich ein Beyspiel anführen, was Statt vieler gelten kann, so würde ich meinen verewigten Freund Novalis nennen; nicht als ob er einen Weg der Rückkehr zur Wahrheit, zu Gott und zur rechten Erkenntniß zuerst betreten, und zur festen Bahn auch für andre geebnet hätte, sondern weil seine hinterlassenen Dichtungen und Bruchstücke des guten Saamens so vielen enthalten, und verschwenderisch nach den verschiedensten Richtungen umherstreuen, die doch alle hinführen zu dem einen Ziel der wahren Liebe und der wahren Erkenntniß. In einfacher Würde, und mit der schönsten Klarheit hat Stollberg die Herrlichkeit jenes Glaubens entfaltet, die nicht bloß seinem Herzen Beruhigung, sondern auch seinem Geiste und seinem Talente eine hö-

here Entwicklung, und ganz neue Kräfte gegeben hat. Schon werden Annäherungen zur Wahrheit fast überall gefunden, und ich hoffe die Rückkehr soll ganz allgemein Statt finden, und die deutsche Philosophie eine Gestalt gewinnen, wo man sie nicht mehr als eine Zerstörerinn der Wahrheit wird zu fürchten haben, sondern sie als eine Vertheidigerinn und Dollmetscherinn derselben wird betrachten dürfen. Man unterscheide die Person von der Sache; vor allen aber hüte man sich, wenn auch die deutsche Philosophie zum Theil noch in großen Irrthümern befangen seyn sollte, deßhalb auf die Philosophie überhaupt ein Mißtrauen oder einen Haß zu werfen. Die falsche Philosophie kann nur durch die wahre aufgehoben und ersetzt werden. Diese muß also nothwendig mitwirken zu der Wiederherstellung der Wahrheit, der großen Aufgabe des Zeitalters.

Ich wende mich zu den Dichtern, mich nur noch auf wenige Bemerkungen beschränkend. Erst in dem jetzigen Zeitraume, wurden Goethes reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andre fallen auch ihrer Entstehung nach in diese Zeit. Die vorzüglichsten derselben werden jetzt an poetischer Kunst und schöner Sprache ziemlich allgemein als das vorzüglichste anerkannt, was wir in unsrer Sprache besitzen. Die genialische Kraft und Leichtigkeit, welche die zweyte Generation überhaupt auszeichnet, besitzt dieser Dichter vor allen andern. In einem Stücke je-

doch könnte sein Beyspiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit so häufig seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen versucht, und nicht leicht ein andrer Dichter an solche ganz moderne Gegenstände so viel Kunst verschwendet hat. Desto eher kann man aber über die Schwierigkeit dieses ganzen Unternehmens selbst urtheilen, wenn man diese künstlichen Werke moderner Darstellung mit der Poesie seiner ältern Gedichte zusammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachstehen, wenn wir beyde Werke gegen einander halten, als eine poetische Darstellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Cabinet der Großen sich verbreiten. Oder ist es erlaubt Werke von verschiedener äußerer Art, bey ähnlichem Inhalt zusammenzustellen, so vergleiche man mit der Darstellung von der Verwicklung der Leidenschaften in den höhern gesellschaftlichen Verhältnissen, die Wahlverwandschaften mit dem Tasso. Oder sieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künstler in seinem Gegensatz zu der äußern Welt, wie im Faust, der in seinen Ideen lebenden Geist in seinen innern Kampf dargestellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meister, so wird die Gedankenfülle und der kunstreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten scheinen. Sieht man aber auf die Poesie allein, so glaube ich, daß die genannten

Werke, Faust, Iphigenia, Egmont, Tasso, bey der Nachwelt den Ruhm dieses großen Dichters als solchen am meisten erhöhen werden, nebst den schönsten seiner Lieder; denn in diesen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich.

Manche zweifeln, ob er an und für sich zum dramatischen Dichter eigentlich bestimmt und gebohren sey; oder ob nicht die Ruhe seiner mahlerischen Darstellung, selbst in solchen Stücken die wie Egmont am meisten für die Bühne geeignet sind, mehr zum Epischen sich neige. Die Versuche in dieser Gattung selbst, oder in solchen, die sich ihr nähern, sprechen nicht ganz dafür. Denn fast scheint es, daß er weder einen wahrhaft epischen Stoff, der ihm als solcher ganz Genüge leistete, noch eine Form wie sie die rechte gewesen wäre, dafür habe finden können. Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantischen als zu dem eigentlich Heroischen hin; und es dürfte auch wohl dieses Romantische, in dem weitesten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Fantasie und des Witzes mit den Gefühlen und Anschauungen, wie das Leben sie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Abstufungen und Mischungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieses Dichters seyn.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf sein Zeitalter hatte, und zwiefach erscheint uns auch seine Natur. In Rücksicht auf die Kunst hat er vielen mit Recht

als ein Shakspeare unsers Zeitalters gegolten; unsers Zeitalters, d. h. eines solchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung sich hineigt, als zur höchsten Kunstvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poesie, die also auch hier von unserm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatischen Meister. In Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden; ein Deutscher allerdings, wie überall so auch hierin, da selbst der poetische Uebermuth und die Ironie bey dem Deutschen erstlich poetischer, und dann gutmüthiger sich kund gibt, redlicher und ernstlicher gemeynt ist, als bey dem Franzosen, wo er seine Indifferenz und seinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indessen wird doch auch in unserm Dichter oft unter all der mannigfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Direktionen hinströmenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle von geistigem Spiel an einem festen innern Mittelpunkte fehlt.

Das Mißverhältniß zwischen der Poesie und der Bühne in Deutschland zeigte sich fortdauernd darin, daß nach Klopstock nun auch Goethe manche dramati-

sche Werke hervorbrachte, ohne alle Rücksicht auf die Bühne, oder die doch nicht dafür bestimmt waren, wenn sie auch später auf derselben erschienen sind.

Dasselbe war der Fall mit Schillers Don Carlos, und seitdem er den verführerischen Vortheil des allgemeinen Beyfalls, den seine ersten rohen Jugendwerke gefunden, seinem dauerndern Ruhm zum Opfer brachte, ist es ihm schwer geworden für seine höhere Kunst die unmittelbare Wirkung so allgemein zu gewinnen wie früherhin. Bleibt aber auch zwischen seiner Poesie und unsrer Bühne noch einige Disharmonie, so ist er doch als der wahre Begründer unsrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derselben, und die ihr angemessene Form am glücklichsten getroffen hat. Er war ganz dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen und auch seine philosophischen Werke und Versuche, sind nur als Studien und Vorübungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie uns am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte, und wie wenig er in sich zur vollkommnen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinem forschenden Geist ein Genüge zu leisten, hervor. Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten und

lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen.

Einige sind der Meinung gewesen, das Studium der Philosophie sey ihm schädlich gewesen, auch für seine Kunst. Allein in Zweifeln befangen war er schon früher; und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln seyn. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theater-Dichter wird bey uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Perioden nicht frey von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Speculation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren.

Auf dem gleichen ernsten Wege wie Schiller, strebte auch unser Heinrich Collin sich in der tragischen Kunst

immer höher zu bilden, zu der ihm seine edle patriotische Begeisterung zuerst hingeführt hatte, die alle seine dramatischen Werke so ganz beseelt, daß sie, wo auch die Gegenstände aus dem Alterthum oder ganz fremdartig sind, doch immer durchaus national und wahrhaft vaterländisch bleiben.

Doch ich fühle wohl, daß ich nun an die Gränze der unternommenen Darstellung gekommen bin. Die Fülle der Gegenstände, welche sich in lebendiger Gegenwart um mich drängen, ist zu mannigfaltig, das Gemählde der Mitwelt zu reich verschlungen und vielfach beweglich, als daß ich es schon ganz als Vergangenheit betrachten und historisch in wenigen Zügen zusammen fassen könnte. Es war mir in diesen letzten Vorträgen schon nicht mehr möglich, bey allen den Schriftstellern und Werken einzeln zu verweilen, die es ihrer innern Wichtigkeit nach wohl verdient hätten; weil ich sonst jene Uebersicht des Ganzen, welche doch mein vornehmstes Ziel war, zu sehr aus den Augen verlohren haben würde. Wollten wir die einzelnen Provinzen, in welche die weit umfassende deutsche Litteratur nach der Natur ihrer verschiedenen Gegenstände zerfällt, wenigstens die vornehmsten derselben für sich durchgehen und untersuchen, was für die Philosophie und Erkenntniß der Religion, für historische Forschung und historische Kunst, für Kritik und Theater bis jetzt gewirkt und gefördert worden und was etwa noch zu

thun übrig bleibt, wie und auf welchem Wege; so würde dieß eine in das Einzelne eingehende Ausführlichkeit und für eine jede dieser Provinzen eine abgesonderte Betrachtung und Behandlung erfordern.

Was sich aus der Gegenwart an die Vergangenheit anschließt, läßt sich wohl noch historisch auffassen und schildern. Weniger aber das, was noch ganz im Werden, in noch unentschiednem äußern oder innerm Kampf begriffen ist; man müßte denn mit übereilendem Urtheil, wie es oft geschieht, der Zukunft vorgreifen wollen und Erscheinungen, die wirklich noch unbestimmt und unfertig sind, schon im voraus einen ganz bestimmten Charakter und Stempel leihen und aufdrücken wollen, wodurch das öffentliche Urtheil nicht selten ganz irre geleitet, ja die Entwicklung der Talente und geistigen Kräfte selbst nicht selten störend berührt und wesentlich gehemmt wird.

Deutlich sehe ich eine neue Generation entstehen und sich bilden und ohne Zweifel wird das neunzehnte Jahrhundert auch in unsrer Litteratur sich ganz anders gestalten als das achtzehnte war. Aber noch ist der Geist und die Richtung dieser jüngern Generation mir nicht entwickelt genug, als daß ich es wagen sollte, ihren Charakter zu bestimmen. Es wird viel von ihr gefordert werden, denn es ist ihr viel vorgearbeitet worden. Wenn von dem Ganzen der deutschen Litteratur die Rede ist, so zweifle ich auch keinen Augen-

blick daran, daß sie noch alle die großen Erwartungen erfüllen wird, welche sie bisher mehr nur lebhaft angeregt hat, als vollständig zu befriedigen vermochte. Im Einzelnen sehe ich noch vieles Störende und Mißfällige. In der Kunst und Poesie hat das falsche antikische Wesen, das handwerksmäßige Nachdrechseln der alten Kunst- und Sprachformen sich zu verliehren angefangen. Dagegen zeigt sich viel übertreibende Nachahmung der Vorgänger, ohne wahre Einsicht und Anerkennung des Rechten und ohne sonderliche eigne Kraft; ein eitles Scheinwesen und leichtfertiges Spielen mit allen jenen Tiefen der Vernunft und der Fantasie, welche die vorangehenden Meister und Männer des Zeitalters, doch in ganz andrer und ernster Gesinnung ans Licht gezogen hatten, um dem kämpfenden Geiste in seiner Entwicklung bewußt oder unbewußt zu dienen. Auch in der Philosophie haben die meisten von Schelling nur das schnelle Weltconstruiren und ein dynamisches Spielen mit allerley immer veränderten Natursystemen, sich angeeignet; an der neuen Entwicklung und ganz veränderten Richtung in seinem Innern, werden wohl nur wenige den wahren Antheil nehmen. Immer genügt ihnen die äußere Schale und Form und weil das alte Gehäuse seines ehemahligen Systems noch stehen blieb, so bemerken sie nicht, daß jetzt ein ganz andrer Geist darin wohne.

Andre bemerkten wohl den großen Zwiespalt in

der deutschen Philosophie und Litteratur und glaubten dadurch, daß sie sich als versöhnende Friedensstifter in die Mitte stellten zwischen den entgegenstehenden Systemen, dem Uebel mit leichter Mühe abhelfen zu können, und zugleich auch für sich selbst eine neue Stufe zu begründen; allein durch das bloße Verwerfen und Verneinen der streitenden Extreme, durch diese Stellung in die Mitte wird noch nichts Positives und wahrhaft Neues erzeugt: ja auch nicht einmahl ein haltbarer Frieden hervorgebracht.

Vielleicht ist aber der Zeitpunkt überhaupt nicht mehr ferne, wo es weniger auf die einzelnen Schriftsteller ankommen wird, als auf die Entwicklung der ganzen Nation selbst; der Zeitpunkt, wo nicht sowohl die Schriftsteller sich ein Publikum bilden dürfen, wie bisher, sondern vielmehr die Nation nach ihrem geistigen Bedürfniß und innern Streben, sich selbst ihre Schriftsteller zuziehen und anbilden soll.

Es ist auch in dieser Hinsicht ein unverkennbarer Fortschritt sichtbar. So wie seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die deutsche Litteratur selbst, wenn auch nicht an Zahl der kunstvollendeten Werke, die überall selten sind, so doch an umfassender Ausdehnung, an Ideenreichthum und innrer Energie in steter und starker Progression zugenommen hat, so ist ein gleicher Fortschritt auch in den Wirkungen, welche diese Litteratur hervorbrachte und in der Theilnah-

me an diesen Wirkungen bemerkbar. Aus dem kleinen Häuflein einzelner Dilettanten, Beschützer und Freunde der vaterländischen Kunst und Sprache, mit denen unsre Litteratur um jene Zeit begann, sammelte und bildete sich allmählich ein Publikum. Anfangs meistens nur Zuschauer der jetzt entstandenen Secten und ihres Kampfes; immer größer aber ward der Kreis dieser Zuschauer und immer lebendiger und reger ihre Theilnahme, so daß es jetzt schon für keine Paradoxie mehr gelten kann, auch in Beziehung auf Litteratur von einer deutschen Nation, ihrem Geist und Charakter, ihrem Streben und Bedürfniß zu reden.

Der Sectengeist selbst, so tief er auch eingewurzelt ist in Deutschland, hat offenbar abgenommen während der letzten Zeit. Unter denjenigen Secten, welche seit der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts am meisten Einfluß gehabt haben in Deutschland, und dadurch wenigstens historisch bedeutend bleiben, sind die Aufklärer und Illuminaten dem äußern Anschein nach in den Hintergrund zurückgetreten, so wie die tiefere Philosophie herrschend wurde; die Kantianer sind bald selbst ihres todten Formelwesens eben so müde geworden, wie es die Welt schon früher war; und selbst unter den Naturphilosophen zeigt sich eine so große und glückliche Verschiedenheit, daß sie kaum noch für eine Secte gelten können. Ich möchte darum nicht behaupten, daß der alte Sauerteig der falschen Auf-

klärung und jener im Scheinlichte des menschlichen Dünkelwissens das Zeitalter bearbeitender Illuminaten schon ganz überwunden und gar nicht mehr vorhanden sey. Auch das Formelwesen der nun verschollnen Kantianer, ist unter neuen Nahmen mehrmahls wieder zum Vorschein gekommen in den spätern philosophischen Secten. Dieser Vorwurf trifft zum Theil selbst die Naturphilosophen, deren innere Uneinigkeit und Aberrationen hinreichend zeigen, wie wenig noch die Bahn des Rechten die allgemein anerkannte ist, und wie wenig noch im Gebiethe der innern Welt und des denkenden Geistes die Irr- und Wandelsterne der menschlichen Systeme und Wissenschaften sich fügen wollen in den nothwendigen Gehorsam und den vorgeschriebenen Lauf um die Sonne der Wahrheit.

Indessen ist doch der Sectengeist milder geworden in der letzten Zeit, oder wenigstens lebendiger und aus den engen Schranken der Schulformen in die Welt hinaus tretend, gestaltet er sich nun größer zu einem Nationalkampf deutscher Geistesentwicklung. Man würde ungerecht seyn, wenn man dieß verkennen wollte.

Fortdauernd aber bis auf die neuesten Zeiten bleibt der auszeichnende Charakter der deutschen Litteratur wie der Nation selbst, der Zustand des Kampfes, so oft auch die Personen und Partheyen, die Gegenstände, und selbst der Grund und Boden auf welchen gestritten ward, sich veränderten.

Es wird kaum nöthig seyn, daran zu erinnern, wie unsre neue Litteratur schon seit ihrer ersten Epoche streitend hervorgetreten, und so zu sagen im Streit entstanden ist. Da war es zuerst der Streit zwischen den Schweizern, welche die Engländer und die Alten in der Poesie und Kritik ausschließend bewunderten und den Sachsen, welche sich ganz nach dem französischen Geschmack gebildet hatten; dann der Gegensatz zwischen den feyerlich ernsten und den fröhlich galanten Dichtern, den Nachfolgern von Klopstock oder Wieland; und auf einem andern, der Philosophie näher verwandten Gebiet, der Streit zwischen den sogenannten Orthodoxen und den Neuerungssüchtigen und Aufklärern, der das deutsche Publikum beschäftigte und seine Theilnahme für oder wieder eine jede dieser Partheyen anregte. Einen bedeutenderen Charakter nahm der Streit an in der Epoche der Kantischen Philosophie, als Kampf zwischen den Idealisten und Empirikern, in dem allgemeinen Sinne, in welchem dieser Zwiespalt sich fast über alle Gebiete unsers gesammten geistigen Wirkens erstreckte. Beyde Partheyen haben in einem gewissen Sinne gesiegt; die Empirie hat ihre Rechte nicht bloß in der öffentlichen Wirkung auf die Menge, auch nicht bloß in der Geschichte und Kunst, sondern selbst in der Naturkunde und Wissenschaft behauptet. Versteht man jedoch unter der Denkart des Idealisten in jenem allgemeinen Sinne eine solche, die auf

das Ideal gerichtet, und von Ideen ausgehend, weit über die sinnliche Erfahrung sich zu erheben behauptet, so ist eine solche idealische Ansicht der Dinge in allen Zweigen nicht bloß der Kunst, sondern auch der Wissenschaft so allgemein herrschend geworden, daß fast keiner mehr den Anspruch daran ganz zu verläugnen wagt; so sehr übrigens auch diese verschiedenen Ansichten nach der Idee unter einander oder auch mit sich selbst in Streit seyn mögen. Denn vorzüglich auch dadurch hat sich dieser merkwürdige Kampf aufgelöst, daß die Idealisten oder diejenigen, welche gegen die Empirie für die Ideen kämpften, unter sich selbst uneins wurden, und die Bessern es deutlich fühlten, daß es nicht mehr gegen die bloße Gemeinheit zu kämpfen gelte, sondern gegen eine wahre Kraft und einen im Ueblen rastlos wirksamen Geist, ein eigentliches Genie des Bösen. Der ungleich höhere Kampf, welcher dadurch hätte herbeygeführt werden sollen, ist gleichwohl noch nicht recht entwickelt hervorgetreten. Vielmehr hat der Streit späterhin wieder einen kleinlichern Charakter angenommen und ist zum Theil in eine leere Spiegelfechterey ausgeartet. Von dieser Art ist der eingebildete Gegensatz zwischen dem goldnen Zeitalter und einer sogenannten neuen Schule. So wenig es, wie ich schon früher bemerkte, in der deutschen Litteratur ein goldnes Zeitalter gegeben hat; eben so wenig kann ich auch irgendwo etwas finden, was die Benennung einer neuen Schu-

le rechtfertigen könnte. Eigentlich versteht man darunter meistens wohl nur die Uebertreibungen einiger Nachahmer und von den Ideen andrer Ueberwältigter, deren Verirrungen man denen, welche solche Ideen zuerst aufgestellt haben, um sie desto leichter verunglimpfen zu können, unbilliger Weise aufbürdet und mit anrechnet. Von dem aber, was nach dem sonst üblichen Sinn bey den griechischen Philosophen oder italiänischen Mahlern eine Schule genannt ward, wegen der gründlichen Nachfolge und der dauerhaften Fortbildung auf einem bestimmten Wege der Kunst oder der höhern Wissenschaft, sehe ich in unserm geistigen Wirken noch wenig Spur, ja selbst der Schüler dürften nicht viele gefunden werden, von denen man erwarten kann, daß sie einst Meister seyn werden. Ohnehin sucht fast jeder der Ausgezeichneten sich seine eignen Wege zu bahnen und es vereinzelt sich alles mehr und mehr.

Ein eben so gehaltleerer Gegensatz war auch der vor einiger Zeit zwischen der norddeutschen und süddeutschen Litteratur und Geistesart aufgestellte, wobey noch die gehässigsten Leidenschaften alter Provinzial-Abneigungen und Einbildungen angeregt wurden. Es handelt sich aber um etwas viel größeres in diesem mannichfaltigen Zwiespalt des deutschen Geistes, als um eine vorübergehende litterarische Modestreitigkeit der wechselnden Partheyen.

Betrachten wir überhaupt den merkwürdigen Kampf in dem gesammten geistigen Wirken des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen und nicht bloß wie wir ihn in Deutschland sich entwickeln gesehen, sondern wie er auch in England, in Frankreich und im übrigen Europa sich gestaltet hat, und fragen wir nun nach der welthistorischen Bedeutung dieses großen Phänomens, so dürfte folgendes vielleicht die erklärende Deutung desselben seyn. Nicht bloß im Aeußern und Einzelnen, wo er sich zunächst kund gegeben, hat dieser Streit seinen Sitz; sondern es liegt ihm als allgemeine Ursache eine große Bewegung im Innern des Menschengeistes zum Grunde.

Die wilden Verirrungen der von allen Banden losgelassenen Vernunft und Denkkraft, und dann das Wiedererwachen der unter dem Druck eines leeren Scheinwissens und eben so bedeutungsleerer Lebensformen erstorbenen Fantasie sind zugleich der innere Grund und das große Resultat dieser mannichfaltigen Erscheinungen und Bewegungen. Wie in Frankreich die alles beherrschende und alles auflösende, jedem Glauben und jedem Bande der Liebe entsagende Vernunft ihre zerstörenden Wirkungen ganz nach außen hin gewandt und das gesammte Leben der Nation zum furchtbaren Schauspiel für die Mitwelt und Nachwelt ergriffen hat; so nahm in Deutschland, dem Charakter der Nation gemäß, bey der äußern Gebundenheit der edel-

sten Kräfte, die absolute Vernunft ihre Richtung ganz nach Innen, statt der bürgerlichen Revolutionen, in metaphysischem Kampfe Systeme erzeugend und wieder zerstörend. Von dem zweyten Phänomen des Zeitalters, dem Wiedererwachen der erstorbenen Fantasie finden sich merkwürdig genug auch in andern Ländern einzelne Spuren, in der ohne eigentlichen äußern Anlaß sich von neuem wieder regenden Liebe zur alten Sage und zur romantischen Dichtung. In dem Umfange und in der Tiefe aber, wie in Deutschland die wiedererwachte Fantasie nicht bloß in mannichfaltigen Hervorbringungen sich kund giebt, sondern auch unter allen noch so verschiedenen Gestalten der Vorzeit verstanden und anerkannt wird, dürfte dieses Phänomen wohl bey keiner andern Nation gefunden werden.

Wie die unbedingt herrschende und wirkende, ganz denkfreye Vernunft nun in ihrer Richtung nach Innen, in einer kraftvollen Männerseele sich in sich selbst zerarbeitet, täuscht, zerstört und immer sich neue Gedankengebäude aus dem Nichts hervorbildet, davon möchte ich unter allen deutschen Philosophen keinen so sehr als Beyspiel anführen, als Fichte; nicht bloß wegen der Erfindungskraft und Meisterschaft in allen Künsten des Denkens, die ihm in so hohem Grade eigen sind, sondern auch weil er den Stoff zu seinem Denken ganz aus sich selbst nehmen wollen, die Natur verschmähend und auf die Vorgänger wenig achtend.

Unter den Dichtern aber, die von einem gleichen Streben beseelt sind, wüßte ich keinen zu nennen, der um die Wiedererweckung der Fantasie in Deutschland ein so großes und allgemeines Verdienst hätte, als Tieck; der alle ihre Tiefen und auch ihre Verirrungen so vollkommen kennt, und ihrer wundervollen Erscheinungen und Geheimnisse so ganz Meister ist.

Bis an dieses äußerste Ziel, was Vernunft und Fantasie betrifft, ist das Jahrhundert gekommen; weiter im Ganzen bis jetzt noch nicht. Vergessen wir aber wenigstens nicht, daß wir noch weiter fortschreiten müssen, wenn wir nicht ganz wieder zurück sinken wollen, und das zu diesen Tiefen der Vernunft, die wir durchforscht haben, und zu dieser Fülle und Herrlichkeit der Fantasie, die uns wieder geworden ist, nun auch noch der feste Wille hinzukommen muß, der den Anfang und ersten Saamen alles Guten enthält und allein im Stande ist, die Entartung von uns abzuhalten; und dann der klare Verstand und die rechte Einsicht, von denen jene Tiefe und Fülle der Vernunft und der Fantasie nur die einzelnen Elemente sind, die einzeln nie zum Ziele führen. Der wahre Verstand aber beruht in allen Dingen auf der Uebersicht und Anschauung des Ganzen, und dann auf dem Urtheil, oder der Unterscheidung dessen, was das Rechte ist.

Auf diesen Zusammenhang überall hinzudeuten, und eben dadurch das Ganze darzustellen, und eine

wahre Idee von der Litteratur und unserm gesammten geistigen Wirken zu geben, war ich in diesen Vorträgen bemüht; zugleich aber, wie in allen meinen früheren Versuchen, ging auch in dem gegenwärtigen mein Bestreben dahin, zu einer vollkommnen Scheidung und rechten Erkenntniß des Guten und Bösen auch in der Litteratur, so viel an mir ist, ohne rednerische Kunst kräftig mitzuwirken.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich <<von>>,

Friedrich Schlegel's Geschichte der alten und neuen Litteratur Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1812

Bd.: 2

Wien 1815

Bibl.Mont. 22-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10710815-1